

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 2/2011 (24. Jahrgang)

„Times of life in times of change“
Soziologische Perspektiven zu Zeit und Lebenslauf
herausgegeben und eingeleitet von
Herwig Reiter, Benedikt Rogge und Nadine M. Schöneck

An Interview by Matthias Pohlig
Glen H. Elder: Life Course, Agency, and Time

Matthias Wingens and Herwig Reiter
The Life Course Approach – it's about Time!

Hartmut Rosa
Terrorists and High-Speed Surfers

Nadine M. Schöneck
Manche denken darüber nach, andere nicht, aber alle müssen mit Zeit leben

Vera King
Ewige Jugendlichkeit – beschleunigtes Heranwachsen?

Julia Brannen
Fatherhood in the Context of Migration: An Intergenerational Approach

Benedikt Rogge
Boredom, the Life Course, and Late Modernity

Ulrich Mückenberger
Welche Anforderungen stellt Lebenslaufpolitik an Zeitpolitik?



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2011 (24. Jahrgang)

Schwerpunkt

„Times of life in times of change“

Soziologische Perspektiven zu Zeit und Lebenslauf

Herwig Reiter, Benedikt Rogge und Nadine M. Schöneck

„Times of life in times of change“. Soziologische Perspektiven
zu Zeit und Lebenslauf.....167

„Times of Life in Times of Change“. Sociological Perspectives
on Time and the Life Course.....171

An Interview by Matthias Pohlig

Glen H. Elder: Life Course, Agency, and Time175

Matthias Wingers and Herwig Reiter

The Life Course Approach – it’s about Time!187

Hartmut Rosa

Terrorists and High-Speed Surfers:

Towards a Sociological Conception of Performative Identity204

Nadine M. Schöneck

Manche denken darüber nach, andere nicht, aber alle müssen mit Zeit leben

Zeiterleben, Zeitdenken und Zeithandeln als Schlüsselemente

alltäglicher Lebensführung.....224

Vera King

Ewige Jugendlichkeit – beschleunigtes Heranwachsen?

Veränderte Zeitverhältnisse in Lebenslauf und Generationenbeziehungen246

Julia Brannen

Fatherhood in the Context of Migration:
An Intergenerational Approach267

Benedikt Rogge

Boredom, the Life Course, and Late Modernity
Understanding Subjectivity and Sociality of 'Dead Time' Experiences284

Ulrich Mückenberger

Welche Anforderungen stellt Lebenslaufpolitik an Zeitpolitik?300

Autorinnen und Autoren dieses Heftes317

„Times of life in times of change“

Soziologische Perspektiven zu Zeit und Lebenslauf

Herwig Reiter, Benedikt Rogge und Nadine M. Schöneck

„*Tempora mutantur ...*“ – das geflügelte Wort vom Wandel der Zeiten wurde unter den Reformatoren populär, während des Aufbruchs vom „Mittelalter“ in die „Neuzeit“ also. Heute, sechs Jahrhunderte später, strotzt es in den westlichen Gesellschaften nur so von Beobachtungen des Wandels und der Rasanz, und die Rede von der „Beschleunigung“ ist längst zum Topos sozialwissenschaftlicher Gesellschaftstheorie avanciert. Während Prozesse der Beschleunigung von einigen Beobachtern als ein Merkmal der (Spät-)Moderne *sui generis* angesehen werden, macht aktuell eine Vielzahl weiterer Transformationen den Wandel unserer Zeit aus. Darunter fallen zum Beispiel die Konsequenzen der – inzwischen beinahe chronifizierten – Weltwirtschaftskrise, der anhaltende Umbau der wohlfahrtsstaatlichen Systeme, der Anstieg globaler Migration, die steigende Erwerbsbeteiligung von Frauen, die Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen und die Zunahme sozialer Ungleichheiten – um nur eine Auswahl zu nennen.

„... *nos et mutamur in illis*“ – historische Veränderungen sind verbunden mit Veränderungen (in) der „Zeit der Subjekte“. Sie sind unauflöslich verquickt mit dem Alltag, den Sinnzuschreibungen, den Sozialbeziehungen und: den Lebensverläufen und Biographiekonstruktionen von Individuen.

Um die Zusammenhänge von Zeit und Lebenslauf geht es in dem vorliegenden Sonderband. Der Band geht hervor aus einem internationalen Workshop mit dem Titel „Times of Life in Times of Change – Sociological Perspectives on Time and the Life Course“, der am 25./26. Februar 2011 am Hanse-Wissenschaftskolleg in Delmenhorst stattfand, und bei dem – nach unserer Kenntnis erstmalig – Zeitsoziologen und Lebenslaufsoziologen zusammentrafen, um theoretische und empirische Gemeinsamkeiten und Überschneidungen ihrer Felder zu diskutieren, aktuelle Forschungsergebnisse vorzustellen und insbesondere um das Anregungspotenzial des jeweils anderen für die eigene Forschungsperspektive zu entdecken. Ziel dieses Workshops war es, einen Dialog zwischen der vornehmlich empirisch ausgerichteten Tradition der Lebenslaufforschung und der bislang überwiegend theoretisch orientierten Zeitsoziologie zu initiieren. In einem kleinen Kreis von Vertreterinnen und Vertretern der Zeit- und Lebenslaufforschung wurde der Workshop zu einem fruchtbaren Austausch, den dieser Band fortsetzen und verstetigen soll.

Verbindung und Dialog der beiden Felder sind dabei naheliegend: Die Grundkategorie der Zeit spielt in der Lebenslaufsoziologie eine entscheidende Rolle, bleibt jedoch oft implizit und theoretisch wenig durchdrungen. Demgegenüber interessiert sich die Zeitsoziologie in hohem Maße für die Zusammenhänge von „historischer

Zeit“ und „biographischer Zeit“, hat sich bisher aber kaum etwa der konzeptuellen Reflexion zeitlich definierter Lebenslaufkategorien angenommen. Indes sind die Grundlagen für einen konstruktiven Dialog tragfähig: Zeit- und Lebenslaufsoziologie eint nicht nur eine genuin dynamische Sicht, sprich: ein prozesshaftes Verständnis der sozialen Wirklichkeit. Sie teilen auch die „integrative“ Perspektive (Ritzer 2003), d.h. einen meta-theoretischen Standpunkt, der die alten Dualismen der Sozialtheorie zu überwinden sucht, indem eine analytische Sowohl-als-auch-Position eingenommen wird: Sowohl Handeln als auch Strukturen, sowohl objektive Bedingungen als auch subjektive Prozesse, sowohl Makro- als auch Mikroebene werden in beiden Forschungsfeldern nicht als Widersprüche problematisiert, sondern in ihren Zusammenhängen analysiert. Prozessualität und Integrativität sind folglich zwei wesentliche verbindende Merkmale von Lebenslauf- und Zeitsoziologie.

Die Zusammenführung beider Ansätze wirft eine Vielzahl theoretischer wie empirischer Fragen auf. Wir freuen uns daher sehr, dass die Autorinnen und Autoren der in diesem Band versammelten acht Beiträge sich sämtlich der keineswegs risikolosen, geschweige denn selbstverständlichen Aufgabe gewidmet haben, die *beiden* Perspektiven der Lebenslauf- und der Zeitsoziologie einzunehmen. Der Band umfasst sowohl erstmals veröffentlichte Ergebnisse empirischer Forschungsprojekte als auch innovative, konzeptionelle Studien im Schnittpunkt von Lebenslauf- und Zeitsoziologie.

Einen quasi dialogischen Einstieg bietet zunächst das Interview, das Matthias Pohlig mit Glen H. Elder, Jr., dem Pionier der Lebenslaufforschung, im Frühjahr 2011 führte. In den Interviewausschnitten geht es insbesondere um die Zusammenhänge von Zeit und Lebenslauf sowie um *agency*. Glen H. Elder akzentuiert die Verschränkung von biographischer Zeit und historischer Zeit, also von alltäglichem Handeln, subjektiven Deutungen und Zeitperspektiven einerseits und überindividuellen, historischen Entwicklungen andererseits. Interessanterweise diagnostiziert Elder einen beschleunigten sozialen Wandel nicht nur für die jüngste Vergangenheit, sondern für das gesamte 20. und 21. Jahrhundert.

Matthias Wogens und Herwig Reiter reflektieren die Zeitdimension als potenziellen Ausgangspunkt theoretischer Innovation für die Lebenslaufforschung, die sich im Wesentlichen dem Wechselspiel von *structure* und *agency* im Zeitverlauf widmet. Ihr Beitrag knüpft an die Studien Glen H. Elders an und diskutiert seine forschungsprogrammatischen und in erster Linie empirisch informierten ‚Prinzipien der Lebenslaufsoziologie‘. Zum Zweck der theoretischen Weiterentwicklung des Lebenslaufansatzes schlagen sie vor, an den für die Lebenslauftheorie zentralen Konzepten von „Transition“, „Trajektorie“ und „Wendepunkt“ anzusetzen. Abschließend diskutieren sie einige zeitsoziologische Aspekte dieser theoretischen Perspektive auf den Lebenslauf.

Hartmut Rosas Beitrag erweitert den Blick um die Vogelperspektive des historischen Zeitenwandels und die veränderten Bedingungen für Lebensläufe, Biographien und die Konstitution zeitgenössischer Identitäten. Er widmet sich der Frage, wie sich die soziale Beschleunigung, die er als ein Charakteristikum der Spätmoderne ansieht, auf Biographien und Identitätsprozesse heutiger Individuen auswirkt. Dabei macht er – entlang der drei Dimensionen „historische Zeit“, „Alltagszeit“ und „Lebenszeit“ – idealtypische Unterschiede zwischen Vor-/Frühmoderne, Hochmoderne und Spätmoderne aus. Die Identität spätmoderner Individuen sieht Rosa angesichts einer allseitigen Beschleunigung massiv unter Druck. Im Kern beobachtet er einen Übergang von

positionalen Identitätsprozessen (in der Hochmoderne) zu performativen Identitätsprozessen (in der Spätmoderne). Hierbei unterscheidet er vier stilisierte Muster gegenwärtiger Identitätsprozesse.

Als unmittelbare Replik auf Rosa, insbesondere auf Rosas frühere Akzelerationsthesen, lässt sich der Beitrag von Nadine M. Schöneck begreifen. Der kulturpessimistisch konnotierten Diagnose einer allseitigen, historischen Beschleunigung stellt sie die offene, nämlich empirische Frage nach den alltäglichen Lebenswirklichkeiten und ihrer Bewertung durch handelnde Subjekte gegenüber. Die von ihr dargestellten Forschungsergebnisse basieren auf einer umfangreichen *mixed-methods*-Studie und spiegeln die Wahrnehmung von Beschleunigung im Alltag wider. Schöneck differenziert dabei zwischen vier Typen des Zeiterlebens, Zeitdenkens und Zeithandelns, die deutlich unterschiedliche Ausprägungen der Zeitproblematik aufweisen. Die zeitsoziologische mit einer lebenslaufsoziologischen Perspektive verbindend, analysiert sie schließlich die Relevanz biographischer Verläufe für Muster der Zeitgestaltung und des Zeiterlebens.

Auch der Beitrag von Vera King knüpft an die Akzelerationsthese Hartmut Rosas an. King lenkt den Blick insbesondere auf die Folgen sozialer Beschleunigung und veränderter Zeitstrukturen für die Sozialisation von Kindern und den Wandel des Generationenverhältnisses. Sie diskutiert Veränderungen auf den drei Ebenen des individuellen Lebenslaufs, der Eltern-Kind-Beziehungen und der Ablösung im Generationenwechsel. Die Lebensläufe von Erwachsenen gerieten in Bedrängnis; sie seien zum „ständigen Aufbruch“ genötigt, und die Zunahme von Anpassungserfordernissen führe zu einer subjektiv empfundenen Abnahme der eigenen Lebenszeit. Dies wirke sich auf das Heranwachsen der von den Lebensläufen ihrer Eltern abhängigen Kinder und Jugendlichen aus und ziehe nicht zuletzt eine erhöhte Ambivalenz im Generationenverhältnis nach sich.

Julia Brannen verbindet eine ebenfalls generationentheoretische Forschungsfrage mit der Untersuchung eines biographischen Wendepunkts, der Migration. In ihrer empirischen Studie geht sie der Frage nach, wie sich in Migrantenfamilien Praktiken des „fathering“, also der Ausübung der Vaterrolle, intergenerational, über Zeit und Lebensläufe hinweg, verändern bzw. reproduzieren. Brannen stellt die Ergebnisse ihrer qualitativen Drei-Generationen-Studie vor, in der irischstämmige Väter (und ihre Söhne) interviewt wurden, die in das Vereinigte Königreich emigriert sind. Für die „fathering“-Praktiken der Männer zeigen sich sowohl generationenspezifische Diskontinuitäten als auch migrations- und mentalitätsbedingte Kontinuitäten zwischen den Generationen. Die Transmission der Migrationserfahrung sowie irischer Identitätsvorstellungen schlägt sich dabei insbesondere in einer ausgeprägten Arbeitsethik und einer klassisch zu nennenden Auffassung der Vaterrolle bei den Männern der zweiten Generation nieder.

Nach den beiden intergenerationalen Beiträgen widmet sich Benedikt Rogge einer besonderen Form des subjektiven Zeiterlebens: der Langeweile. In drei Interviewstudien hat er Studierende und Arbeitslose sowohl zu ihren Vorstellungen von Langeweile als auch zu ihrem alltäglichen Zeiterleben befragt. Er unterscheidet die „situationsbezogene Langeweile“ (*situational boredom*) von der „handlungsbezogenen Langeweile“ (*agentic boredom*). Letztere – das unangenehme Empfinden, nicht zu wissen, was man tun soll – sieht er dabei als charakteristisch für die Spätmoderne an. Es häufe sich in der frühen und späteren Lebensphase und vor allem bei biographischen

Transitionen, in deren Verlauf alte Handlungsroutinen obsolet und neue angeeignet werden. Das Empfinden handlungsbezogener Langeweile sei zudem ungleich verteilt zuungunsten von Personen aus unteren Sozialschichten und mit gebrochenen (Erwerbs-)Biographien.

Der Beitrag von Ulrich Mückenberger schließt den Sonderband mit einer kritischen Analyse des arbeitsrechtlich verankerten „Normalarbeitsverhältnisses“ und seiner zeitpolitisch unzeitgemäßen Konsequenzen für den Lebenslauf. Auf der Grundlage des Zeitpolitischen Manifests „Zeit ist Leben“, welches die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik 2005 veröffentlichte, plädiert er programmatisch für eine Abkehr vom Normalarbeitsverhältnis und die Etablierung eines neuen Vereinbarkeitskonzepts, basierend auf der Idee eines „Rechts auf eigene Zeit“. Ulrich Mückenberger widmet diesen Artikel der verstorbenen Helga Krüger. Als Mitverfasserin des Zeitpolitischen Manifests war sie wohl eine der ersten Lebenslaufsoziologinnen, die sich explizit und kritisch mit der Wechselbeziehung zwischen Zeit und Lebenslauf befassten.

Die vorliegende Publikation und die zugrunde liegende Tagung wären nicht möglich gewesen ohne die großzügige Unterstützung durch das Hanse-Wissenschaftskolleg in Delmenhorst, die Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS), das Institut für Empirische und Angewandte Soziologie (EMPAS) und die Universität Bremen. Allen Förderern sei herzlich gedankt. Wir danken ebenfalls den Herausgebern von BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen für ihre Bereitschaft, das Thema „Zeit und Lebenslauf“ zum Gegenstand eines Sonderbandes zu machen, und für ihre freundliche Kooperation im Vorfeld und während der Entstehung dieses Bandes.

LITERATUR

Ritzer, George (2003): *Contemporary sociological theory and its classical roots*. New York: McGraw-Hill.

“Times of Life in Times of Change”

Sociological Perspectives on Time and the Life Course

Herwig Reiter, Benedikt Rogge and Nadine M. Schöneck

“Tempora mutantur ...” – this well-known quote on changing time had already become popular as the Middle Ages gave way to the dawn of the Modern Era. Today, some six centuries later, Western societies are defined by observations of rapid change with the diagnosis of ‘acceleration’ becoming commonplace in the social sciences. While some scholars regard acceleration as the characteristic feature of Late Modernity, there remain a number of other important social transformations to be observed. To name just a few: the worldwide economic crisis and its – by now almost chronic – consequences, the ongoing reorganisation of welfare systems, increasing global migration, the rising participation of women in the labour market, the casualisation of labour, and the growth of social inequalities.

“... nos et mutamur in illis” – historical change goes hand in hand with changes in the “time of its subjects”. They are inseparably bound to everyday life, to the construction of meaning, to social relations and to life courses and biographical accounts of the individual.

This Special Issue is concerned with the relationships between time and the life course. It is the outcome of an international workshop on “Times of Life in Times of Change – Sociological Perspectives on Time and the Life Course” that took place on the 25th and 26th of February 2011 at the Hanse-Wissenschaftskolleg (HWK – Institute for Advanced Study) in Delmenhorst, Germany. During this workshop time sociologists and life course sociologists met, to our knowledge for the first time, in order to discuss theoretical and empirical commonalities and overlaps in their respective research fields, to present findings of recent empirical studies, and especially to discover the potential of each other’s perspective for their own research. The workshop aimed at initiating a dialogue between the primarily empirically oriented tradition of life course sociology and the so far rather theoretically oriented sociology of time. This volume seeks to consolidate the basis for continuing the fruitful exchange initiated during the workshop.

There are considerable links between the two fields making the dialogue self-evident. On the one hand, time is a fundamental category in life course sociology, yet it often remains implicit and under-theorised. On the other hand, time sociology has an interest in the relationships between “historical time” and “biographical time”, yet so far has barely been involved in conceptually reflecting upon life course categories and their temporal constitution. The preconditions for a productive exchange, however, are fulfilled. First of all, both time and life course sociology are characterised by a genuinely dynamic approach and a processual notion of social reality. Furthermore,

they share an “integrative” perspective (Ritzer 2003), i.e. a meta-theoretical point of view that attempts to overcome the old dualisms of social theory: agency and structure, objective conditions and subjective processes, whereby macro and micro levels are not considered as contradictions but are analysed together.

Bringing together the two fields introduces a variety of theoretical and empirical questions. Therefore, we are particularly glad that the authors of the eight contributions to this volume accepted the challenge to look at their respective research question from the perspectives of both life course sociology *and* time sociology, an enterprise that is by no means without risk and cannot be taken for granted. The present Special Issue includes original findings from empirical research as well as innovative conceptual studies at the intersection of life course and time sociology.

The first contribution delivers, as it were, a dialogical introduction to our subject: It presents extracts from an interview with Glen H. Elder, undoubtedly *the* pioneer of life course research, conducted by Matthias Pohlig in spring 2011. Elder discusses the relationship between time and the life course as well as the issue of agency and, moreover, emphasises the interconnections between biographical and historical time: i.e. between everyday action, subjective meaning and time perspective on the one hand, and social and historical developments on the other. Interestingly, in Elder’s view social acceleration is by no means limited to the more recent past but characteristic of the entirety of the 20th and 21st centuries.

Matthias Wingens and Herwig Reiter discuss the dimension of time as a potential starting point for theoretical innovation in life course research, the main interest of which lies in analysing the interplay of *structure* and *agency* over time. Their contribution draws on Glen H. Elder’s research and discusses his programmatic and, first of all, empirically informed “principles of life course sociology”. In order to facilitate the theoretical advancement of the approach they suggest starting from key concepts of life course research such as “transition”, “trajectory”, and “turning point”. They conclude with a discussion of a variety of time sociological aspects of this theoretical perspective on the life course.

Hartmut Rosa adds to our understanding with a bird’s eye view of historical change and the altered conditions of life courses and biographies. Addressing the phenomenon of social acceleration, which he considers characteristic of Late Modernity, Rosa reflects upon its specific impacts on biographies and individual identity. Rosa describes ideal typical differences between Early, High and Late Modernity along the dimensions of “historical time”, “everyday time”, and “lifetime”. According to Rosa, the omnipresent phenomenon of acceleration places the identities of Late Modern individuals under severe pressure. In a nutshell, he observes a transition from positional identity processes (in High Modernity) to performative identity processes (in Late Modernity). He finally differentiates four stylised patterns of contemporary identity.

Nadine M. Schöneck’s contribution can be read as a direct response to Rosa and especially to his acceleration thesis. She confronts the inherently pessimistic diagnosis of a historical acceleration with empirical reality. The findings from her extensive mixed-methods study on people’s everyday lives reflect the perception of acceleration in daily routines. Schöneck distinguishes between four types of experiencing, thinking and “acting” time. Integrating the time sociological perspective with a life course

perspective she finally analyses the relevance of biographical processes for patterns of organising and experiencing time.

Vera King's contribution refers equally to Hartmut Rosa's acceleration thesis. King focuses on the consequences of social acceleration and changing time structures for the socialisation of children and for the transformation of inter-generational relationships. She discusses changes at the level of the individual life course, of the parent-child relationship, and of the alternation of generations. She finds that adult life courses are under pressure because they permanently need to be ready to "hit the road". Increasing needs to assimilate result in perceiving a decline of lifetime. This has consequences for a child's development and for young people who depend on the life courses of their parents. Besides, this perspective entails an increasing ambivalence in inter-generational relationships.

Julia Brannen combines her analysis of migration as a biographical turning point with a research question that is grounded in the theory of generations. Her empirical study investigates how "fathering", i.e. performing the role as a father, is inter-generationally transformed and reproduced across time and life courses in migrant families. Brannen depicts the findings from her interview study on Irish-born fathers and their sons and grandsons who had migrated to the United Kingdom. She characterises the fathering practices of her interviewees in terms of the continuities and discontinuities between generations. The transmission of the migration experience and of Irish identity conceptions is reflected in a distinct work ethic and in a rather traditional understanding of fatherhood among men of the second generation.

These two inter-generational contributions are followed by Benedikt Rogge's study on boredom as a specific form of subjective time experience. In the frame of three interview studies with students and unemployed people he explores the subjects' notions of boredom as well as their everyday time experiences. In this context he distinguishes between "situational boredom" and "agentic boredom". He conceives agentic boredom, the unpleasant sensation of "not knowing what to do", as characteristic of Late Modernity. Rogge finds that this feeling becomes more frequent especially during the early and late phases of life as well as during transitions, in the course of which old routines become obsolete and new ones need to be acquired. Furthermore, agentic boredom seems to be unequally distributed to the disadvantage of members of lower social strata and people with discontinuous (employment) biographies.

Ulrich Mückenberger's contribution concludes the Special Issue with a critical analysis of the anachronistic time political consequences for the life course of the "standard employment relationship" based in labour law. On the basis of the time political Manifesto "Time is Life" published by the German Society for Time Politics in 2005, Mückenberger programmatically pleads for the rejection of the standard employment relationship. Instead he promotes the establishment of a novel agreement based on the idea of a "right to one's own time". The article is dedicated to the late Helga Krüger. As co-author of the time political Manifesto she was perhaps one of the first life course sociologists who explicitly and critically dealt with the interrelationship between time and the life course.

The realisation of this publication and its preceding workshop were only made possible by the generous support of the Hanse-Wissenschaftskolleg (HWK – Institute for Advanced Study) in Delmenhorst, the Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS), the Institute for Empirical and Applied Sociology (EM-

PAS), and the University of Bremen. We would like to thank them all. We also thank the editors of *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* for their readiness to dedicate this Special Issue to the topic of “time and the life course” as well as for their kind and professional cooperation during the whole process from initial idea to this final publication.

LITERATURE

Ritzer, George (2003): *Contemporary sociological theory and its classical roots*. New York: McGraw-Hill.

Glen H. Elder: Life Course, Agency, and Time

An Interview by Matthias Pohlig

Abstract

During three interview sessions in early and mid 2011 Glen H. Elder was asked to reflect upon the issue of time and the life course on the basis of his experience and contribution to the development and establishment of the life course approach. His interest in the subject now spans several decades. Recalling his personal history and involvement in life course research Elder reviews the approach's key categories including agency and timing, or the connection between agency and contingency. He discusses conceptual differences between the notions of biography and those applying to biographical, institutional and historical time. He reflects upon the interconnection of social change, historical events and the lives of individuals, and comments on contemporary challenges for modern lives. Finally, he discusses methodological advancements in life course research and his current and future research plans.

Glen H. Elder: Lebenslauf, Agency, und Zeit Ein Interview von Matthias Pohlig

Zusammenfassung

Im Rahmen von drei Interviews, die Anfang und Mitte 2011 geführt wurden, wurde Glen H. Elder darum gebeten, seine jahrzehntelange Erfahrung im Bereich der Lebenslaufforschung sowie seine Beiträge dazu Revue passieren zu lassen. Ausgehend von seinem persönlichen Zugang zur Lebenslaufforschung spricht er über Schlüsselkategorien dieses Ansatzes wie etwa *agency* und *timing* sowie den Zusammenhang von *agency* und Kontingenz. Elder diskutiert Unterschiede in den Konzepten von Biographie und denen der biographischen, institutionellen und historischen Zeit, reflektiert den Zusammenhang von sozialem Wandel, historisch bedeutsamen Ereignissen und dem Leben von Individuen und kommentiert aktuelle Herausforderungen des modernen Lebens. Schließlich spricht er über methodische Entwicklungen im Bereich der Lebenslaufforschung und stellt seine aktuellen und zukünftigen Forschungspläne vor.

Introduction

The following interview is based on a conversation with Glen H. Elder, Jr. on the role of human agency in the life course. Since its inception in the late 1980s, the Collaborative Research Center 186 at the University of Bremen, with its focus on ‘Status Passages and Risks in the Life Course’, has been involved in a fruitful dialogue with faculty members of the University of North Carolina at Chapel Hill concerning a variety of life course issues. As a student of life course sociology at the University of Bremen, I had the opportunity, with funding from the Heinrich Böll Foundation, to benefit from this on-going dialogue during a research stay in Chapel Hill in January and February 2011. During this time, I recorded several conversations with Professor Elder on issues related to my Master’s research. Upon my return to Bremen, Herwig Reiter, Benedikt Rogge and Nadine Schöneck-Voss approached me with the idea of publishing parts of these conversations as a contribution to this special issue of BIOS on time and the life course. The recordings were initially transcribed by Joy Backhaus and later edited by me. Thanks to the time, patience and trust of Glen Elder I was able to conduct a follow-up interview enabling me to clarify open questions and explore a few additional topics not covered in the original conversations but which present themselves as particularly relevant to this special issue. The outcome is an elaborate reflection on time and life course from one of the world’s most distinguished life course researchers. Let me briefly review some of the arguments of the interview together with some important additional references.

Generally, the life course perspective links the past experiences and events of individuals to both the present and the future (see Elder/Johnson/Crosnoe 2003 and Elder/Giele 2009 for an introduction to Elder’s approach to life course research). More specifically, this perspective observes time as social category by the concepts of timing, age, and historical time (see Elder 1994). The concept of age, which incorporates sociological, psychological, and biological aspects through the consideration of age norms, life-span development and (biological) ageing within the analysis of social lives, is only partly elaborated in the following interview (see Elder 1994 for more details).

At the start of the interview, Elder outlines the development of his interest from socialization to life course research (cf. his Cooley-Mead address to the American Sociological Association in Elder 1994; see also Elder 1998). Subsequently, his reflections turn to the categories of agency and timing, which are “paradigmatic principles” of life course research (Elder 1994; Elder/Johnson/Crosnoe 2003; Hitlin/Elder 2007). According to Elder, timing is essentially played out at the micro level and thereby relates to the principle of individual agency (cf. Hitlin/Elder 2007, 184). Elder’s concept of agency is strongly influenced by Clausen’s (1993) social-psychological concept of ‘planful competence’ and Bandura’s (1998) notion of self-efficacy. This is then complemented by a reflection on the connection between agency, shared meaning and contingency. Elder’s remarks on meaning, narratives and collective memory underline the fact that life course research, while focusing on the structural level, shares important concepts (such as biography) and references (e.g. Thomas/Znaniecki 1958; Halbwachs 1980) with biographical research. In using the term contingency, Elder highlights the constraints and uncertainties of the life course processes embedded in social relationships. Therefore, contingency has different effects

on agency depending on gender and historical time. Contingency in the lives of women who grew up during the Great Depression is well documented by Elder (1999, 202-239; cf. Clausen 1993, 387-419). A recurring theme throughout the interview is the influence of social change and historical events on individual lives. The Great Depression and the Second World War especially have become main topics in Elder's research (see particularly Elder 1999; see also Shanahan/Elder/Miech 1997 for a brief discussion). Through his long-standing interest in issues of social change, Elder sympathizes with the hypothesis of the acceleration of social time; yet in referring to research dating from before the 1940s he considers acceleration not as a new phenomenon but as one that has always characterized modernity. Despite important advances in life course research, particularly in terms of methods and data, Elder points to the many unknowns: for example, the field of health and the connection between the welfare state and the life course (cf. Mayer 2009). The interview concludes with an introduction to one of the most recent and ongoing comparative research projects that Elder has initiated: a longitudinal study of the effects of the Great Recession on young people in the United States, the United Kingdom and Germany.

Interview

Pohlig: How did you become interested in the life course, and how did agency become so important in your approach?

Elder: A number of things came together. First, the topic I studied – adolescence – prompted interest in the growing agency of the young through exposure to the writings of Jean Piaget. Second, the 1950s and 1960s represent a time when people were discovering the role of agency as in Dennis Wrong's wonderful essay on the "oversocialized man"¹. I viewed socialization as a link between institutional arrangements and the individual. However, anyone who studies socialization has to realize that self-selection is occurring over the life course. The "life course" paradigm helped to address this limitation of socialization. Besides, psychologists like Richard Lerner, Albert Bandura and German developmentalists advocated an agency role for the individual in shaping their own development – the individual as an agent of his or her own life. I think, at that point, the time had come for a more interactional and proactive concept of the relationship between person and environment.

Pohlig: What does agency mean in your life course approach?

Elder: People work out their lives by selecting different paths and options. When I was a professor at Cornell, some economists claimed that the life course framework appeared to be past oriented rather than future oriented. However, we know that individuals bring the past to the present, which, in turn, shapes their view of the future. In a methodological sense, we have become more and more preoccupied with the selection of situations by individuals rather than thinking solely in terms of causation. It is the individual sha-

1 See Wrong 1961.

ping the situation rather than simply the situation influencing the individual. This connects then to self-selection into contexts like schools, neighborhoods and activities like sports. In the life course framework, agency represents how individuals construct their future.

Pohlig: You mentioned future orientations. How are time perspectives connected to life course agency?

Elder: Optimism is a vital part of a sense of agency and entails a concept of the future, the open pathways or opportunities. An efficacious person is likely to be optimistic. That has to do with how a person constructs the future, what the options are and whether he or she has a chance or the ability to make a difference in the world in which they live. Some people have well developed concepts of the future that are part of their time perspective.

Pohlig: How important is the ability to reconstruct the past?

Elder: Every transition we go through provides an opportunity to reconstruct the past. In fact, it calls upon us to do so. Our concept of the past is fluid, embedded in a constant process of reconstruction.

Pohlig: If you conceive agency as a measurable capability as in Clausen's concept of planful competences,² and if you think of rationality as a cultural concept like in constructivist perspectives or the new institutionalism: What are you actually measuring if you ask people about their planful competences?

Elder: Planful action is basically thoughtful. But many different substantive meanings could be associated with this planful action. In a culture that is diverse, we could have people who score similarly on planfulness but come up with different ways of acting, different prescriptions for the future and different ways of proceeding in their lives.

Pohlig: Does this lack of meaningfulness necessitate the integration of narratives in the concept of agency?

Elder: We tend to have a situational view of agency. But agency can be represented from a dynamic perspective across people's lives. We need to think of the meaning of agentic actions as we follow trajectories over time. We revise our understanding of possible options as we become more knowledgeable.

Pohlig: What is the role of these narratives of life plans?

Elder: The question is what initiates a narrative that engages us and prompts thinking about where we are headed and how we are going to do that. Some situations can take you out of life routines. For example, a semester abroad

2 See Clausen 1993.

can be something where one has time to talk to people, to think and put something together on what one is going to do. That is very much a narrative formation process. Another institutionalized social space is time in military service. It is a time out from the life course where one may think about life and the big plan for it. That certainly happened to people I know who were in the Second World War. Military service differs from what went on before and from what will go on afterwards. Afterwards, soldiers can embark on this life.

Pohlig: What triggers this restructuring of narratives?

Elder: Every time we experience a life transition, we have to explain to others our decision in a way that makes sense to them. You make a choice of a place to study or to take a job and then peers will ask, "Why did you choose this?" That forces you to think through that matter. You develop a narrative account that ties your life events together in a reworking of the biographic narrative.

Pohlig: What do you think about the hypothesis that succeeding in providing a coherent, reasonable narrative shows your agentic capacity and authority?

Elder: Yes, it does. But the question is whether one is acting or reacting. You could make meaning of a failure or success and communicate it to others. This process of creating shared meaning brings me to collective memory, which is a social creation, as Maurice Halbwachs has shown.³ For example, when soldiers get together at a reunion, they tell stories of their experience. Each member of the group fills in a bit and adjustments are collectively made. This collective memory reconstructs the past and produces a shared account.

Pohlig: Some scholars argue that non-reflexive action and passivity are also part of agency. What do you think about that?

Elder: I use agency as a term for decision or choice making and resulting actions. People evaluate whether an action is effective, whether they are going up the wrong trail or not. Surveys do not measure efficacious behaviour, but instead index efficacy beliefs. Whether one actually makes a difference or not is another question.

Pohlig: Do you mean by "implementing a decision" the action or the control over the outcome?

Elder: I mean launching or initiating a line of action. If we make a decision and plan to move then we begin to do things that need to be done. A life course process is not instantaneous, it develops over time. During the Cultural Revolution in China, they had agencies that controlled job and marital decisions. Even within those limitations, individuals could make a decision about some-

3 See Halbwachs 1980/1939.

thing they could do under the circumstances and which improved their life.⁴ Making a decision entails selecting a plan of action, and this process is consistent with what John Clausen calls planful competence, the extent to which one lays out a plan of action⁵. An implementation process is contingent on all the encounters and constraints along the way. Contingency really tells a lot about the life course. If I would elaborate this, I would definitely elaborate it as an implementation process that brings in planfulness.

Pohlig: Could you elaborate on this idea of contingency in terms of the life course?

Elder: Everyone is embedded in a network of relationships. The more embedded the person is in these networks and linked lives, the more contingent one's life is. In "Children of the Great Depression", I assessed whether the action of women who went into the labor force was contingent upon their family situation and upon what their husband felt. Whereas when we look at the lives of men, contingency assumed a different form: they could make their choice where and when they would take a job. This was not possible at the time for women if they were married. There are different degrees of contingency. Contingency is another way of thinking about how situational constraints work. Agency is played out in a structured and often constrained world.

Pohlig: What is the relationship between the principles of "linked lives" and agency?

Elder: Linked lives can be associated with constraints, but they may also be supportive. If we think of linked lives as collaborative and facilitating this, it may be the only way one can be agentic – doing it together with somebody.

Pohlig: What do you think about the differences between men's and women's life course agency?

Elder: In the 21st Century, we need to keep in mind the time when women and men lived in different worlds. We see this clearly in the archives of the Lewis Terman study⁶, which is a sample of gifted, talented people. The women, despite all their talents and personal gifts, were very constricted by their culture. At the time, girls were put in a very difficult situation, because the brighter they were, the more they were outside the conventional world of adolescence. Many of them became novelists or journalists because that gave them self-expression and was satisfying. Others became volunteers. Another way to describe this time is that linked lives and agency were played out in different

4 The examples from China are presented in more detail by Zhou/Hou 1999 and an unpublished manuscript by Elder/Wu/Yuan 1993.

5 See Clausen 1993.

6 For a description of Lewis Terman's "Life Cycle Study of Children with High Abilities" see Elder/Pavalko/Clipp 1993 and Vaillant 2002.

ways by the two genders. Women often chose innovative things like writing that they could do on their own and became sort of entrepreneurial. Moreover, I tried to look at intergenerational patterns between mothers and their daughters. The daughters were born in the post war years during the baby boom period, which can still be perceived as a traditional period. But it was less constraining than the years their mothers lived through. It is fascinating to look at the generations from the standpoint of gender role differences because the lives of women have been transformed in many ways. There is still much distance to go but just think of where we were in 1900.

Pohlig: What is the relation of the principle of agency to the other principles of life course research (i.e. life-span development, time and place, timing, linked lives)?

Elder: They are interdependent. Historical time and place constitute the setting, which can be modified by and for people. A good example in China would be the restriction of migration from rural to urban areas. Even in an urban area, job choices were constrained, but one could make all kinds of choices within such constraints. Agency is expressed in constrained situations.

Pohlig: How is timing related to agency? Does it have to do with decision making at turning points or transitions?

Elder: The concept of strategy can be tied to timing and agency. Are you going to do something early or later in life? If one does it later, one may be more in control and able to influence the situation. Strategic planning enables one to be more effective. Timing is a key element of strategic planning in life. It is central in determining the context in which to live. If we do something, put it off or do it early, we are able to arrive at a life context that exposes you to social opportunities you would not have had otherwise. Planfulness ties together agency, timing and context.

Pohlig: What happens if you encounter an unexpected change in the environment?

Elder: The problem with the life course in a fast changing world is that decisions may be initially framed to pursue a course of action, which soon becomes impossible. People thought they could work in the mill just like their parents, and find they cannot and have to retool. That is happening today to many people. The life course is a continual process of adapting to change. As we move through the life course, we rewrite the plan and the narrative of life.

Pohlig: How are the concepts of biography and life course related?

7 For the paradigmatic principles of life course research see Elder/Johnson/Crosnoe 2003, 10-13.

Elder: Biography is study of the person over time in their life histories. Life course research has many levels and some of those have little in common with the study of biography. The life course constitutes a structure at the macro level all the way down to the micro level. There are studies of the life course that are focused on pathways, careers and structures rather than on the person or on the influence of careers on the person. Of course, biography and life course are related to each other. One has to look at the changes that take place in the person over time as well as in the environment and the cross-level interactions between both. The common ground between life course research and biographical research occurs when we bring people's lives into a life course project. Research often focuses on one or the other topic, either it is interested in the person and the biography of the individual or it employs the larger picture of institutions, environments and social contexts in general.

Pohlig: What would be a good example for the role of the institutional dimension of time and how is it intertwined with individual biography and history?

Elder: Especially, schools and education play a large role in marking the life course. John Meyer's work on this topic has been quite significant.⁸ For example, the structure of educational institutions and its increased stratification have contributed to the prolonged transition into adolescence.

Pohlig: What is the impact of social policy on agency; such as the G.I. Bill, which opened access to formerly unknown career tracks?

Elder: The US G.I. Bill lifted a whole generation to a higher level by creating educational opportunities through financial support and opened up a chance for home ownership as well. In this manner, progress in social policy can promote agentic action by empowering people to take initiative on their own behalf. Collective action can have the same impact, especially if politics fails to do so. For example, the recent events in Egypt were not planned by the government. Instead, the government ignored what people wanted for long and this led to the protests we have seen.⁹

Pohlig: How would you describe the interaction of biographical, institutional and historical time?

Elder: In a simple way, we could equate biographical time with the time span of an individual's life. Similarly, we can think of the formation, the reformation or change and the decline of an institution as institutional time. The substance of historical time is derived from the other levels, the institutions, culture, population, state.

8 Compare especially Meyer's earlier works on the life course and educational institutions, for example Meyer 1986.

9 During the recording of this part of the interview on 10th February 2011, the revolution in Egypt was at a high point. The government had announced reforms, but not yet resigned.

Pohlig: Do you think that accumulated changes in biographies can lead to institutional and historical change?

Elder: I think so! John Modell, a social historian in the U.S., once alerted me to a missing element in my perspective on the life course, that I was not dealing with how individuals collectively change structures. It is a good example of how one can become so preoccupied with understanding how social change works that we do not turn around to think about how people mobilize to change the world in which they live. I was so focused on tracing the effects of change on people that I did not give much account of the reverse process. In fact, John Modell and I put together a paper, which stresses this very point.¹⁰ The field of social movements and collective behaviour deals with this in a nice way and I had the opportunity to teach it for quite a while.

Pohlig: How are the dynamics at the individual and institutional level connected to historical time?

Elder: One of the best ways of getting people to remember life events like certain jobs is to put it in historical context. The life event they are talking about is linked to historical events that were going on at the same time. Dynamics at the micro and macro levels of time are interwoven. Temporal demarcations of historical events help to contextualize life events. I started to appreciate that when I was thinking about time and looking across people's lives. The more I focused on timing and temporal processes, the more I became aware of life contexts.

Pohlig: After more than 50 years of research into the life course, how would you describe the major changes of life courses?

Elder: A great many changes have taken place since the 19th century and some interesting ones are related to the transition to adulthood. Leaving home and finding a way in the adult world took a long time in the 19th century. Around 1900, and then particularly after World War II, we see an earlier and earlier entry into the adult world, for example through the age at first marriage or the age at leaving the parental home. Now we are coming back to a prolonged transition, a long journey from dependency to the adult years. Clearly, there are different factors involved: Today, the required amount of education delays entry into work, and the level of affluence make it possible to live a life without getting into a line of work.

Pohlig: Some scholars like Hartmut Rosa argue that the pace of life has immensely accelerated since the beginning of modernity. What do you think about this assumption?

10 See Modell/Elder 2002.

Elder: I guess that we have always lived in times of incredible change, in the 20th and 21st centuries. For an essay, I once drew on a quote from a book by Walter Lippmann where he was talking about the great transformation from an agrarian life to an industrial life in 1914. He said, "There isn't a human relation, whether of parent and child, husband and wife, worker and employer, that doesn't move in a strange situation."¹¹ The Lynds noted the same thing in their book on Middletown in 1937, "The cumulating rapidity of recent social change [...] is widening in something resembling a geometrical ratio the gap between the things that were 'right' yesterday and those that make sense to the new generation of today."¹² I think we could carry that right up to the present, because technology, media and the globalization of experience give everyone a sense of acceleration today. Nonetheless, change is a kind of exponential process, which accentuates over time. For this reason, the question of how we manage time becomes interesting, how the changes that we are living through change our sense of time.

Pohlig: What do you think are the major improvements made so far in the methods of life course research? How do you see the prospects for life course research?

Elder: I just looked at a graph which depicts the number of publications that had come out with life course in the title or in the abstract. The big growth period was from 1990 up to where we are today. That was surprising to me, because I had thought that we had really seen a lot of growth in the 1980s. Longitudinal studies have been running since the 1950s in the US. The methods have developed very nicely prodded by the growth of longitudinal studies. We were challenged by a different body of data and we needed to be able to think about how to study people over time. It has taken a long time to crystallize the theoretical ideas in life course research and to find a way of thinking along methodological requirements. There is an incredible growth of life course work in the field of health. The life course perspective has even been adopted by the US Department of Health and Human Services for 'Healthy People 2020' and by the Bureau of Maternal and Child Health in its new strategic plan.¹³ But there are many other paradigms out there. Therefore, it is amazing that the life course perspective has become the way of advancing an understanding of health and well-being at the federal level, at the practice level and at the research level. I still think there is a lot to be done. We have not even scratched the surface of how, for example, early dispositions in the prenatal years have consequences for health in the later years. This will be a challenge for us over the next decades. Another issue in life course research is that the list of countries from our body of knowledge is quite limited. For instance, we do not really know very much about Japan as the Japanese government for many years did not fund longitudinal studies in any substantial way. By con-

11 Lippmann 1914, 152-153 quoted in Elder 1995, 102.

12 Lynd/Lynd 1937, 168 (Footnote 48) quoted in Elder 1995, 102.

13 Cf. Fine/Kotelchuck 2010.

trast, China is moving along rapidly in this area of study and we know a lot about social change and health in China. We know very little about the Mediterranean countries and Russia in comparison with the United Kingdom or Germany. Hence, we have much work to do. Many areas have barely been investigated like the connection between the state and the life course in terms of both policy and structuring life. We will have more interdisciplinary work in the future across neuroscience, biology, sociology, psychology, demography, anthropology, and history.

Pohlig: What is your current research about?

Elder: Together with Walter R. Heinz, John Bynner and other young investigators we are revisiting the "Children of the Great Depression" by comparing the effects of the recent financial crisis and economic recession on youth and their transition to adulthood in the United States, the United Kingdom and Germany. How are individual lives linked to global economic changes? The severity of the so-called Great Recession varies between these countries, as do the density and the provision of social support provided by the welfare state. Thus, the question is how young people are dealing with the adversities caused by the recession within the institutional settings of the three countries. Has the Great Recession increased the gap between those who attended college and those who did not? What are the effects on young persons from low-income families? Compared to the available longitudinal micro-data on the Great Depression, we now have a very rich source of data from household panels in developed societies. This is going to be a long-term project, as we will follow our young respondents at least ten years into the future. The story of the youth during the Great Recession will be modified over time. Some preliminary findings are to be presented at the end of September 2011 in Bielefeld, Germany.

LITERATURE

- Bandura, Albert (1998): *Self-efficacy: The exercise of control*, New York.
- Clausen, John A. (1993): *American lives: Looking back at the children of the Great Depression*, New York.
- Elder, Glen H. (1994): *Time, Human Agency, and Social Change: Perspectives on the Life Course*, in: *Social Psychology Quarterly* 57:1, 4-15.
- Elder, Glen H. (1995): *The Life Course Paradigm: Social Change and Individual Development*, in: Phyllis Moen, Glen H. Elder and Kurt Lüscher (eds.): *Examining lives in context: Perspectives on the ecology of human development*, Washington, 101-139.
- Elder, Glen H. (1998): *The Life Course as Developmental Theory*, in: *Child Development* 69:1, 1-12.
- Elder, Glen H., (1999/1974): *Children of the great depression: Social change in life experience*. 25th Anniversary Edition, Boulder.
- Elder, Glen H. and Janet Z. Giele (eds.) (2009): *The Craft of Life Course Research*, New York.
- Elder, Glen H., Monica Kirkpatrick Johnson and Robert Crosnoe (2003): *The Emergence and Development of Life Course Theory*, in: Jeylan T. Mortimer and Michael J. Shanahan (eds.): *Handbook of the Life Course*, New York, 3-19.
- Elder, Glen H., Eliza K. Pavalko and Elizabeth C. Clipp (1993): *Working with archival data. Studying lives*, Newbury Park.

- Elder, Glen H., Weiqiao Wu and Jihui Yuan (1993): *State-Initiated Change and the Life Course in Shanghai*, Chapel Hill, NC.
- Fine, Amy and Milton Kotelchuck (2010): *Rethinking MCH: The Life Course Model as an Organizing Framework*. Concept Paper.
- Halbwachs, Maurice (1980/1939): *The collective memory*, New York.
- Hitlin, Steven and Glen H. Elder (2007): Time, Self, and the Curiously Abstract Concept of Agency, in: *Sociological Theory* 25:2, 170-191.
- Lippmann, Walter (1914): *Drift and mastery*, New York.
- Lynd, Robert Staughton and Helen Merrell Lynd (1937): *Middletown in transition. A study in cultural conflicts*, New York.
- Mayer, Karl U. (2009): *New Directions in Life Course Research*, in: *Annual Review of Sociology* 35, 413-433.
- Meyer, John W. (1986): *The Self and the Life Course: Institutionalization and its Effects*, in: Aage B. Sørensen, Franz E. Weinert and Lonnie R. Sherrod (eds.): *Human development and the life course*, Hillsdale, 199-216.
- Modell, John and Glen H. Elder (2002): *Children Develop in History: So What's New?*, in: Willard W. Hartup and Richard A. Weinberg (eds.): *Child psychology in retrospect and prospect. In celebration of the 75th anniversary of the Institute of Child Development*, Mahwah, 173-205.
- Shanahan, Michael J., Glen H. Elder and Richard A. Miech (1997): *History and Agency in Men's Lives: Pathways to Achievement in Cohort Perspective*, in: *Sociology of Education* 70:1, 54-67.
- Thomas, William I. and Florian Znaniecki (1958/1918-1920): *The Polish peasant in Europe and America*, New York.
- Vaillant, George E. (2002): *The Study of Adult Development*, in: Erin Phelps, Frank F. Furstenberg and Anne Colby (eds.): *Looking at lives. American longitudinal studies of the twentieth century*, New York, 116-132.
- Wrong, Dennis H. (1961): *The Oversocialized Conception of Man in Modern Sociology*, in: *American Sociological Review* 26, 183-193.
- Zhou, Xueguang and Liren Hou (1999): *Children of the Cultural Revolution: The State and the Life Course in the People's Republic of China*, in: *American Sociological Review* 64:1, 12-36.

The Life Course Approach – it's about Time!

Matthias Wiggins and Herwig Reiter

Abstract

Over the last few decades the life course approach has considerably enriched our understanding of the social world and stimulated important methodological innovations. Yet, its theoretical contribution for advancing social theory in general has been marginal. The article suggests first steps towards life course theorising by considering the essentially temporal character of this approach. The article first defines what constitutes the life course approach and then discusses its dimensions and, in a time-sociological perspective its guiding principles which are often mistaken for the theoretical essence of life course research. We then elaborate on the temporal aspects of the analytical key concepts of the life course approach: transition, trajectory, and turning point. In order to indicate the direct link to the sociology of time we conclude with a discussion of some temporal aspects of the structure of trajectories.

Der Lebenslaufansatz – it's about time!

Zusammenfassung

Obwohl der Lebenslaufansatz unser Verständnis von Gesellschaft über die letzten Jahrzehnte erheblich bereichert und zu wichtigen methodologischen Innovationen geführt hat, war sein Beitrag zur allgemeinen Theoriebildung eher gering. Indem er den essentiell zeitlichen Charakter des Lebenslaufansatzes in den Vordergrund rückt, versteht sich dieser Artikel als ein erster Schritt in Richtung einer theoretischen Elaboration des Lebenslaufansatzes. Zunächst beschreiben wir die wesentlichen Aspekte und Dimensionen des Lebenslaufansatzes und diskutieren die zeitsoziologischen Implikationen seiner Leitprinzipien, die oft als theoretische Kernaussagen missverstanden werden. Im Anschluss daran erörtern wir zeitliche Aspekte der analytischen Schlüsselkonzepte des Lebenslaufansatzes (Transition, Trajektorie und Wendepunkt). Um den unmittelbaren Zusammenhang zur Zeitsoziologie zu unterstreichen, schließt der Artikel mit einer Diskussion ausgewählter zeitlicher Aspekte der Struktur von Trajektorien.

1. Introduction

Since Elder's (1974) seminal study the sociological life course approach has significantly increased our social scientific knowledge. It has produced a substantive field of social inquiry with the life course as its constitutive subject-matter. Studies delineate the emergence of the modern life course and explain life course patterns and socio-economic diversity as well as historical and cross-national variations of life courses. In addition, life course concepts have successfully been applied by empirical researchers in almost all fields of social inquiry. Not surprisingly, this "integration of life course principles with the total range of theoretical and substantive themes" (George 2003, 673) constitutes the bulk of research relating to the life course approach. Yet, according to George, its conceptual incorporation makes the life course approach "increasingly less distinctive" (*ibid.*, 678). Its successful conceptual dissemination, however, should not necessarily involve a blurring of the life course approach. Rather, its potential indistinctiveness results from the lack of a sufficiently elaborate life course theory.

Considering the impressive career of the life course approach over the last thirty-five years, this theory deficit is difficult to understand. It is all the more problematic as this approach has consistently claimed to constitute a promising starting point for tackling the social sciences' crucial micro-macro problem by analysing the dynamic interrelation of structure and agency. Yet, while the life course perspective has stimulated important methodological innovations (e.g. event-history analysis, sequence analysis) its potential theoretical innovations for advancing social theory are still missing. Life course research has contented itself with conducting empirical studies, theoretically accompanied by a prayer-wheel like reeling off of Elder's life course principles. "There is" – as Mayer (2006, 2365) rightly points out – "still a long way to go in developing life course theory."¹

It's about time to hit the road. We do not attempt to provide a fully-fledged life course theory, but rather take some small steps towards life course theorising commencing from the fact that "time matters" (Abbott 2001). Almost four decades of life course research have convincingly demonstrated the indispensability of theoretically (and methodically) taking "time" into account. Thus, we focus on the time-sociological implications of the life course approach, especially its crucial analytical concepts, and try to take a first step towards a coherent conceptual apparatus for life course research as a basis for elaborating life course theory further.

First, we define in general terms what constitutes the life course approach (2.). Its three crucial constituents of structure, agency, and time are then described in some detail (3.). Subsequently, we present Elder's life course principles and discuss some of their time-sociological implications, partly extending their original meaning (4.). However, as these cannot fully instruct life course theory, we elaborate on the temporal aspects of the analytical key concepts of the life course approach: transition, trajectory, and turning point (5.). A discussion of the temporal structure of trajectories as a starting point for theorising "time" in the life course concludes our article (6.).

1 The widespread use of this term is misleading labelling. Rather, its proponents refer to some imaginative and loosely coupled set of presuppositions, concepts, and rationales for guiding empirical studies: "a theoretical orientation, ... and we use the term 'theory' with this particular meaning" (Elder/Johnson/Crosnoe 2003, 4). Yet, why use it at all when something else is meant?

2. Defining the sociological life course approach

There is a tendency to conceive of the life course approach simply as a longitudinal micro-analytical perspective. This resort to a definition in terms of a certain type, or quality, of data and methodology only underlines the lack of life course theory. Nonetheless, the life course approach is more than just a methodological programme. There is a crucial difference between merely adopting a longitudinal micro-analytical research design and the life course approach: the latter essentially implies substantial concepts (Mayer 2000). With this qualification in mind, we suggest a theoretically substantial definition: the life course is a – historically variable – socio-culturally and politically constructed institution that produces societal continuity and social integration through structurally embedded sequences of age-related status configurations which refer to individuals' societal participations and orient (but do not determine) biographical action. Life courses establish opportunity structures for self-realisation as well as patterns of rules ordering the temporal dimensions of social life.

This conceptualisation implies that the life course is neither a purely empirical phenomenon nor an accidental amassment of events, experiences, contexts, and actions; nor is it an epigenetic unfolding of some inherent "natural" property of the individual.² Neither is it a merely idiosyncratic process-related phenomenon. While it is true that each individual's life is unique – which is evident taking into account the biographical meanings of life events and the aspect of personal identity – the life course approach is interested in "systematic regularities in events of unique meaning" (Hagestad 1991, 31). Such life course patterns emerge from the complex interrelations of societal structuring forces and biographical actions in the course of time. Relating the dynamics of individual biographies to the dynamics of social structures and institutions – and analysing this dynamic relationship – constitutes the crucial idea of the sociological life course approach. Changing societal structures and conditions affect, often via institutional regulations, individual lives and biographical plans. In turn, changing biographies affect the economic, political, social, and cultural situation and the institutional regime of a society. Thus, the life course approach essentially analyses the interplay of structure and agency over time. The concepts of structure, agency, and time are therefore its crucial constituents. While conventional social theory discourse focuses on the interrelation of structure and agency only, it is the systematic consideration of "time" – to be precise: the conceptual integration of the time-dimension into the structure-agency interplay – which makes the particular theoretical quality of the sociological life course approach: it's about time!

This conceptualisation has both theoretical and methodological consequences. Methodologically, it calls for longitudinal individual-level data and microanalyses embedded in multi-level models of social processes. This does not favour either quantitative or qualitative methods (Giele/Elder 1998). Rather, by focusing on the interplay of structure and agency over time, the life course perspective renders this widespread methodological polarisation inappropriate. Instead, methodologies are needed

2 As developmental psychologists sometimes still tend to assume, regarding social contexts not as constitutive of a person or biography but taking them into account only as (important) mediating variables. While there has been a lot of talk about integrating the sociological life course and psychological lifespan perspective so far there is only little progress but, rather, reason for taking a sceptical view (Diewald/Mayer 2009; Mayer 2003; Settersten 2009).

that grasp the – historically contingent – objective (external) shape and formation of life courses as well as their subjective (internal) biographical meaning and dynamics. While the sociological life course perspective has stimulated important methodological innovations (e.g. Mayer 2000), its potential theoretical innovations remain rather limited. We leave it here with this brief methodological comment and pick up again the theoretical perspective to discuss the conceptual constituents of the life course approach.

3. Structure, agency, and time in the life course approach

Structure

Over the last three centuries, demographic and socio-cultural change led to an “institutionalisation of the life course” (Kohli 2007) with its basic tripartite chronological order of education, work, and retirement. The institutionalisation of the life course is the correlate of modernity’s individualisation process: as people got relieved from traditional bonds the pre-modern categorical mode of societal integration was complemented by a temporal mode relating to individuals as biographical actors and their conceptions of life and aging. Thus, modern societies have established temporal structures of relatively high stability for structuring life courses. All variants of the institutionalisation thesis – whether arguing that modern life course regimes result from the social organisation of work (Kohli 1986) are brought about by the welfare state (Mayer/Müller 1986), or are cultural constructs (Fry 2002; Meyer 1986)³ – agree on modern society’s life course scheduling enacted through time-related, or age-related, social structures and institutional regimes.

Any kind of life course structuring is inherently temporal. On the macro-level it is exerted by the economic, political, and cultural systems of societies (i.e. legal regulations, welfare-state regimes, markets, ethnicity and language, religion, values and norms, collective historical identity). On the meso-level structuring results from the interwoven texture of societal institutions and organisations: e.g. from the architecture of the educational and employment system, welfare entitlements, or age norms. All these structural contexts constitute clocking devices for biographies. They represent distinct logics of linking an individual’s past life history with his present life and future biographical plans and, at the same time, relate them to society and its dynamics. The crucial importance of structures for the life course approach is reflected in quite a number of comparative studies delineating cross-national variations in life course patterns and analysing the impacts of societies’ historically grown, i.e. nation-specific, institutional regimes of life courses (Blossfeld 2009; Mayer 2005).⁴

Age-related societal structures and institutional regimes pre-shape and schedule social pathways for individuals’ lives (Mayer 2004). They create expectable life

3 It is also irrelevant here whether the tripartite life course model does justice to female life courses (Krüger 2003; Moen 1985), or has become dysfunctional because the societies of today require and their individuals wish for an age-integrated, as opposed to an age-differentiated, life course model (Riley/Kahn/Foner 1994).

4 Especially European life course research strongly focuses on the connection between nationally varying life course regimes and societies’ political economies and welfare regimes. For a general account of the differences between European and North American life course research see Hagestad 1991; Heinz/Krüger 2001; Marshall/Mueller 2003.

course patterns of timing of events and the sequencing of roles: so-called “normal biographies” (Anderson 1985; Kohli 1986).⁵ Yet, the notion of standard(ized) life courses has been questioned from the very outset. It is argued that the “normal biography” is a product of, and constricted to, the Fordist societal conditions prevailing until the mid-1970s (Myles 1992), while economic and macro-social changes since then have made life courses less orderly and predictable. However, empirical evidence for the argument of a de-standardisation of life courses (Buchmann 1989; Held 1986; Macmillan 2005) is not conclusive and depends very much on the social sphere and national context under investigation.⁶ Furthermore, areas where some de-standardisation is actually observable may only undergo a historical process of re-standardisation leading to novel life course patterns. Nevertheless, there are still – at least to a certain degree – standardised sequences of events, status passages, and social roles: i.e. life course patterns induced by society's structures and institutions of social timing.

Agency

As structures and institutions do not impact deterministically on life courses, individual agency is a second conceptual constituent of the life course approach. Modernity's rationalisation process, growing individualisation, accelerated social change, and the uncertainties of modern risk society (Beck 1992; Rosa 2005) made status passages in the life course increasingly conditional, thus imposing agentic behaviour upon the individual (Meyer/Jepperson 2000). Individuals pursue their own goals and biographical plans, evaluating structural opportunities and institutional constraints. They do not merely follow institutionally pre-scheduled pathways but construct their biographies as self-monitoring actors. The “curiously abstract concept” (Hitlin/Elder 2007) of agency often just refers to the anthropological idea of an intrinsic human capability “to ‘make a difference’ to a pre-existing state of affairs or course of events” (Giddens 1984, 14). Another common understanding of agency denotes personality resources or characteristics brought to bear when taking action, thus making it amenable to empirical measurement by operationalising it in psychological terms as planful competence, self efficacy, locus of control, or coping.

A theoretically elaborate sociological notion of agency refers to the fundamentally temporal nature of human experience: to live simultaneously in the present, past, and future. Agency is defined as the “temporally constructed engagement by actors of different structural environments ... which, through the interplay of habit, imagination, and judgement, both reproduces and transforms those structures in interactive response to the problems posed by changing historical situations” (Emirbayer/Mische 1998, 970). There are, thus, according to Emirbayer and Mische, three constitutive dimensions of agency: practical evaluation corresponding to choosing appropriate

5 Concerning these predictable life course patterns European scholars tend to take a structural view referring to the modern welfare state and its institutions, regulations, and policies as structuring forces (Leisering 2003; Mayer 2001; Mayer/Schöpflin 1989) while North American scholars rather take a cultural view focusing on shared notions, or mental maps, of life scripts and timetables (Hagestad/Neugarten 1985; Settersten 2003).

6 While there is “considerable evidence supporting the de-standardisation thesis in the area of private lives (...) we find little support for the de-standardisation thesis in the spheres of education, training and work” (Brückner/Mayer 2005, 48 f.).

action in the present; iteration corresponding to reactivating past patterns of action; and projectivity corresponding to the imagination of future action. These constitutive dimensions are only analytically distinguishable within the “chordal triad” (ibid.) of agency: i.e. all three combined, but to varying degrees, constitute individual action and are inherent in any empirical instance of action. Through agency individuals become “biographical actors” (Heinz 1996, 56). As opposed to an actor model of mere norm following or subjective utility maximisation, the model of the biographical actor takes into account the time-related sociological conception of agency as it “integrates a person’s life history and life perspective, her perceived options and situational circumstances” (ibid.). It emphasises the legacy of biographical experiences (past) as well as life plans (future) as constitutive elements in actors’ situational evaluative action taking (present).

Time

The life course approach analyses the interplay of structure and agency over time. Thus, it must account not only for interdependencies of different life domains but also for interdependencies of different temporal dynamics and multi-temporal relationships on three levels: for interactions of the micro-dynamics of individual biographical time, the meso-dynamics of institutional (or social) time, and the macro-dynamics of historical time. Historical time refers to the standard type of gradual evolutionary social change of societal structures and conditions and its effects on individuals’ lives.⁷ Institutional time relates to social age schedules or age norms and their life course impacts. Such “social clocks” do not tick constantly in an undifferentiated velocity of flow. Rather, they schedule more and less eventful life phases. They also make life course events on-time or off-time, with the respective timing implying socially (dis-)advantageous consequences. Due to on-going political readjustments of institutional regimes and regulations and to organisational innovation, the particular dynamics of this time dimension occur, in general, at a higher rate and greater pace. Finally, the micro-level of biographical time refers not only to individual ageing but also points to the fact that previous life history experiences and future life plans profoundly impact on pending biographical decisions.

Modern society’s individuals face the challenge of reconciling these three time horizons and their respective dynamics. A prominent example of the problem of attuning these different time horizons to one another comes from transformation research. Asynchronicity in post-communism occurs as ingrained habits and mental attitudes outlast rapid and radical institutional changes – producing a problem of fit between institutions and individuals (e.g. Reiter 2012). Synchronisation is especially complex here as individuals are often confronted with a twofold challenge: on the one hand, they have to account for the temporal interdependencies of different life domains; on the other hand, they are at the same time subject to several institutional regimes and organisational regulations among and within different societal fields which are themselves not necessarily temporally coordinated.

⁷ Yet, due to far-reaching events – like revolutions or war – the macro-dynamics of historical time may sometimes be exceedingly vigorous.

4. Principles of life course research and their time-sociological implications

Empirical life course research has produced some principles which serve as conceptual guideposts for empirical studies: historical time and place, situational imperatives and agency, linked lives, life stage, and accentuation (Shanahan/Macmillan 2008, 55). Originally, Elder constructed these principles out of a variety of his empirical findings in order to form generalisations for life course research. They are often reiterated and (mis-)taken for life course theory. In the following, we present these principles⁸ and reflect some time-sociological implications which can be read into them.

Time and place

According to the principle of time and place, the institution of the life course is contingent upon the context. It is shaped by historically particular economic, socio-cultural, and political circumstances. As mentioned above, comparative life course research clearly demonstrates that macro developments impact on life chances and the shape of the life course. These differences translate into differences in institutions and behaviour on the meso- and micro level. This first life course principle addresses the question: what kind of life – i.e. what series of experiences and in which order – is probable for a certain cohort or social group in a certain geographical, cultural and political area? Time and place of birth, processes of growing up and of aging determine the availability of opportunities and the possibility to realise certain biographical patterns. Historical times and places relate to specific sets of norms and values, and carry with them specific standards of social mobility and achievement that suggest the development and realisation of some desires while blending out others. Even within countries, regions and rural and urban areas move with different speeds and create large spheres of asynchronicity and variation (Eder 2004), which life courses try to absorb.

Situational imperatives and agency

The principle of situational imperatives refers to the changeable demands and requirements of situations and living conditions. According to the principle of agency, people respond to these settings purposefully in order to maintain a sense of control over their biography and its context. Social change affects the “contents” of time and place and the roles people have in them. Change requires adaptation in all three dimensions of agency distinguished by Emirbayer/Mische (1998) and, thus, on all three levels of time. In the iterational dimension individuals need to act in an attitude of selective reproduction (or not) of past patterns of thought and action. In the projective dimension of imagining possible futures they may arrive (or not) at creative and innovative ways of modifying and actualising received patterns of thought and action. And in the dimension of practical evaluation individuals are required to react to present situational challenges on the basis of possible alternatives of action. In such a process

8 Elder and others sometimes speak of “paradigmatic principles” or of “linking mechanisms,” using both terms synonymously – and sometimes they claim a sharp distinction according to which the former term refers to a “broadly applicable idea” and the latter one to a “process that links transitions to behaviour” (Elder 1991; Elder/Johnson/Crosnoe 2003; Elder/Shanahan 1998; Shanahan/Macmillan 2008, 55).

of identifying the appropriateness of situational imperatives individuals respond to situational requirements as purposive agents.

Linked lives

The principle of linked lives reflects the essentially social character of human life. Individuals live interdependently, embedded in networks of social relations, and the effects of societal change on individuals depend on these relationships. Originally, this principle is narrowly defined and related only to other people. In terms of time sociology, it conceives of individual biographies and the timing of related decisions and events as interconnected with those of others. For instance, partners attune their biographical planning, even their everyday time. In a broader understanding this principle can be extended to institutions. People are not only tied to others, but are also linked to and dependent on social institutions and 'ideas' like the family, the labour market or the state. In a life course framework we need to include these social clocking devices in our understanding of society as essentially characterised by relational interdependencies (Elias 1978; Emirbayer 1997). Importantly, both individuals and institutions (qua "others") represent time. The temporal links between the lives of individuals and that of institutions are manifold and can be accommodated within a life course framework.

Life-stage

The life-stage principle suggests that the effects of social change and the meaning and consequences of events for individual lives vary across the life course and depend on the life stage in which they occur. Events can also link individual time lines with historical and institutional ones, and the age dependence of their ramifications connects individuals in a particular way with their society. Following Mannheim (1952/1928/29) the shared experience of events, in the sense of significant (extended) moments in history, can socialise and consolidate peers into generations. A whole tradition of generational research can be characterised by essentially reiterating variations of this principle of the life stage (Edmunds/Turner 2002).

Accentuation

Finally, the principle of accentuation means that the social and psychological resources and dispositions individuals have acquired over their life history, for instance their trained behavioural patterns and attitudes, grow stronger in times of social and personal change. In the confrontation with the unknown and in situations of "knowledge crisis" (Schütz 1944), the typical reaction consists in the application, adjustment, and updating of available dispositions in terms of knowledge, experience and habits. Following Emirbayer/Mische (1998), this principle also relates to the agency dimension of iteration where the routine of reproducing past patterns of thought and action helps to sustain stability and continuity. Their accentuation in times of crisis appears to be a logical consequence for maintaining identity. In terms of research, the principle of accentuation points to the necessity of dedicating considerable attention to the analysis of the past and history of behaviour patterns of individuals.

These life course principles may serve as fruitful conceptual starting points for empirical analyses of the contingent relations between social structures, institutional regulations, and biographies. As we indicated, they also have direct time-sociological implications. However, they do not instruct a consistent life course theory.⁹ Not only do they leave room for incorporating various social science theories – they rather necessitate reference to those theories in order to make themselves “work”.¹⁰

5. Analytic life course concepts and their time-sociological implications

For this systematic reason, a genuine life course theory cannot be developed by drawing on Elder's principles. It seems more promising to elaborate on the two basic analytical concepts in life course research: “transition” and “trajectory” and their time-sociological implications. Our first steps of theorizing the life course on the basis of these two concepts take us to a third one – i.e. that of the turning point.

Transition

Transitions are clearly defined as “changes in state that are more or less abrupt” (Elder 1985, 31 f.), e.g. from “employed” to “unemployed.”¹¹ Although they are often the final result of a preceding development (e.g. divorces usually result from longer-term disintegration processes), transitions are methodically treated as point-like events. Life course research tends to focus on singular particular transitions for three reasons: the transition concept can be easily operationalized; it can be directly applied by the most important method of event history analysis; for many research questions appropriate longitudinal data are lacking. Thus, the vast majority of life course research is actually transition research. To date, holistic analyses of whole life courses exist only in qualitative biographical research (though quantitatively some progress has been achieved by optimal matching and sequence analysis).

Some transitions, whether based on a person's own choice or externally imposed, are highly consequential in the sense of initiating cumulative processes in life courses and, eventually, path-dependences (DiPrete/Eirich 2006; O'Rand 2009). Such transitions usually occur at junctures between different institutional or life domains (e.g. from education to work) or within these domains (e.g. opting for a particular type of secondary schooling after primary education). The fact, that a single transition may

9 And thus they cannot serve as a theoretically coherent instruction manual for conducting life course studies. In empirical research usually not all principles are applied; rather, it depends on the research question and subject under study which of these conceptual guideposts are taken into account and whether there is a dominant principle guiding a study.

10 E.g., to put the principle of agency to work in empirical research, rational choice theory or any other theory of action may be applied. Or consider the principle of linked lives which needs to be translated into empirical research by applying, e.g., network theories or theories of social capital.

11 A methodical precondition for analysing transitions is that the researcher, when operationalizing the research question, defines a valid state space determining which social status – and thus: changes in state – may occur at all (e.g.: single, married, divorced, widowed, remarried, etc.). While the transition concept refers to an individual process of state change the related term “status passage” refers to transitions as well as their societal configurations: “On the micro level status passages are constructed by biographical actors (...). On the macro level status passages refer to institutional resources and guidelines for life course transitions” (Heinz 1996, 58 f.). Yet, rather than blurring individual action and societal structures in one term, the micro and macro level should analytically be distinguished.

yield a persistent effect on the subsequent life course is due to structurally programmed probabilities for particular continuations and course patterns. Such more (or less) probable life course continuations point to the second analytical key concept of trajectory.

Trajectory

A trajectory relates to a longer phase within the life course.¹² Formally, it is “marked by a sequence of life events and transitions” (Elder 1985, 31). This definition suggests that transitions constitute trajectories. Yet, some conceptual problem arises as transitions are said to be “always embedded in trajectories that give them distinctive form and meaning” (ibid.). Logically, this statement grants trajectories conceptual priority over transitions¹³ while the first one rather points to a reverse order. There is, thus, some lack of clarity concerning the relation between the two concepts. Furthermore, having a distinctive form and meaning itself is an essential precondition for a trajectory to give transitions a distinctive form and meaning. We lack, however, knowledge on what the distinctive forms and meanings of different trajectories look like and how they are constituted.

One could suppose a formative trigger-event that imprints its meaning on the initiated process. Nevertheless, this implies a highly problematic deterministic notion of trajectories.¹⁴ Rather, life course research usually relates trajectories to particular institutions or life domains interlocking life events and transitions. In this manner trajectories are structurally established as, e.g., school, work, retirement, health, or family trajectory. It is this constitutive association with a particular institution or life domain, in other words its structural foundation that makes a trajectory strongly inertial. Thus, trajectories may be characterised theoretically as “life episodes with a capacity for self-regeneration and self-perpetuation. Such episodes are widely programmed into our social institutions (...) What makes the trajectories trajectories is their inertial quality (...) of enduring large amounts of minor variation without any appreciable change in overall direction” (Abbott 1997, 92 f.).

Given this inertial character of trajectories, a crucial problem for life course research is to determine when (and why) a substantive change in this overall direction occurs, i.e. when a trajectory comes to an end. This problem may be evaded only by supposing a priori that there is just one trajectory relating to a particular institution or life domain. Yet, methodologically this may be counterproductive: it is inappropriate, e.g., to refer to only one family trajectory if many people in the sample get divorced

12 Generally, “trajectory” is a ballistic term denoting the flight path of a missile which has a definite direction (graphically represented not as a straight line but a curve). Yet, while ballistics conceives of trajectories deterministically there is no deterministic notion whatsoever in the trajectory concept of the life course approach.

13 Cf. also Mayer (2003, 467) who views the life course as “a self-referential process” showing “endogenous causation”, thus supposing conceptual priority of trajectories over transitions.

14 This may also apply to generation and cohort theories which assume that particular historical situations and societal circumstances cause a lasting imprint on individuals, thus producing distinguishable generations in the first place (cf. Mannheim 1952/1928/29; Ryder 1965) – an over stressing of the supposition of a formative period ignores individuals’ capacity for learning.

but afterwards found a new family.¹⁵ Theoretically, such a supposition would require a definite answer to the question of which (and how many) institutions and life domains, and thus trajectories, are there at all. The crucial problem remains: to determine, when (and why) a change in the overall direction of a trajectory occurs. Maybe this problem can be solved via the analytical concept of turning point that most life course research has so far used in a rather arbitrary way.

Turning point

The concept of turning point is inextricably linked to the trajectory concept and deserves some theoretical and explanatory comments. First, the label “turning point” is misleading because of its point-like connotation. Whether an event is just a minor variation within a trajectory or momentous enough to change the overall direction of this particular trajectory is logically impossible to assess in the very moment of its occurrence. Only after an adequate stretch of time has passed one can ascertain whether a change in direction has actually taken place. A turning point is, thus, an extended moment of change that stretches from the past into the future and can only be identified retrospectively.

Life course research conceives of turning points objectively as well as subjectively. In the latter perspective they “become a means of bridging continuities and discontinuities in a way that makes sense to the individual” (Clausen 1995, 370): i.e. they are bound to individuals’ biographical reflections. In the strict sense of the subjective conception, turning points are identity-related events which entail some reorientation of priorities and change a person’s inner biographical disposition (Strauss 1959) but need not directly correspond to some external life course change. This is an interesting line of qualitative research in its own right. Yet, in order to develop a coherent set of analytical concepts we need a notion of turning-point that is in line with the structural foundation and conception of trajectories. Therefore, we stick here to an objective conception of turning points irrespective of an individual’s biographical view. To be sure, qualitative biographical research, too, may identify and analyse objective turning points (Denzin 1989; Thomson et al. 2002; Wethington/Kessler/Pixley 2004).

An objective conception of turning points adheres to a substantial change in the direction of a trajectory: “they redirect paths” (Elder 1985, 35). In this understanding, trajectories are structurally defined as social pathways for people’s lives provided by societal structures and institutions. Individuals construct their life courses by “hooking up” multiple trajectories. Due to the inertial quality of trajectories their life courses usually proceed on steady tracks. Occasionally, however, these relatively smooth directional tracks become disturbed or disconnected by “relatively abrupt and diversionary moments” (Abbott 1997, 92). Note that no unusual, and by comparison abrupt, transition constitutes a turning point but, rather, is a turning point only in the case that it initiates some new course pattern.

The relation between trajectories and turning points entails an interesting theoretical aspect of how they are experienced by individuals. Individuals’ life courses may typically be conceived of as sequences of multiple, interdependent trajectories – with a number of transitions along and within each one – that are occasionally linked up by

15 Therefore – just as is the case with defining a state space concerning transitions – it should be left to the researcher to define which (and how many) trajectories are relevant for the question under study.

turning points. This essentially structural view on life courses implies conceptual priority of trajectories over transitions. Yet, from the individual point of view “the ‘regular’ periods of the trajectories are far less consequential and causally important than are the ‘random’ periods of the turning points (...) because they give rise to changes in overall direction or regime, and do so in a determining fashion. (...) In fact they are the crucial sites of determination in the overall structure of a life course” (ibid., 93). Thus, the theoretical aspect concerning the relation between trajectories and turning points implies a methodical one. While some consistent internal causality regime, producing a regular and predictable flow over time, is essential for trajectories and their inertial quality, turning points are characterised by “chaotic” internal regimes – they bear a moment of surprise. Methodically this means that trajectories are causally comprehensible due to their probability regime while turning points are causally incomprehensible.¹⁶

In order to improve our understanding of the underlying dynamics, life course research could benefit from a stronger consideration of biographical perspectives as was envisaged by earlier notions of the life course (Kohli 1986). Unfortunately, the biographical dimension has traditionally been somewhat neglected in life course research. Thus, the “natural rapprochement” of life course analysis and biographical research that would bridge the “abysses between adherents of quantitative and qualitative research” (Mayer 2000, 272) has yet to happen. This would involve several implications such as, for instance, the terminological distinction between “life course” and “biography” – the former referring to institutionally structured life course patterns and the latter relating to individually experienced lives. It takes both “life course” and “biography” to build a comprehensive LIFE COURSE concept.

6. On the temporal structure of trajectories

We conclude our article with some brief remarks on the temporal structure of trajectories, i.e. on the conceptual embedding of transitions. First, for establishing the meaning of the temporal embedding of transitions in trajectories past states must be taken into account as “sequencing is usually ‘memory-endowed’ in the sense that a later state in the sequence remembers information in earlier states, which means that states are not independent” (Hazelrigg 1997, 100). Thus, there is a kind of autobiographical and “historical memory” to transitions in a life course which consists of individuals’ experiences and identities as well as their accumulated resources. The past materialises in products of aging that can be intellectual (knowledge), social (family, networks), and material (property). This “historical memory” is not exclusively bound to the individual whose life course transitions are studied but may also be preserved and put into effect by other individuals and organisations (e.g., family members or work places may be such “memory containers”).

Second, according to Elder the timing of transitions – together with their succession and the durations of states – is of crucial importance for their meaning. The notion of timing rests on the societal validity of age norms. On-time transitions typically

¹⁶ “Ironically, trajectories are the periods within which standard statistical modelling might be expected to produce good predictions of outcome, because in a sense that is the definition of a trajectory. But the turning points, precisely because they are the more causally central shifts of regime, will not be discovered by methods aiming at uncovering regimes” (Abbott 1997, 93).

are advantageous, or at least imply no negative consequences, while off-time transitions constitute asynchronicities within and between trajectories and tend to yield disadvantageous consequences.¹⁷ Innovation in life course patterns and societal dynamics, however, may require or result from individuals' creative and non-standard timing.

A third time-related factor important here is sequencing. The notion of sequencing, too, builds on the existence of normatively standardised life course patterns (e.g. getting married before having children). Sequencing refers to a normative, institutionally grounded succession of life events, social status and roles. An "orderly" sequencing is socially appreciated whereas a "disorderly" sequencing may cause trouble. The notion of sequencing entails the same problem of societal relevance as the timing notion: while there are still normatively standardised successions of events and social status, "disorderly" sequences are increasingly becoming common in present-day (post-)industrial societies (Hogan 1978; Marini 1984; Rindfuss/Swicegood/Rosenfeld 1987). Thus, in these societies the prevalence of standard patterns of sequencing (as of timing) is fading away, especially when taking into account longer life course periods.

Fourth, pacing refers to the dynamics of life events and transitions. The number and pace of state changes is not distributed evenly or randomly across trajectories but varies across the life course. Different life phases show different degrees of "density" of events and transitions (Settersten 1999, 138). Usually, "dense" phases of accumulated state changes are more strongly affected by (macro-level) structural conditions than are life phases with a broadly scattered occurrence of events and transitions. Yet, the degree of "density" of status changes may also be due to an individual's (micro-level) coping with current circumstances. Thus, whether the pace of certain life phases is perceived as accelerated depends on both structural conditions and coping activities.

Finally, an important time-related notion is the duration of a state as it may cause some state-dependence. A person remaining in a particular state for a long time probably becomes strongly attached to this state as she acquires state-related knowledge and competencies, builds up state-related networks, and develops a state-related self-image and identity. Thus, the longer the duration of a particular state the less likely is a transition to another one.¹⁸

This paper argues that life course research relates to the interplay of structure and agency over time and that it is, thus, crucial for developing a coherent life course theory to take the sociology of time into account. First, we briefly defined the life course approach and discussed its dimensions and guiding principles. Yet, these em-

17 Yet, so far there is no elaborate theory of age norms (needed for identifying normatively standardised on-times and off-times) which convincingly might form the theoretical backbone for life course research (Settersten 2003). One may doubt such a theory anyway as the degree of societal structuring by age norms has declined in the course of societal modernisation and individualisation.

18 The duration of states is also relevant concerning the future (expected state duration). Individuals make investments of all kinds (for example, in professional skills or social relations) expecting to get some return in the future and a person's investment decision is influenced, *ceteris paribus*, by the duration of the period during which she expects to get these returns. E.g., a person will invest in particular occupational skills only if she expects to practise this occupation long enough for her future investment returns to exceed her current investment costs (just as a company will invest in a worker's qualifications only if they expect their employee not to leave the company before the amortisation of their investment costs).

pirically informed principles – often mistaken for life course theory – are unsuitable to inform such theory development. Therefore we examined the three analytical concepts that are at the heart of life course sociology: transition, trajectory and turning point and their time-sociological implications. We suggest that this is a promising starting point for life course theorising. In order to indicate the direct links to the sociology of time we concluded with a preliminary examination of some temporal aspects of the structure of trajectories. One starting point for further theoretical elaboration of the time-sociological implications of the life course approach could be G. H. Mead's (2002/1932; Flaherty/Fine 2001) emphasis on "events" as key aspects of time structuring. Life course theorising could be extended to a conceptual analysis of the very notion of an event – a widespread concept in empirical life course research and methodology which, so far, is lacking a thorough theoretical and time-sociological conceptualisation.

LITERATURE

- Abbott, Andrew (1997): On the concept of turning point, in: *Comparative Social Research* 16, 85-105.
- Abbott, Andrew (2001): *Time matters: On theory and method*, Chicago.
- Anderson, Michael (1985): The emergence of the modern life cycle in Britain, in: *Social History* 10:1, 69-87.
- Beck, Ulrich (1992): *Risk society: Towards a new modernity*, London.
- Blossfeld, Hans-Peter (2009): Comparative life course research: A cross-national and longitudinal perspective, in Elder, Glen H. and Janet Z. Giele (eds.): *The craft of life course research*, New York, 280-306.
- Brückner, Hannah and Karl Ulrich Mayer (2005): De-standardization of the life course: What it might mean? And if it means anything, whether it actually took place?, in: Macmillan, Ross (ed.): *The structure of the life course: Standardized? Individualized? Differentiated?*, Amsterdam, 27-53.
- Buchmann, Marlis (1989): *The script of life in modern society: Entry into adulthood in a changing world*, Chicago.
- Clausen, John A. (1995): Gender, contexts, and turning points in adults' lives, in: Moen, Phyllis, Glen H. Elder and Kurt Lüscher (eds.): *Examining lives in context*, Washington, 365-389.
- Denzin, Norman K. (1989): *Interpretive biography*, Newbury Park.
- Diewald, Martin and Karl Ulrich Mayer (2009): The sociology of the life course and life span psychology: Integrated paradigm or complementing pathways, in: *Advances in Life Course Research* 14:1-2, 5-14.
- DiPrete, Thomas A. and Gregory M. Eirich (2006): Cumulative advantage as a mechanism for inequality. A review of theoretical and empirical developments, in: *Annual Review of Sociology* 32, 271-297.
- Eder, Klaus (2004): The two faces of Europeanization. Synchronizing a Europe moving at varying speeds, in: *Time & Society* 13:1, 89-107.
- Edmunds, June and Bryan Turner (2002): *Generations, culture and society*, Buckingham.
- Elder, Glen H. (1974): *Children of the Great Depression: Social change in life experience*, Chicago.
- Elder, Glen H. (1985): Perspectives on the life course, in: Elder, Glen H. (ed.): *Life course dynamics: Transitions and trajectories, 1968-1980*, Ithaca, 23-49.
- Elder, Glen H. (1991): Lives and social change, in: Heinz, Walter R. (ed.): *Theoretical advances in life course research*, Weinheim, 58-86.

- Elder, Glen H. and Michael J. Shanahan (1998): The life course and human development, in: Lerner, Richart M. (ed.): *Theories of human development: Contemporary perspectives*, New York, 939-991.
- Elder, Glen H., Monica Johnson and Robert Crosnoe (2003): The emergence and development of life course theory, in: Mortimer, Jeylan T. and Michael J. Shanahan (eds.): *Handbook of the life course*, New York, 3-19.
- Elias, Norbert (1978): *What is Sociology?*, London.
- Emirbayer, Mustafa (1997): Manifesto for a relational sociology, in: *American Journal of Sociology* 103:2, 281-317.
- Emirbayer, Mustafa and Ann Mische (1998): What is agency?, in: *American Journal of Sociology* 103:4, 962-1023.
- Flaherty, Michael and Gary A. Fine (2001): Present, past, and future. Conjugating George Herbert Mead's perspective on time, in: *Time & Society* 10:2-3, 147-161.
- Fry, Christine L. (2002): The life course as a cultural construct. in: Settersten, Richard A. (ed.): *Invitation to the life course*, Amityville, 269-294.
- George, Linda K. (2003): Life course research: Achievements and potential, in: Mortimer, Jeylan T. and Michael J. Shanahan (eds.): *Handbook of the life course*, New York, 671-680.
- Giddens, Anthony (1984): *The constitution of society. Outline of the theory of structuration*, Berkeley.
- Giele, Janet Z. and Glen H. Elder (eds.) (1998): *Methods of life course research: Qualitative and quantitative approaches*, Thousand Oaks.
- Hagestad, Gunhild (1991): Trends and dilemmas in life course research: An international perspective, in: Heinz, Walter R. (ed.): *Theoretical advances in life course research*, Weinheim, 23-57.
- Hagestad, Gunhild and Bernice Neugarten (1985): Age and the life course, in: Shanas, Ethel and Robert Binstock (eds.): *Handbook of aging and the social sciences*, New York, 36-61.
- Hazelrigg, Lawrence (1997): On the importance of age, in: Hardy, Melissa A. (ed.): *Studying aging and social change. Conceptual and methodological issues*, Thousand Oaks, 93-128.
- Heinz, Walter R. (1996): Status passages as micro-macro linkages in life course research, in: Weymann, Ansgar and Walter R. Heinz (eds.): *Society and biography: Interrelationships between social structure, institutions and the life course*, Weinheim, 51-65.
- Heinz, Walter R. and Helga Krüger (2001): Life course: Innovations and challenges for social research, in: *Current Sociology* 49:2, 29-45.
- Held, Thomas (1986): Institutionalization and de-institutionalization of the life course, in: *Human Development* 29:3, 157-162.
- Hitlin, Steven and Glen H. Elder (2007): Time, self, and the curiously abstract concept of agency, in: *Sociological Theory* 25:2, 170-191.
- Hogan, Dennis P. (1978): The variable order of events in the life course, in: *American Sociological Review* 43:4, 573-586.
- Kohli, Martin (1986): The world we forgot: A historical review of the life course, in: Marshall, Victor W. (ed.): *Later life: The social psychology of aging*, Beverly Hills, 271-303.
- Kohli, Martin (2007): The institutionalization of the life course: Looking back to look ahead, in: *Research in Human Development* 4:3-4, 253-271.
- Krüger, Helga (2003): The life course regime: Ambiguities between interrelatedness and individualization, in: Heinz, Walter R. and Victor W. Marshall (eds.): *Social dynamics of the life course*, New York, 33-56.
- Leisering, Lutz (2003): Government and the life course, in: Mortimer, Jeylan T. and Michael J. Shanahan (eds.): *Handbook of the life course*, New York, 205-225.

- Macmillan, Ross (ed.) (2005): *The structure of the life course: Standardized? Individualized? Differentiated?*, Amsterdam
- Mannheim, Karl (1952/1928/29): *The problem of generations*, in: Mannheim, Karl: *Essays in the sociology of knowledge*, London, 276-320.
- Marini, Margaret Mooney (1984): *Age and sequencing norms in the transition to adulthood*, in: *Social Forces* 63:1, 229-244.
- Marshall, Victor W. and Margaret M. Mueller (2003): *Theoretical roots of the life course perspective*, in: Heinz, Walter R. and Victor W. Marshall (eds.): *Social dynamics of the life course*, New York, 3-33.
- Mayer, Karl Ulrich (2000): *Promises fulfilled? A review of 20 years of life course research*, in: *European Journal of Sociology* 41:2, 259-282.
- Mayer, Karl Ulrich (2001): *The paradox of global social change and national path dependencies. Life course patterns in advanced societies*, in: Woodward, Alison and Martin Kohli (eds.): *Inclusions and exclusions in European societies*, London, 89-110.
- Mayer, Karl Ulrich (2003): *The sociology of the life course and lifespan psychology: Diverging or converging pathways?*, in: Staudinger, Ursula M. and Ulman E. R. Lindenberger (eds.): *Understanding human development: Dialogues with lifespan psychology*, Boston, 463-481.
- Mayer, Karl Ulrich (2004): *Whose lives? How history, societies, and institutions define and shape life courses*, in: *Research in Human Development* 1:3, 161-187.
- Mayer, Karl Ulrich (2005): *Life courses and life chances in a comparative perspective*, in: Svallfors, Stefan (ed.): *Analysing inequality: Life chances and social mobility in comparative perspective*, Stanford, 17-55.
- Mayer, Karl Ulrich (2006): *All the king's horses and all the king's men couldn't put Humpty Dumpty together again*, in: *Social Forces* 84:4, 2363-2365.
- Mayer, Karl Ulrich and Walter Müller (1986): *The state and the structure of the life course*, in: Sørensen, Aage B., Franz E. Weinert and Lonnie R. Sherrod (eds.): *Human development and the life course*, Hillsdale, 217-245.
- Mayer, Karl Ulrich and Urs Schöpflin (1989): *The state and the life course*, in: *Annual Review of Sociology* 15, 187-209.
- Mead, George H. (2002/1932): *The philosophy of the present*, Amherst.
- Meyer, John W. (1986): *The self and the life course: Institutionalization and its effects*, in: Sørensen, Aage B., Franz E. Weinert and Lonnie R. Sherrod (eds.): *Human development and the life course*, Hillsdale, 217-245.
- Meyer, John W. and Ronald L. Jepperson (2000): *The "actors" of modern society: The cultural construction of social agency*, in: *Sociological Theory* 18:1, 100-120.
- Moen, Phyllis (1985): *Continuities and discontinuities in women's labor force activity*, in: Elder, Glen H. (ed.): *Life course dynamics: Transitions and trajectories, 1968-1980*, Ithaca, 113-155.
- Myles, John (1992): *Is there a post-Fordist life course?*, in: Heinz, Walter R. (ed.): *Institutions and gatekeeping in the life course*, Weinheim, 171-185.
- O'Rand, Angela M. (2009): *Cumulative processes in the life course*, in: Elder, Glen H. and Janet Z. Giele (eds.): *The craft of life course research*, New York, 121-140.
- Reiter, Herwig (2012): *On biographical alienation*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 41:1, 24-40.
- Riley, Matilda, Robert L. Kahn and Anne Foner (eds.) (1994): *Age and structural lag. Society's failure to provide meaningful opportunities in work, family, and leisure*, New York
- Rindfuss, Ronald R., C. Gray Swicegood and Rachel A. Rosenfeld (1987): *Disorder in the life course: How common and does it matter?*, in: *American Sociological Review* 52:6, 785-801.
- Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt am Main.

- Ryder, Norman B. (1965): The cohort as a concept in the study of social change, in: *American Sociological Review* 30:6, 843-861.
- Schütz, Alfred (1944): The stranger: An essay in social psychology, in: *American Journal of Sociology* 49:6, 499-507.
- Settersten, Richard A. (1999): *Lives in time and place. The problems and promises of developmental science*, Amityville.
- Settersten, Richard A. (2003): Age structuring and the rhythm of the life course, in: Mortimer, Jeylan T. and Michael J. Shanahan (eds.): *Handbook of the life course*, New York, 81-98.
- Settersten, Richard A. (2009). It takes two to tango: The (un)easy dance between life course sociology and life-span psychology: Integrated paradigm or complementing pathways, in: *Advances in Life Course Research* 14:1-2, 74-81.
- Shanahan, Michael J. and Ross Macmillan (2008): *Biography and the sociological imagination. Contexts and contingencies*, New York.
- Strauss, Anselm (1959): *Mirrors and masks: The search for identity*, Glencoe.
- Thomson, Rachel, Robert Bell, Janet Holland, Sheila Henderson, Sheena McGrellis and Sue Sharp (2002): Critical moments: Choice, chance and opportunity in young people's narratives of transition, in: *Sociology* 36:2, 335-354.
- Wethington, Elaine, Ronald C. Kessler and Joy E. Pixley (2004): Turning points in adulthood, in: Brim, Orville G., Carol D. Ryff and Ronald C. Kessler (eds.): *How healthy are we? A national study of well-being at midlife*, Chicago, 586-613.

Terrorists and High-Speed Surfers:

Towards a Sociological Conception of Performative Identity

Hartmut Rosa

Abstract

This essay explores the transformative effects of social evolution from pre- or early to late-modern societies on the temporality of the life-course and on the temporal patterns of identity. It takes the temporal fabric of all forms of identity as its starting point. The main claim it seeks to establish is that the 'classical' form of modern identity, i.e. the conception of a stable personal identity, is tied up with the generational pace of social change. However, due to the effects of social acceleration the rates of change and social innovation have crossed the threshold to an intra-generational pace of change. Because of the resulting instability in the patterns of association and the culturally relevant forms of knowledge and practice, the forms of identity and the temporalities of the life-course are forced to adapt. As a consequence, the modern conception of personal identities is about to be replaced by new forms of 'performative identity'. Four empirically observable types of such an identity are presented and discussed in the concluding section of this contribution.

Terroristen und High-Speed Surfer:

Auf dem Weg zu einer soziologischen Konzeption performativer Identität

Zusammenfassung

Dieser Beitrag untersucht die Auswirkungen des gesellschaftlichen Wandels von der Früh- über die Hoch- zur Spätmoderne auf die zeitliche Konstitution des Lebenslaufs, der Biographie und der personalen Identität. Er rekonstruiert zunächst die inhärent zeitliche Verfasstheit jeglicher Identität und versucht dann nachzuweisen, dass die ‚klassische‘ Form stabiler moderner Identität nur vor dem Hintergrund eines generationalen Tempos des sozialen Wandels plausibel und realisierbar ist. Weil jedoch als ein Effekt der sozialen Beschleunigung die Veränderungsrate in den Beziehungsmustern und Praxisformen inzwischen eine intra-generationale Geschwindigkeit erreicht haben, sind die spätmodernen Biographie- und Identitätsmuster zu einer Anpassung gezwungen. Diese Anpassung erfolgt in Form eines Übergangs von stabilen personalen zu neuartigen situativen oder ‚performativen‘ Identitäten. Im letzten Teil des Beitrags werden deshalb vier empirisch beobachtbare Typen solcher performativer Identität vorgestellt und diskutiert.

1. Introduction

The temporal patterns of our individual life – its rhythms and speeds, horizons and durations – are closely interwoven with the temporal patterns, rhythms and speeds of society. Time is intrinsically social – whether it is the time of our lives or the time of the social fabric. Therefore, changes in the temporal patterns of society are inevitably mirrored in the temporality of the life-course and of individual identities. In fact, time is one of the key elements in linking social micro- and macro-structures: The mediation between actions and structures, between institutional imperatives and individual orientations, is regulated by temporal patterns. Thus, time is the bridge between individual action and social structure. Since subjects generally perceive time as something that is simply and naturally given, they are most of the time unaware of its implicit social steering-effects.

In this essay I aim to explore the transformative effects of social evolution from pre- or early modern to late modern societies on the temporality of the life-course and on the temporal patterns of identity. The main claim I seek to establish is that the ‘classical’ form of modern identity, i.e. the conception of a stable personal identity, is tied up with a generational pace of social change. However, due to the effects of social acceleration (Rosa 2005/2012) the rates of change and social innovation have crossed the threshold to an intra-generational pace of change. Because of the resulting instability in the patterns of association and the culturally relevant forms of knowledge and practice, the patterns of identity and the temporalities of the life-course are forced to adapt. As a consequence, the modern conception of stable personal identities, based on the idea of a set of individualized parameters of identity such as profession, religion, family, political outlook etc., is no longer feasible in the 21st century – it is about to be replaced by new forms of ‘performative identity’.

In order to lend some empirical credibility to this claim, I will first sketch out the ways in which identities are constituted by time, or by temporal perspectives (2.). In the third part, I will proceed to systematically reconstruct the ways in which the temporal patterns of modern society change. My main claim here is that modernity is inherently dynamic in that it is driven by an incessant process of social acceleration. From the 18th century onward, the three dimensions of technological acceleration, of an acceleration of social change and of a speed-up in the pace of life, interlink in a way that progressively transforms the temporal patterns of society. In this process, I will argue, two critical thresholds are crossed when the pace of change exceeds: first, the pace of inter-generational exchange and, second, the pace of generational exchange (3.). The biographical effects of these critical crossings will be explored in the fourth part (4.) of this paper before I finally sketch out the four types, or patterns, of biographical identity which appear to be compatible with late-modern social temporality (5.). As we shall see, each of these types appears to be deeply problematic, such that it is hard to avoid the diagnosis of an impending temporal crisis in late-modernity.

2. Times of Life: Identity and the Three Dimensions of ‘Our Time’

What do we mean when, in reflecting on our life, we refer to ‘our’ time? Which time is ‘our’ time? In fact, there are three different dimensions of ‘our time’ which are reflected in three different meanings of the term. First, ‘our time’ is the *time of our everyday-lives*: ‘I have fifteen minutes before the shop closes, so don’t waste my

time' or 'don't steal my time, I have a long list of things to do today' are exemplary instances of this usage of 'our time'. It refers to the problem of scheduling, sequencing and 'timing' the activities of our work, or of family-life, or our free-time, on a day-to-day basis and solving the problems of synchronization and coordination. 'My time' thereby is in competition with the time-budgets of other people or organizations.

Secondly, however, we sometimes step back from our routine- and day-to-day activities and reflect upon our lives as a whole. 'I have seventy or eighty years to realize my dreams' we might say, or: 'I don't want to spend my time working in a factory, I want to do something else with my life!' Here 'our time' is not everyday-time, but *life-time*, so to speak. In this perspective, we reflect on the temporal ordering of our life-course as a whole. The question of what we want to do with our life here becomes synonymous to the question of *how we want to spend 'our' time*.

This latter question, however, we cannot answer in a purely solipsistic manner: What we (want to) do with our life-time depends, at least in part, on the contexts and possibilities, on the opportunities and limitations of 'our time' in the third sense: Every individual life has to respond to the requirement of the *historical epoch* it is situated in. 'In our time, you have to be fast and flexible', we might say for example, or 'in our time, education is a primary good'. Or more specific: 'in our time, it is not a good idea to become a monk, a warrior or a shoemaker'. With this we mean that at other historical times values, goods, practices or qualities different from those that are relevant today might have been predominant. The times of our lives thus are always and at least threefold in the sense of every-day time, life-time and historical time.

Now, what I want to claim is that the challenge and problem of identity lies precisely in the successful integration of these three perspectives in a biographical orientation: What we do in our everyday-life has to be meaningfully connected to what we want to be or what we want to do with our life, and both have to be negotiated with the needs, requirements and challenges of our 'historical time' or epoch (Alheit 1988, Rosa 2005, 30-39, 352-390). This integration is achieved predominantly in a narrative mode when people tell their life-stories and life-plans. What Heiner Keupp and others have aptly called 'Identitätsarbeit' (Höfer/Keupp 1997), i.e. the on-going process of re-constructing one's identity, to a large extent has to do with precisely this: With balancing the perspectives of what we do with those of who we were and will be, or want to be, and with what is required of us or recommended to us.

Generally, these three dimensions of 'our time' only come into the focus of attention when the integration turns problematic in one way or the other; for example in phases of biographical transition, when we need to balance our personal plans against the requirements of our age, or when we suddenly realize that there is a grave misfit between our conception of our life-time and the way we actually spend our every-day-life. If it is my vision that I will become a great pianist and a family father, while I actually spend my time in solitary confinement in front of a computer all year long at the age of forty, I have to rethink both: my life-time and my everyday-time.

Thus, individual identity is always structured in a temporal way; in a sense, identity *is* temporality. If we take it that 'personal identity' in its most general sense is the answer to the question '*who are you?*', then we have to realize that this answer always has to include an (at least implicit) account of *who I was*, and *who I have become*, and therefore, in addition: of who I could have been or might have been. Furthermore, there is no coherent account of *who I am* without an (at least implicit) vi-

sion of who I will be or might be, and also: of whom I do *not* want to be (Straub 1998). In this way, identity necessarily contains a biographical and a historical past and future, with the challenge of identity being the permanent re-negotiation and re-integration of these temporal horizons and perspectives.

Given this inherently temporal and social nature of identity (Lauer 1981), changes in the (temporal) fabric of society almost inevitably effect all three temporal levels of identity. Whether or not the challenge of integration is met, therefore, depends to a considerable extent on the temporal patterns and horizons of society. In the remainder of this paper I want to sketch out the ways in which the acceleration of social change places considerable stress on the individual's capability to reconcile everyday-time-perspectives with life-perspectives and historical consciousness.

3. Times of Change: Social Acceleration and Cultural Transformation

In a number of recent publications (Rosa 2003, 2006, Rosa/Scheuerman 2009), I have tried to establish the point that modernity is best understood, first, if it is analysed as an on-going *process* of modernization, and second, if this process is interpreted as a progressive dynamization of the material, social, and spiritual fabric of society. This process I seek to capture with the term of *social acceleration*. Since social acceleration, which always refers to the relation between two points in time, is defined as a *quantitative increase per unit of time* (e.g: more miles per hour, more produced cars per year, more bits processed per second, more job-positions held or life-partners chosen in an average life-time, or more things done within a week), it can be used as a blanket term for the escalatory logic of modernity which figures most prominently in economic growth, temporal speed-up and in increasing rates of change or social innovation. In the following,¹ I want to briefly define more precisely this process of social acceleration and the three dimensions that can be differentiated within it. Following this, I will try to elucidate how the acceleration of social change causes a two-step cultural transformation that has serious and systematic consequences for the shape of the human life-course and each time re-models the patterns of individual identity and biography.

Three dimensions of social acceleration

In order to understand the process of social acceleration we need to analytically distinguish three different dimensions, or types, of phenomena since the experience of acceleration can be related to the speed of goal-directed processes (a), to the rate of social change (b), and to the sense of a growing scarcity of time (c).

a) Technological Acceleration

The first most obvious, and most easily measurable, form of acceleration is the speeding up of intentional, *goal-directed* processes of transport, communication, and production that can be defined as *technological acceleration*. Although it is not always easy to measure the average speed of these processes, acceleration in this realm is undeniable. In fact, the industrial revolution and the recent 'digital revolution' can be

¹ For this section, I draw heavily on my article *The Universal Underneath the Multiple* (Rosa 2006), sections II and IV.

interpreted as straightforward 'dromocratic revolutions' in this sense. Thus, the speed of communication is said to have increased by 10^7 , the speed of personal transport by 10^2 , and the speed of data processing by 10^6 (Geißler 1999, 89). The effects of technological acceleration on social reality are certainly tremendous. For example, as Harvey (1990) and many others have pointed out repeatedly, our perception of space and time has been significantly transformed as space virtually appears to 'contract' and gradually loses its significance for orientation in the modern world.

b) Acceleration of Social Change

Whereas phenomena of the first category can be described as acceleration processes *within* society, the phenomena of this second category could be classified as accelerations *of* society itself. When novelists, scientists, and journalists since the eighteenth century have observed the dynamization of Western culture, society, or history, they were not so much concerned with the spectacular technological advancements as with the (often simultaneously) accelerated processes of social change that rendered social constellations and structures as well as patterns of action and orientation unstable and ephemeral. Hence, within modernity, the rates of change themselves are changing. Thus, attitudes and values as well as fashions and lifestyles, social relations and obligations as well as groups, classes, or milieus, social languages as well as forms of practice and habits tend to change at ever increasing rates.

However, empirically measuring (rates of) social change remains an unresolved challenge. There is little agreement in sociology as to what the relevant indicators of change are and when alterations or variations actually constitute a genuine or 'basic' social change.² Therefore, I want to suggest that sociology might avail itself of approaches developed in social philosophy as well as in systems-theory and define the acceleration of social change as an on-going *contraction of the present* (Lübbe 1998). Such a contraction is the consequence of the accelerating rates of cultural and social innovation. The measure is as simple as it is instructive: If we define the *past* as *that which no longer holds/is no longer valid* while the future denotes *that which does not yet hold/is not yet valid*, then the present is the time-span for which (to use an idea developed by Koselleck) the horizons of experience and expectation coincide. Only within these time-spans of relative stability can we draw on past experiences to orient our actions, and only within such periods is there some certainty of orientation, evaluation, and expectation. In other words, *social acceleration can be defined by an increase in the decay-rates of the reliability of experiences and expectations and by the contraction of the time-spans definable as the 'present.'* Now, conceptually, we can apply this measure of stability and change to social and cultural institutions and practices of all kinds: the present contracts in the political as well as the occupational, the technological as well as the aesthetic, the normative as well as the scientific or cognitive dimensions, i.e. in cultural as well as in structural respects.

But how could we verify this empirically? There seems to be fairly general agreement in the social sciences that the basic structures of society are those that organize the processes of production and reproduction, which, in western societies are formed by the family and the occupational system. There is no doubt that the corresponding

2 Cf. Sztompka (1993). Peter Laslett (1988) distinguishes between 19 (!) different rates of internal social change (economic, political, cultural etc.).

institutions build the framework for the life-course regime (Kohli 1986). Therefore, we gain some measure of change if we pay attention to indicators suggesting that change in these two realms – family and work – has accelerated from an *inter-generational* pace in early modern society to a *generational* pace in ‘classical modernity’ to an *intra-generational* pace in late modernity. Thus, the ideal-type family structure in agrarian society tended to remain stable for centuries, with generational turnover leaving the basic structure intact. In ‘classical’ or ‘high’ modernity, by contrast, this structure was built to last for just a generation: it was organized around a couple and tended to disperse with its death. In late modernity, there is a growing tendency for family-cycles to last for less than an individual life-span: increasing rates of divorce and remarriage are the most obvious evidence for this. Similarly, in the world of work, in pre-modern societies the father’s occupation is inherited by the son – again, potentially over many generations. In ‘high’ modernity, occupational structures tended to change with generations: sons (and later daughters too) were free to choose their own profession, but they generally chose only once, i.e. for a lifetime. In late modernity, occupations are no longer meant to extend over the whole of a work-life; jobs change at a higher rate than generations. As Daniel Cohen puts it: “Whoever begins a career at Microsoft has not the slightest idea where it will end. Whoever started it at Ford or Renault could be well-nigh certain that it will finish in the same place” (quoted in Bauman 2000, 116), while Richard Sennett (1998, Chapter 1) observes that the average American worker with an academic education changes his job-position eleven times in a work-life of forty years.

Hence, to formulate the argument more generally, the stability of social institutions and practices can serve as a yardstick for the acceleration (or deceleration) of social change. In the work of authors like Peter Wagner (1994) and Beck, Giddens, and Lash (1994), further theoretical as well as empirical support can be found for the thesis that institutional stability is generally on the decline in late modern societies.

c) Acceleration of the Pace of Life and the shift from work-life to work-age balance

Interestingly, there is a third type of acceleration in modern societies that is neither logically nor causally entailed by the first two, but rather seems paradoxical with respect to technological acceleration. This third process is the ‘acceleration of the pace of life,’ which has been postulated again and again in the unfolding of modernity (e.g. Simmel 1971 or Levine 1998). It is the focus of much discussion about cultural acceleration and the alleged need for deceleration. The widespread sense that *we are running out of time* and that we have to *speed up our actions* in order to keep pace with the demands made upon us, along with increased feelings of *stress*, has been well documented for virtually all modern societies (cf. Robinson/Godbey 1999). While it is hard to see why, on the subjective side, we feel temporal stress *in spite of the abundance of time-resources* gained via technological acceleration, the speed-up of the pace of life can be objectively defined as an increase in the number of episodes of action or experience that we live through in a given unit of time, i.e. in an hour, a week, a year or a life-time. This increase is obtained by either speeding up individual actions themselves (as in *fast-food*, *speed-dating* or *power-naps*), or by reducing breaks and waiting-time between episodes of action, or finally via “multitasking”, i.e. completing several actions simultaneously (for empirical evidence, see Rosa 2005).

Most interestingly, when we ask how developments such as these impinge on the times of our life, we find that the perceived need to speed up our every-day-lives by getting more things done within a day, week, month or year (which itself is a consequence of the constant growth of our 'to-do-lists' (Gergen 2000, 75; Robinson/Godbey 1999, 305)) not only affects the temporality of our everyday-patterns, but just as much the perspective on our life-time. This is because it seems increasingly impossible for the average worker to keep the work-life-balance during his or her working-life, which for many simply mirrors an endless rat-race, people seem to seek compensation in a shift in their life-time perspective. Given that the average life-span increases and many people reach retirement-age in a state of full mental and physical sanity, they start to postpone the 'life-'part in the *work-life balance* to that period of their life. This shift from the synchronic *work-life-balance* to a new, diachronic 'work-age'-balance might explain the embittered protest with which political initiatives to raise the retirement-age are met in many countries.

A Two-Step Cultural Transformation

If we accept the idea that with the advent of modernity the speed of social change starts to increase continuously – even though, of course, empirically, social acceleration comes in waves and meets resistances and partial, temporary reversals – we are pressed towards the conclusion that this process of dynamization meets critical thresholds beyond which there appear qualitative shifts in the social space-time-regime as well as in the experience of history and society; and hence in the predominant forms of self-perception, identity and the life-course. Most importantly, as authors like Jan Assmann (1992) or Koselleck (1985) have shown, communicative social memory and the collectively shared awareness of past and present are limited to a period of about 80 to 100 years, since this denotes the time-span which the three (or maximally four) generations living together at any one point in history actually can oversee and communicate from their own experience. This implies that the divergence of the horizons of experience and expectation, so characteristic in Koselleck's account of modernity, and hence the actual experience of *a contraction of the present*, can only become a cultural reality and gain social relevance when significant processes of endogenous social change occur within the life-time of these three (or four) generations living together, i.e., when the speed of social change crosses the threshold from an inter-generational to a generational pace. In other words: Only when grandparents, drawing on their own experience of the past, expect the future of their children and grand-children to be significantly different from their own, the perception of a progressing history, and of a society in change, can actually take hold. On the other hand, when processes of fundamental social change occur so rapidly that the basic conditions appear to be unstable even within the life-time of a single generation (when social change, in other words, reaches the threshold of an *intra-generational* pace), the relationship between generations is obviously fundamentally altered once again (cf. Mannheim 1964) and the erosion of the stabilities and certainties of the life-world takes on a new character, once more transforming the experience of history and the patterns of identity. Hence, the prominence of postmodernist ideas in our time might well signify the crossing of such a threshold, beyond which the transmitted forms of narrative, linear and cumulative experiences of the world can no longer be sustained (Jameson 1998).

Now, as I have tried to point out in the last section, the idea of a progressive acceleration of social change in the process of modernization supposes precisely such an increase in the speed of social change, from an inter-generational pace in pre- and early modernity to, roughly, a generational pace in high- or 'classical modernity' and on to an intra-generational pace in our late-modern age of globalization. I have pointed out how such a claim could be empirically validated by referring to the decreasing stability and durability of ideal-type family- and occupational structures. Therefore, I restrict myself here to noting that on the level of normative ideals, this shift can also be observed: In pre-modern societies, individuals were expected to perpetuate the familial and occupational (as well as the religious and political) structures of their forbears, whereas a core-idea of 'classical modernity' is that every individual should found his or her own family, find his (and later on, her) defining job, a political and religious stance towards the world and so on. Thus, renewal, and not perpetuation, was a generational challenge, but – in its core as well as its peripheral dimensions such as hobbies and consumer-habits – this task of self-invention and choice was taken to be a once-and-for all challenge of adolescence: The possibility of conversions notwithstanding, the normative ideal of classical or 'high' modernity involved the stable adherence to a once defined and then gradually developed individual life-plan or life-project. Thus, whereas the life-course was individualized with respect to substantive decisions (job, family, religion, politics etc.), it was gradually re-standardized with respect to its temporal form (Kohli 1986). In late-modernity, by contrast, such an ideal is considered to be utterly out of touch with the requirements of a highly dynamic society: To strictly adhere to life-choices once made, or to a life-plan, appears to be not only utterly boring (who would want to stay with the same job (or partner) once and for all, or to stick to a life-long political conviction?!), but also dangerously inflexible and immobile in the age of dynamic turbo capitalism (Bauman 2000; Sennett 1998).

Now, it is a core-assumption of this essay that the progressive dynamization of social conditions leads to a twofold reversal in the cultural experience of time and history, which is closely connected to the generational and the intra-generational thresholds of social change identified above. Considering all we know about pre- and early modern societies, it is not implausible to assume that for them, historical time (despite the Christian expectation of an apocalyptic *end of all times*) appeared to be very much *static* in character: The horizons of experience (*what is known from the past*) and of expectation (*what is to be expected from the future*) extensively overlapped, the vast and often uncontrollable contingencies and the cyclic character of every-day life notwithstanding. Hence, historical time appeared to be like a 'container' for manifold *histories*, which oftentimes repeated themselves, such that history could be the teacher of life (*historia magistra vitae*, as Koselleck (1985) points out incessantly): One could learn from the past how to act in the future.

Quite to the contrary, in the rather short period between 1750 and 1830 termed 'saddle time' by Koselleck and the editors of the *Geschichtliche Grundbegriffe*, a wholly new form of experiencing time and history emerges. For observers and commentators of culture, politics and society alike, the past and the future became notably *different*, expectations started to diverge from experience, and hence, history *started to move* as if it were, Koselleck notes, a 'singular subject': *History* as such, becomes almost as an independent force with an identifiable direction, and the great "judge" to

human actions. I do not want to cite all the historical testimonies Koselleck and his colleagues adduce for proving this shift. Rather, I want to repeat my point that such a break in the cultural experience of time, history and society is an almost ‘natural’, expectable consequence of the acceleration of social change from the inter-generational to the generational level: i.e. for the speed of endogenous social change crossing the first critical threshold of cultural perception. This threshold is crossed when basic conditions appear to change endogenously and regularly within less than 80 to 100 years. Beyond that threshold, actors are convinced that the future will be structurally different from the past, and that change is driven endogenously, i.e. not by contingent exogenous events such as war or drought. Thus, Koselleck’s main point is the identification of a historical “temporalization” of history and politics.³ He leaves us in no doubt that this temporal shift was essentially connected to the perception of an acceleration of history and society themselves. Acceleration, he assures us, was the core-element of the new conception of society and history, and the idea of *progress* was a necessary and complementary element of this new cultural conception: it signalled the *direction* of social change.

However, what Koselleck, being a historian, could not and did not foresee, is the emergence of a second significant break in the modern perception of (historical) time towards the end of the 20th century. Even though this second break – just as monumental and essential as the first one – was heralded by various writers from the beginning of the 20th century, it only became the dominant mode of cultural experience, I would argue, after 1989 following the end of the Cold War and the digital revolution culminating in the *internet*. From then on, history is no longer perceived *to be moving*: even though, of course, there will be more wars and more failed and re-built states, and new coalitions and movements and so on: i.e. even though there is frantic change there appears to be no more *history in the singular*, a history with a direction, a *moving history*. History stopped to be an evolving process. This is what all the heralds of *the end of history*, of post-histoire, tell us from Gehlen to Fukuyama, from Baudrillard to Virilio. But it is also what innumerable testimonies from high as well as dominant pop-culture tell us, from Coupland to Pink Floyd’s Roger Waters or to Imre Kertesz.⁴ In the late-modern perception of time, history is *frantic* as well as *static* in its pace: It is once again opening up to give space to myriads of *histories* which do not amount to a progressing history, thus resembling the pre-modern state except for the fact that change and contingency (producing the episodic histories) are now endogenous.

This second fundamental transformation of the modern conception of time can be understood as a de-temporalization of history: Social, political and cultural events are

3 However, Koselleck remains ambiguous as to the causes of this shift: He finds empirical evidence for social acceleration only in the period after the industrial revolution, i.e. considerably later. So he attributes the cultural transformation to the political crisis and the emerging political expectations of the time, leading to a rapid series of disruptive events. However, this explanation remains wholly unsatisfactory since the political ruptures themselves are explained precisely by the shift in the social conception of time and history, thus leaving the argument in an explanatory circle. The reason for this conundrum, in my view, lies in the fact that Koselleck only examines technological acceleration as an empirical dimension of change, whereas he neglects evidence from the other two dimensions identified in section two above. For my own account of the causes of social acceleration, see Rosa 2005, Part III (243-332).

4 Cf. Douglas Coupland’s celebrated novel *Generation X* (1991), Roger Waters’ Solo-Album *Amused to Death* (1992), or Imre Kertesz noble-prize winning book *Fateless* (1992).

no longer interpreted as being links in a progressive chain, but rather as contingent episodes in a highly contingent universe. A random succession of events, fragmented episodes and contradictory developments (such as secularization and de-secularization, democratization and de-democratization, nation-building and nation states falling apart, the evolution of the welfare-state and the return of Manchester-Capitalism, the return of torture and the global acceptance of the UN human rights Charter) has taken the place of what were thought to be historical sequences of social development (or *progress*). This is reflected in the fact that the political concepts Koselleck identifies as signifying the idea of (irreversible) dynamic movement in saddle time – all the -isms of the age – today just represent a ‘static’ array of reversible political alternatives: socialism, fascism, conservatism, liberalism etc. In this sense, the politico-historical time of the globalization-age is at once timeless and ‘temporalized’ in the sense that the *sequence of events* is not pre-determined by any meta-historical logic or principle. No social theory or philosophy of history could foretell the course of history or identify an underlying logic of progress. Thus, history in the singular, as a subject and judge, is only conceivable within a certain “speed-frame” of social change. In ‘saddle-time”, it appears, its lower threshold was crossed and history began to move, whereas in late-modernity, the upper barrier is transcended and history seems to fall back into inertia, albeit a highly dynamic one this time around.

Now, even though it might appear so at first glance, this return of timeless time is not a simple return to the pre-modern conception of static-cyclical time: There is no ‘natural cycle’ of progression as in the constitutional model of Polybios, and frantic change on the level of events and associations is caused by *endogenous* social forces, not the least of which are technological and scientific innovations. This, in my view, helps to explain why at the turn of the millennium, the experience of frantic change and radical social contingency on the one hand, and perceptions of radical (structural) inertia on the other, came to flourish simultaneously: Society is changing, but *it is not going anywhere* (cf. Niethammer 1989). Due to the modern logic of dynamic stabilization, it needs growth, acceleration and constant innovation just to keep the status quo, to ensure its structural reproduction.

This second change in the socio-cultural conception of time, I want to argue, is the consequence of the pace of social change crossing the critical threshold of intra-generational speed: After the wave of social acceleration emanating from the political and digital revolutions around 1989, individuals in advanced societies can no longer expect their basic life-worlds to provide stable background conditions for their evolving life-course. Rather than developing or enacting a conception of personal identity over a life-time, the accelerated life-world structures now demand that subjects are ready to change their self-conceptions, political convictions etc. in accordance with a changing environment. Therefore, let us now turn to the biographical effects of this two-step-transformation.

4. Biographical Effects: The Temporalization and De-Temporalization of Life

With the crossing of the identified critical thresholds, not only the perception of time changes but with it the whole fabric and cultural substance of self and society are also transformed. This is due to the fact that society and self in their very essence are tem-

poral and processual rather than static and solid (Lauer 1981). This provides the basis for my claim that substantive transformations of identity are not only compatible with, but an inevitable *effect* of, the continuous abstract process of social acceleration.

The classical or 'high-modern' conception of individual identity dominant in Western societies for most of the twentieth century is based on the idea that each individual could and should find his or her place and stance in the world: *find a profession, found a family, work out a political and a religious conviction that are 'true to yourself' and 'authentic', and then grow and develop according to your individual life-plan based on these elements*. This, in a nutshell, is the modern conception not only of identity, but of individual autonomy, of authenticity, of the life-course and the good life as well. Basically, the challenge of identity each individual faces is to find his or her place, his or her *position*, in and towards the world. Of course, such a conception is unimaginable within a social world that is intended to remain stable from one generation to the next, i.e. for which the basic productive and re-productive structures as well as the political and religious order are not meant to change dynamically from one generation to the next, but to be invariantly transmitted over many generations. With a *generational pace* of social change, individual life itself is experienced as 'progressing' along developmental lines (of the life-course, the family-cycle and the carrier-path, cf. Kohli 1986, Rosa 2005, 352-362). The experiences and events of the life-course are interpreted and narrated as the cumulative elements and links of an evolving, directed life-history, as a story of growth, development and fulfilment (Sennett 1998).

However, this conception becomes untenable and unappealing once the speed of social change crosses the intra-generational barrier. As I have already pointed out, just as politics turns situationally in the late-modern age, identities, too, lose the character of 'temporalized projects': *What we are* is something that has to be decided from context to context and from one chronological stage to the next, not over the course of a complete individual life-time. Identity is no longer about (professional, familial, political or religious) *positions* sought and reached, but about (professional, familial, political and religious) *performances*: Synchronically as well as diachronically, who and what we 'are' has to be (re-)negotiated performatively. The idea of living out a – professional, familial or political – life-plan seems strangely anachronistic in a world of incessant economic, occupational, cultural and political change. This transformation of late-modern identities can easily be traced even within ordinary language. Today we either temporalize or renounce identity-markers all together: We no longer *are* bakers, New Yorkers, husbands, Republicans or Catholics tout court – rather, we work as bakers right now, we are New Yorkers for five years, we live with such and such (for now), voted Republican last time and attend Catholic services. All these building-blocks of identity might change at any time, due to our own decisions or to changing circumstances, even though *they might* just as well remain unchanged for quite a long time. In any case, they have become *unstable and contingent* even if they don't change. *What, where and with whom* we will be next (and how long our current self-definitions will remain valid) will be decided as time evolves, in a 'performative' mode, not according to a life-plan. Thus, as identities (just as history and politics) are *de-temporalized*, time itself is *temporalized* in the sense that the order, duration and sequence of events are now open to the temporal process itself. Importantly, this change has not just been forced upon us – it has just as much been embraced by late-

modern culture. Hence, a new conception of *flexible, experimental, reversible, relational, situationalist* or even *multiple* identities – as postmodernist authors have been advocating for a long time – appears to be a ‘natural’ complement to an intra-generational pace of social change⁵ (cf. table 1).

Table 1: *The Speed of Social Change and the Perception of Time*

	Pre- and Early Modernity	“High” Modernity	Late Modernity
Speed of endogenous social change	Change-rates below the speed of generational exchange (<i>inter-generational pace</i>)	Change-rates approaching the speed of generational exchange (<i>generational pace</i>)	Change-rates above the speed of generational exchange (<i>intra-generational pace</i>)
Indicators: family- and occupational structures	Inter-generational stability (<i>family as economic unit</i>)	Changes according to generational pace: Individualization of work and family (<i>generations as bearers of innovation</i>)	Successions of jobs and intimate partnerships replace life-time commitments (<i>‘serial monogamies’ of work and family</i>)
Perception of everyday time	Congruence of the horizons of experience and expectation (<i>cyclical time</i>)	Separation of the horizons of past, present and future (<i>linear time</i>)	the sequence, rhythm and duration of events is contingent on the course of time (<i>‘timeless’, yet ‘temporalized time’</i>)
Conception of historical time	Historical time as a “container” for “histories” (<i>Static conception</i>)	History as an intelligible and directed process prone to political shaping; temporal index of politics: progressive vs. conservative (<i>Temporalization of History</i>)	“End of History” in the high-modern sense: non-directed, erratic, yet frantic change; “situationalist politics” no longer historical “pace-maker” (<i>De-temporalized history</i>)
Conception of life-time	centred around day-to-day challenges on the one hand and based on substantive, <i>trans-individual identities</i> on the other (<i>‘situative-static’ perception of life</i>)	Perspective of a progressively evolving life-course on the basis of stable, yet self-determined <i>individual identities</i> (<i>Temporalization of life</i>)	Perspective of a contingent and reversible life-course, episodic addition replaces narrative of cumulative growth; <i>performative identities</i> (<i>De-Temporalization of life</i>)

5 In a similar vein, Zygmunt Bauman (1993, 240 f.) compares the ‘modern pilgrim’, who feels that he or she is on his/her way to a destined end, to the post-modern vagabond, who is ‘a nomad without an itinerary’ or a destination, and the tourist who “knows that he will not stay for long where he has arrived. And as in the vagabond’s case, he has only his own biographical time to string together the places he visits; otherwise, nothing orders them in this rather than another temporal fashion.”

Obviously, this account of the history of modern identity is overtly simplified and schematic. Nevertheless, I believe, it provides empirical research with a fruitful yardstick for further explorations in the sense of Max Weber's *ideal-types*. Before I turn to the possible shapes of late-modern 'performative' identities, I therefore want to summarize the three historical forms of individual identity that result from my temporal analysis of modernity along the three dimensions of 'our time' – everyday-time, life-time and historical time – defined in part two of this paper.

Pre- and Early Modernity: Stable identity 'a priori'

Before the pace of change reached a generational-tempo in the sense defined above, i.e. before 'classical' modernity institutionalized its mode of dynamic stabilization, life for the individual was often both: erratic or random as well as static and inert. This pertains to the level of everyday-time as well as to the structure of the life-course. In many respects, time was experienced as cyclical and activities were routinized. There was a significant overlap between experience and expectation. While it was impossible to foresee exogenous contingencies (such as disease or drought or wars or accidents etc.), the estate-based world itself, in its structural features, tended to remain the 'ever-same'. It was unforeseeable on the level of events, but inert on the level of structures. This is why Koselleck maintains that the *historical world* is perceived to be 'timeless' in pre-modern societies: Filled with unpredictable *stories* which have no historical order and which can inform future generations by way of historical examples. *Identity* and the *life-course* were pre-defined by birth: Who one is, what one believes in or what one does, in a traditional society, is answered not through looking inward, but through looking 'outward': for example, into the stratified world and social order of nobles and craftsmen, beggars and monks etc., and into the 'holy scripture'. Thus, the position of an individual in and towards the world is also prefixed. This I call a 'stable identity a priori'.

High-Modernity: Stable and positional identity 'a posteriori'

As I have tried to point out by referring to Koselleck, with the advent of high-modernity the perception of time changes significantly in that the horizons of experience and expectation diverge: The future is supposed to be different from the past, and therefore, historical time is no longer predominantly cyclical but *linear* and *progressive* in nature. In the course of this *generations* become the bearers of innovation: Identity is constitutively gained not by taking the positions of the fathers (and mothers), but by finding and defining them anew along relatively fixed lines. As Kohli (1986) and others have pointed out, in this process the life-course gets 'standardized' and institutionalized. Finding one's professional, familial, political and religious etc. positions is the challenge of 'adolescence'. In later life (although conversions remain a possibility) these positions are deepened and pursued along pre-defined 'career-paths'. As Kohli (2009, 81) puts it, "the claim to individual growth is institutionalized in the form of basic cultural codes". High-modern identities therefore are easily captured in the narrative form of stories of growth and/or progress.⁶ Thus, while the question of *who one is* gets actually dynamized (to a generational pace of change) and

6 This is exemplified beautifully in Richard Sennett's account of Enrico (the father) in Sennett (1998).

individualized, everyday-time as well as life-time become surprisingly predictable and even standardized: On the level of everyday-time, fixed schedules (working-times, meal-times, shopping times, family-times, bed-times etc.) gain hold, while the life-course follows pre-scheduled and institutionalized patterns (kindergarten, schooling, military service, work-life, retirement etc.). Life in this sense is 'temporalized': History seems to be moving and has a (predictable) direction, and so do individual lives.

Late-Modernity: Performative identity

In many ways, the patterns of late-modernity seem to reverse the features of high-modernity: The predominant experience of time is no longer linear and progressive, but fragmentary and episodic. Cyclical, linear and static elements are on a par in this world of intra-generational change. As I have pointed out, on the level of historical time, progress is no longer an experiential reality: For the first time in modernity, parents in Western societies no longer expect a brighter or better future for their children, but rather an intensified struggle to keep to standards and avoid disasters. Consequently, conceptions of an 'End of History' abound. Interestingly, we find the same 'de-scheduling' on the level of everyday-time and life-time, as well: In a 24/7-society, working time, family time, recreational-time, shopping-time etc. blend into each other. Each sphere of life no longer has a pre-fixed temporal window, but sends its demands and offers its opportunities simultaneously. Thus, *what is done when* is no longer a matter of time-plans and schedules, but is answered 'performatively', as we move along. And the same can be said about the life-time-perspective: Times of work, of (re-)education, of (enforced or voluntary) idleness follow each other in no particular or predictable order, and whether or not we marry, separate, have kids etc. is no longer pre-fixed either. We decide it (or suffer it) 'as we move along'. This performative attitude also pertains in the world of religious and political orientation: As we know from electoral research, people tend to decide about their votes according to the performance of parties and politicians. They no longer define themselves as conservative, liberal or socialist and, similarly, they re-negotiate their religious leanings and preferences (Beck/Beck-Gernsheim 1994). On both levels – the everyday as well as the life-course – individual time-experience gradually shifts from a pre-structured to a more episodic character. This is particularly relevant with respect to the life-time perspective: Instead of *being* a married, catholic baker living in Detroit, one might *have been* a married, catholic baker living in Detroit, one *is now* a single, protestant broker on Wall Street and one *might be* a gay atheist artist in Washington. Of course, these identity-markers do not all shift simultaneously, but independently of each other: One might have turned an artist before one became an atheist etc. And of course, most people remain fairly stable in most dimensions of identity; nevertheless, they can no longer take any one position for granted.⁷

⁷ This is exemplified, by contrast, in the story of Rico (the son) in Sennett 1998. If the reader finds my examples too extreme, he or she might be referred to the spectacular case of a violent, right-wing German man who became a left-wing woman and nurse running for a seat of the Baden-Württemberg state-parliament in 2011 (Badische Zeitung, March 13th 2011: www.badische-zeitung.de/kreisemmendingen/monika-strub-ich-moechte-glaubwuerdig-sein--42600857.html).

In fact, one could call this a de-positionalization of identity, but this term is not wholly accurate since, of course, positions still are important in a competitive world. Nevertheless, it is the capacity and the willingness to (performatively) *re-position* oneself that is decisive for the late modern types of identity. Both, capacity and willingness for a flexible re-definition of identity, however, cannot be taken for granted. It is precisely here that we can distinguish four different types or patterns of late-modern identity I will try to briefly sketch out now by way of conclusion.

5. Conclusion: Four late-modern patterns of identity

What I have tried to point out in this paper is the structurally caused pressure towards a form of identity that thrives on intra-generational stability. Because of the fast pace of social change (with respect to practices, knowledge, patterns of association, positions, institutions etc.), the defining predicates of identity such as family position, job, hometown, political or religious convictions, hobbies (or even peripheral markers such as bank-account, daily newspaper, insurance company etc.) can no longer be supposed to be *stable for a life-time*. Even if, with hindsight, some of them actually *did* remain stable for the whole of (an adult) life, it is risky to consider them essential to one's identity. Those who actually try to pursue a life-plan are always in danger of becoming anachronistic and frustrated by the course of events. Thus, individuals, in leading their lives and maintaining an identity, have to react or adapt to this structural requirement of 'their (historical) time' in one form or the other. At present, we might – in a very tentative and preliminary mode – heuristically reconstruct four emerging types of reaction in late-modern (Western) societies which create four possible types of identity.

The Surfer: Mastering the waves

The first late-modern type can be termed the 'Surfer': What he actually does is to cling to the modern, enlightenment promise of autonomy, but to redefine it in a way that coheres to his 'historical time'. Contrary to the 'high-modern' character, the surfer does not try to define a life-plan, a life-project or a life goal. He does not seek to give his life an overall direction or shape. Rather, he acquires the capacity to 'master the waves': i.e. to recognize and 'jump' when a great wave comes along and when the wind and tide are favourable. Kenneth Gergen makes this point very aptly when contrasting his old, 'high-modern' conception of self or identity with his new surfer-self:

I am also struggling against my modernist training for constant improvement, advancement, development, and accumulation. Slowly I am learning the pleasures of relinquishing the desire to gain control of all that surrounds me. It is the difference between swimming with deliberation to a point in the ocean – mastering the waves to reach a goal – and floating harmoniously with the unpredictable movements of the waves. (Gergen 2000, XVIII)

The latter remark, however, in my view blurs the distinction between the *Surfer* and the *Drifter*: The surfer is not the passive object, let alone victim, of the 'unpredictable' play of waves and winds: He decides for himself when he is ready to jump (to another job, company, city, partner, party or church), and whether or not the other

wave is worth the try. Thus, he has a clear set of priorities, even though these priorities might change ‘performatively’, and he has sufficient economic, social and cultural resources to ‘jump’ when he sees fit. This logic dominates his everyday-time just as much as his life-course perspective. As Hörning, Ahrens and Gerhard (who refer to this type as ‘the gambler’ (Spieler), 1999) have pointed out, the Surfer is not running on pre-fixed schedules, he does not adhere to any form of time-management: He decides spontaneously when to accelerate, slow-down, finish or repeat activities; and the same goes for questions of timing or sequencing. (With respect to everyday-time this means, for example, that one day he works first and long, then does the shopping and afterwards the running, the next day he spontaneously starts with shopping, then works a bit, stops for some exercise and then goes on working, whereas the third day he might start jogging without having any plans for what to do afterwards etc.). In this way, he still can present himself as the master of his life, even though not as the author of a life-story. He clearly is an ‘other-directed’ character in that he leaves the goals he sets for himself to the uncontrollable play of opportunities and hindrances, he does not try to pursue an ‘authentic’, inner-directed conception of life. Nevertheless, he stays on top, and he is mastering the waves. In this sense, the Surfer represents a successful form of performative identity. This, of course requires the capacity, flexibility, creativity and willingness for constant ‘re-definition’ and ‘re-invention’. By definition, only a small, elite minority can develop a surfer-identity, for it takes considerable resources to jump the waves this way – and the power to define situations and to decide on changes rather than being simply exposed to changing circumstances. Besides, the unpredictability and ultimate non-reliability of the Surfer would lead to disastrous consequences if this identity-style was actually adopted by everyone. The jet-set flexible elite still needs solid, stable and reliable ground-crews to pursue their wave-riding. Thus, those who cannot be Surfers probably end up as *Drifters*.

The Drifter: Pulled under and pushed around

Whereas the Surfer decides when it is time to ‘jump the waves’, most people very often cling to, or are content with, what they have but are exposed to unexpected situational changes. Thus, they might lose their job, or their company closes down, they are left by their boy- or girlfriend, forced to move etc. An additional push- or pull-factor might be their own moods and desires. They might in fact spontaneously quit their jobs, hometowns or families, but – contrary to the Surfer – without a good, let alone a better, alternative at hand. In this way, they do not jump the waves, but are in danger of being pushed around or pulled under by the heavy waters of late-modernity. Just as the Surfer, the Drifter renounces the idea of having a life-long set of values and allegiances, or a life-plan or project he or she pursues. But contrary to the Surfer, Drifters are the victims rather than the masters of the waves of life. They are exposed to risks and changes they can neither calculate nor determine. This is the sense in which Richard Sennett defines the ‘Drift’ in his *Corrosion of Character* (1998). And in fact, his main characters *are* Drifters rather than Surfers: They erratically drift from job to job, or from place to place and from one temporal moment to the next without being able to gain any form of autonomy with respect to their lives. This is not to deny that there can be very strong and passionate temporary (situationalist) identifications (with one’s football club, one’s nation, church or rock-group), but all the plans Drifters make or the goals they set for themselves, the associations

they build and the experiences they acquire, are progressively devaluated and nullified by the incessant dynamics of modern society. Hence, they yearn for the old form of the high-modern, stable identity.

Drift can be a strategy for everyday-time, too, but, as Robert Lauer (in accordance with Sennett) argues, the loss of structure and purpose in everyday-life quickly results in social decline or even chaos (Lauer 1981, 37 and 114). Thus, most Drifters follow routines and schedules in everyday-life, but they fail to integrate their everyday-time-perspective with an overall conception of life-time.

The Depressive: Exhausted, burnt-out selves and 'temporal suffocation'

Because of this failure, both Drifters and Surfers are threatened by the permanent possibility of a psychological exhaustion that can lead to *burn-out* or *depression*. Such a state of affairs can be the result of the 'weary' surfer-self who is wasted by the permanent need to re-invent, re-present and re-constitute identity and the perceived lack of any overall-meaning or direction of life (Ehrenberg 2010). But of course, it also threatens the Drifter who feels that he or she has no control over his or her life: Low self-efficacy and lack of control over the circumstances of one's life are among the main sources for psycho-somatic problems and feelings of alienation (Schwarzer 1992). In fact, there seem to be good reasons to assume that the resulting forms of depression are the pathological consequence of a permanent failure to integrate life-time and everyday-time perspectives in the context of a historically situated life. As a result, the vital connection between past, present and future that defines personal identity breaks down. As Lothar Baier observes: "For depressives, time is tied up in knots, it feels like temporal suffocation. There is no meaningful connection between past, present and future, no temporal 'flow'. This in turn re-enforces the feeling that one is cut-off from historical time" (Baier 2000, 157 f., my translation, H.R.). Quite generally, depressives appear to feel that they live in 'frozen time' (Levine 1998, 36 f.). This, of course, quickly extends to everyday-time, too: In depression, all relevances are lost behind a great veil of indifference and inertia, hence it is extremely difficult to structure even everyday routines. Thus, this type of 'performative identity' clearly is pathological in that it is a stress-reaction to the psycho-social requirements of late-modernity rather than a viable solution.

The Fundamentalist: In search of a transcendent anchor

For those who do not want to be Drifters and who are not capable (or willing) to become Surfers, there might be an alternative to Depression. Subjects who still cling to the idea of a stable, life-long and reliable identity and a 'rooted' as well as directed, progressing life (in the sense of the *high-modern* conception of identity) can no longer safely base their substantive identities on parameters such as jobs, families, hometowns etc. If in late-modernity, the 'turbillon sociale' (Rousseau) is too strong and dynamic to allow for generational steadiness, stability can only be taken from some rock-bottom, transcendentally anchored truth or certainty. Thus, if there really is a (empirically measurable) 'return of religion' in late-modernity, this, in my view, is the most plausible reason for it. If not just my family, my party and my boss, but even the welfare-state-provisions can desert me any time, I can only find my permanent anchoring in a transcendent realm such as God or the Bible. *Whatever may happen to*

me, thou shalt be with me is the formula that works as an identity-insurance against even the worst forms of earthly contingency. I may not know where I will live tomorrow, what I will do for a living and whom I shall be living with, my nation-state might have dissolved and my temple might be burnt down, but I will still be a Jehovah's Witness, or a Jihadist, a Hindu or a Satanist for that matter.

In a way, to some extent at least, such a 'fundamentalist' definition of identity might be compatible with the actual life-performance of a Surfer. Since stability is not gained in the parameters that can be affected by endogenous social change such as hometowns, family-structures, hobbies, political parties etc., one might be a 'wave-rider' in all of these dimensions and still feel rooted in a stable identity. However, there clearly arise problems for the temporal integration of the three-levels of biographical time. If our confessional identity is completely detached from our everyday-practices and the biographical course of our life, and eventually even from the historical time we live in (since in late-modernity, the idea of an eternal truth and validity is inevitably somewhat anachronistic and counter-intuitive), its capacity to integrate the three time-perspectives remains limited.

Thus, adherence to the idea of a stable identity in late-modernity cannot but lead to (fundamental) opposition to the modern social order. Such fundamentalist opposition is displayed, most strikingly, in the conception of the *Taliban*, for example, whose prospect of social order clearly rejects any form of *dynamic* stabilization.

Such opposition need not be defined in religious terms, however: There are other candidates for quasi-transcendent anchorings of identity, such as nationalism, racism or political radicalism. Perhaps this helps to explain the strange attraction or fascination that the left-wing terrorist organizations of the 1970s – such as the German *Rote Armee Fraktion* or the *Brigade Rosse* in Italy – have for youths (and adults) in the 21st century. In straight opposition to the demands for incessant reversibility, flexibility and adaptability and to the terminal insecurity and uncertainty about values, positions and convictions that haunt late-modernity, these terrorists placed all their cards, their whole identities, and their lives on one bet: They did not leave any opportunities or possibilities for future reversals. Thus, they acted in open rejection of the late modern categorical imperative to always try to increase one's range of options and opportunities. Instead, terrorists take the reverse route of radically and performatively narrowing down options and opportunities. In this, the Terrorist is the ultimate antipode of the Surfer. Neither type of identity, however, appears to be very attractive or viable. Therefore, the search for positive types of performative identity is still open.

LITERATURE

- Alheit, Peter (1988): Alltagszeit und Lebenszeit, in: Rainer Zoll (ed.): *Zerstörung und Wiederaaneignung von Zeit*, Frankfurt a.M., 371-386.
- Assmann, Jan (1992): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München.
- Baier, Lothar (2000): *Keine Zeit! 18 Versuche über die Beschleunigung*, München.
- Bauman, Zygmunt (1993): *Postmodern Ethics*, Oxford.
- Bauman, Zygmunt (2000): *Liquid Modernity*, Cambridge, UK.
- Beck, Ulrich and Elisabeth Beck-Gernsheim (1994) (eds.): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt a.M.
- Beck, Ulrich, Giddens, Anthony and Scott Lash (1994): *Reflexive Modernization: Politics, Tradition and Aesthetics in the Modern Social Order*, Stanford.

- Ehrenberg, Alain (2010): *The Weariness of the Self. Diagnosing the History of Depression in the Contemporary Age*, Montreal.
- Geißler, Karlheinz (1999): *Vom Tempo der Welt. Am Ende der Uhrzeit*, Freiburg.
- Gergen, Kenneth (2000): *The Saturated Self. Dilemmas of Identity in Contemporary Life*, New York.
- Harvey, David (1990): *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*, Cambridge, MA.
- Höfer, Renate and Heiner Keupp (1997) (eds.): *Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*, Frankfurt a.M.
- Hörning, Karl H., Ahrens, Daniela and Anette Gerhard (1999): *Do technologies have time? New practices of time and the transformation of communication technologies.* in: *Time & Society*, 8, 293-308.
- Jameson, Fredric (1998): *The Antinomies of Postmodernity*, in: Fredric Jameson, *The Cultural Turn. Selected Writings on the Postmodern 1983-1998*, London and New York, 50-72.
- Kohli, Martin (1986): *Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne.* in: Johannes Berger (ed.): *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren*, Göttingen, 183-207.
- Kohli, Martin (2009): *The world we forgot: A historical review of the life course*, in: Walter R. Heinz, Johannes Huinink and Ansgar Weymann (eds.): *The life course reader: Individuals and societies across time*, Frankfurt a.M., 64-90.
- Koselleck, Reinhart (1985): *Futures Past: On the Semantics of Historical Time*, Cambridge, MA.
- Laslett, Peter (1988): *Social Structural Time: An Attempt at Classifying Types of Social Change by Their Characteristic Paces*, in: Young, Michael D. and Tom Schuller (eds.): *The Rhythms of Society*, London and New York.
- Lauer, Robert (1981): *Temporal Man. The Meaning and Uses of Social Time*, New York.
- Levine, Robert V. (1998): *A Geography of Time*, New York.
- Lübbe, Hermann (1998) *Gegenwartsschrumpfung*, in: Klaus Backhaus and Holger Bonus (eds.): *Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte*, Stuttgart, 129-164.
- Mannheim, Karl (1964): *Das Problem der Generationen*, in: Kurt H. Wolff (ed.): *Wissenssoziologie*, Berlin and Neuwied, 509-565.
- Niethammer, Lutz (1989): *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?*, Reinbek.
- Robinson, John and Geoffrey Godbey (1999): *Time for Life. The Surprising Ways Americans Use Their Time*, Pennsylvania.
- Rosa, Hartmut (2003): *Social acceleration. Ethical and political consequences of a de-synchronized high-speed society.* in: *Constellations. An International Journal of Critical and Democratic Theory*, 10:1, 3-52.
- Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt a. M [English Edition in print with Columbia University Press (2012)].
- Rosa, Hartmut (2006): *The universal underneath the multiple: Social acceleration as a key to understanding modernity*, in: Sérgio Costa, J. Mauricio Domingues, Wolfgang Knöbel and Josué P. da Silva (eds.): *The Plurality of Modernity: Decentering Sociology*, München, 23-42.
- Rosa, Hartmut and William E. Scheuerman (2009) (eds.): *High-Speed Society: Social Acceleration, Power and Modernity*, Pennsylvania.
- Schwarzer, Ralf (1992) (ed.): *Self-efficacy: Thought control of action*, Washington, DC.
- Sennett, Richard (1998): *The Corrosion of Character. The Personal Consequences of Work in the New Capitalism*, New York and London.
- Simmel, Georg (1971): *The Metropolis and Mental Life*, in: Donald J. Levine (ed.): *On Individuality and Social Form*, Chicago, 324-339.
- Straub, Jürgen (1998) (ed.): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Zur psychologischen Konstruktion von Zeit und Geschichte*, Frankfurt am Main.

Sztompka, Piotr (1993): *The Sociology of Social Change*, Oxford.

Wagner, Peter (1994): *A Sociology of Modernity: Liberty and Discipline*, London.

Manche denken darüber nach, andere nicht, aber alle müssen mit Zeit leben

Zeiterleben, Zeitdenken und Zeithandeln als Schlüsselemente
alltäglicher Lebensführung

Nadine M. Schöneck

Zusammenfassung

Die Auseinandersetzung mit zeitthematischen Abhandlungen sozialwissenschaftlicher Provenienz führt zu dem Eindruck, dass wir in einer Zeit der Beschleunigung – ja: in einer *Beschleunigungsgesellschaft* – leben und dass Beschleunigung ein wesentlicher Aspekt von Modernisierung ist. Derartige Gegenwartsdiagnosen entstammen jedoch überwiegend theoretischen Überlegungen; systematische empirische Studien hierzu sind hingegen rar.

Mit diesem Beitrag ist die Absicht verbunden, die Lücke zwischen theoretischer Analyse und empirischer Untersuchung zu schließen. Forschungsleitend ist die Frage, wie sich Beschleunigung auf die alltägliche Lebensführung und den Lebenslauf von erwerbstätigen Erwachsenen, deren *Zeit a priori* vergleichsweise knapp bemessen ist, auswirkt.

Auf der Grundlage einer Studie, die einem Mixed-Methods-Design folgt, werden vier empirisch konstituierte Typen des Zeiterlebens, Zeitdenkens und Zeithandelns vorgestellt: (1) der reflektierende Zeitgestresste, (2) der egozentrische Zeitsensible, (3) der zufriedene Zeitstrategielose und (4) der robuste Zeitpragmatiker. Diese Typologie lässt erkennen, dass sich Menschen – auch in der Beschleunigungsgesellschaft – in ihrer Weise, Zeit zu erleben, über Zeit nachzudenken und mit Zeit handelnd umzugehen, deutlich unterscheiden. Theorien historischer Beschleunigung, die auf der Makroebene formuliert werden, sollten diese bedeutsamen Unterschiede auf der Mikroebene berücksichtigen. Darüber hinaus wird deutlich, dass ein hoher Grad an Zeitreflexion und (in konventioneller Weise verstandene) Zeitkompetenz nicht notwendigerweise das Leben eines ‚guten Lebens‘ erleichtern. Die Studie trägt somit zur Stärkung der Verbindung von Zeit- und Lebenslaufsoziologie bei.

**Some Reflect on it, Others Don't, but all Have to Live with Time
Time Experience, Time Concepts and Time Management as Key Elements of
Everyday Life**

Abstract

Social scientific treatises on time create the impression that we are living in an era of acceleration – if not in an *accelerated society* – and that acceleration is a crucial aspect of modernization. Yet, such diagnoses are primarily based on theoretical considerations whereas systematic empirical studies are rare.

This article aims to bridge the gap between theoretical analysis and empirical investigation. The central research question explores how acceleration impacts on the everyday lives and life courses of employed adults whose time is *a priori* comparatively restricted.

On the basis of findings from a study using a mixed methods design, four types of time experience, time concept and time management are presented: (1) the stressed and reflective type, (2) the egocentric and sensitive type, (3) the contented type without strategy, and (4) the robust and pragmatic type. This typology indicates that people – even in the accelerated society – differ strongly in the ways they experience, think about, and deal with time. Theories claiming a historical acceleration at the macro-level must pay attention to these considerable differences at the micro-level. Moreover, it becomes clear that high degrees of time reflexivity and time competence (in a conventional manner) do not necessarily facilitate living a 'good life'. This study thus contributes to enhancing the linkage between the sociology of time and life course sociology.

Einleitung

Zeit ist in der Gegenwartsgesellschaft zu einem großen Thema geworden. Mikroperpektivisch lässt sich diese Feststellung beispielsweise mit dem Ausspruch „Keine Zeit, tut mir leid“, der allen, die es gelegentlich mit anderen Menschen zu tun haben, vertraut sein dürfte, belegen. Makroperspektivisch kann darauf verwiesen werden, dass die Gegenwartsgesellschaft vor der Hintergrundfolie sozio-technologischen Wandels als Beschleunigungs- und Hochgeschwindigkeitsgesellschaft (Rosa 1999; Rosa 2005; Rosa/Scheuerman 2009) bezeichnet wird. Auf der Mikroebene erfolgt die *Beschreibung* der zunehmend knapp werdenden Alltagszeit des Individuums. Dabei ist anzunehmen, dass Zeitknappheit (als Problem) auf Erwerbstätige, die in der Regel arbeiten müssen, um leben zu können, in besonders hohem Maß zutrifft. Erwerbstätige befinden sich in der Phase der vier bis fünf aktivsten und unter zeitlichen Gesichtspunkten anspruchsvollsten Lebensjahrzehnte; aus diesem Grund bezeichnet die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (2005, 13; vgl. auch Frissen 2000) in ihrem Manifest *Zeit ist Leben* speziell die Lebensspanne der 25- bis 45-Jährigen als *rush hour of life*. Während dieses Lebensabschnitts, der zeitlich vermutlich noch etwas weiter zu fassen ist, müssen zahlreiche soziale Rollen ausgefüllt und – auch in zeitlicher Hinsicht – koordiniert werden (Statistisches Bundesamt 2004). An die auf der Mikroebene stattfindende alltägliche Zeitpraxis richten sich vielfältige Informations- und Beratungsangebote in Form von Vorträgen, Seminaren, journalistischen Beiträgen und populärwissenschaftlichen Zeitmanagementratgebern (vgl. exemplarisch Seiwert 2009). Die soziologischen *Erklärungen* alltäglicher Zeitknappheiten setzen hingegen auf der Makroebene an. Einen vielbeachteten Ansatz hierzu bietet Rosa (2005) mit seiner im nachfolgenden Abschnitt kurz vorgestellten These vor allem technologisch induzierter sozialer Beschleunigung.

Zwei wichtige Fragen blieben in der soziologischen Auseinandersetzung mit der Zeitthematik bislang jedoch weitgehend unbearbeitet. Erstens: Wird die Beschleunigungsthese als Ausgangspunkt genommen, so stellt sich die systematisch empirisch zu untersuchende Frage, wie Beschleunigung von Menschen – konkret: Erwerbstätigen – erlebt wird, wie sie mit ihr individuell umgehen und darauf reflektieren; und es stellt sich in diesem Zusammenhang auch die Frage, ob Beschleunigung überhaupt ein Thema (nahezu) aller Erwerbstätigen ist. Zweitens: Wird die Beschleunigungsthese einmal zur Seite geschoben und ergebnisoffen gefragt, wie Erwerbstätige Zeit erleben, wie sie über Zeit denken und wie sie mit Zeit umgehen, so stellt sich ferner die Frage der Verbindung dieser Befunde mit soziologischen Perspektiven auf den Lebenslauf. In diesem Beitrag soll auf beide Fragen eingegangen werden.

Zunächst werden – in gebotener Kürze – ausgewählte theoretische Überlegungen vorgetragen, welche das argumentative Feld des Beschleunigungsdiskurses abstecken. Anschließend werden zentrale Untersuchungsdimensionen, Daten und Methoden der Studie, die diesem Beitrag zu Grunde liegen, erläutert. Daraufhin werden die empirischen Befunde, welche aus leitfadengestützt erhobenen Interviewdaten gewonnen wurden, präsentiert. Schließlich werden die empirischen Befunde lebenslaufperspektivisch interpretiert. Dabei wird die These vertreten, dass eine hochgradige Zeitreflexion sowie eine in konventioneller Weise verstandene Zeitkompetenz, welche in der Gegenwartsgesellschaft als Tugend aufgefasst wird, nicht notwendigerweise das Le-

ben eines ‚guten Lebens‘ erleichtern. Vielmehr geht Zeitreflexion oftmals einher mit Problemen im Umgang mit Zeit und in der alltäglichen Lebensführung.

Die Beschleunigungs- und Zeitknappheitsgesellschaft

Rosa (2005) argumentiert makroperspektivisch, dass die ursprünglich befreiende und befähigende Wirkung der für die Moderne charakteristischen sozialen Beschleunigung, die insbesondere mit technologisch ermöglichten Geschwindigkeitssteigerungen zu erklären ist, in der Spätmoderne in ihr Gegenteil umzuschlagen droht. Seiner Beschleunigungsthese zufolge haben wir immer weniger Zeit, obwohl wir immer mehr Zeit gewinnen. Was auf den ersten Blick widersprüchlich klingen mag, erklärt Rosa – nun eher mikroperspektivisch – vor allem damit, dass der Zuwachs unserer Aktivitäten die technologisch ermöglichte Beschleunigung der korrespondierenden Prozesse übersteigt: Der Versand einer E-Mail ist zweifellos schneller als jener eines Briefes, doch die heute übliche Anzahl versendeter E-Mails überkompensiert den zeitlichen Einspareffekt der computergestützten Übermittlung von Nachrichten; per Saldo investieren wir heute mehr Zeit in Kommunikation, und Zeit wird auf diese Weise knapp. Rosa, der in sozialer Beschleunigung sowie der Beschleunigung des Lebenstempos eine, wenn nicht gar *die* fundamentale Zeiterfahrung der Moderne sieht, dürfte zu den gegenwärtig prominentesten Zeitdiagnostikern zählen, obgleich er weder der erste noch der einzige ist, der auf das pathologische Potential sozialer Beschleunigung hinweist (vgl. exemplarisch Adam 2005; Geißler 2004; Gronemeyer 1993; Heintel 1999; Nowotny 1989; Reheis 2003; Rinderspacher 1985). Die durch eine hohe zeitliche Komplexität gekennzeichnete Gegenwartsgesellschaft (Nassehi 1993) lässt sich mit einer Reihe von Etikettierungen belegen, die die konstatierte Zeitproblematik facettenreich zum Ausdruck bringen: Sie gilt als *Erlebnisgesellschaft* (Schulze 1992), *Multioptiongesellschaft* (Gross 1994), *Versäumnisgesellschaft* (Heintel 1999), *Nonstop-Gesellschaft* (Adam/Geißler/Held 1998), *ruheloze Gesellschaft* (Rinderspacher 1987) und eben als *Beschleunigungsgesellschaft* (Rosa 2005).

Zu den Ursachen des modernen Zeitkonflikts zählen unter anderem die folgenden sieben in der Gegenwartsgesellschaft vorfindlichen Phänomene:

(1) Mit der zunehmenden Individualisierung und Brüchigkeit (berufs-)biographischer Verläufe ist der Druck, *aktiv und reflektiert* Verantwortung für das eigene Leben zu übernehmen, stark gestiegen (Beck 1986).

(2) Diese erhöhte Eigenverantwortung fördert wiederum rationale Entscheidungen und Handlungswahlen (Schimank 2005) und – gleichsam beiläufig – ein utilitaristisch-ökonomistisches Verständnis von Zeit, welches auch an der vielfach gezogenen Parallele von Zeit und Geld erkennbar wird: „Wir verbrauchen, verschwenden, investieren, budgetieren und sparen [die Zeit]. Anders formuliert: Wir identifizieren sie mit Geld.“ (Adam 2005, 128)

(3) Das im modernen Erwerbsleben gepriesene Flexibilisierungsparadigma (Sennett 1998) begünstigt die Entgrenzung von Arbeit und Privatleben (Gottschall/Voß 2003) und verschärft Probleme im Umgang mit Zeit, indem es Rollen- und Interessenkonflikte evoziert. In Anlehnung an die vielzitierte Bezeichnung eines sich selbst organisierenden Beschäftigtentypus, dem „Arbeitskraftunternehmer“ (Voß/Pongratz 1998), lässt sich formulieren: Die Gegenwartsgesellschaft bringt immer mehr *Lebenszeitunternehmer* hervor.

(4) Angesichts der mit der Moderne entstandenen Möglichkeitsüberschüsse und mit ihnen assoziierten Versäumnisängste (Gronemeyer 1993) sind individuelle Bemühungen weitverbreitet, die Effizienz der Zeitverwendung durch intensiviertere Sukzessivität (Beschleunigung durch Verdichtung) oder Parallelisierung unterschiedlicher Tätigkeiten (Beschleunigung durch Vergleichzeitigung; ‚Simultanismus‘) zu steigern (Geißler 2004). Allerdings läuft der so Handelnde Gefahr, in eine ruhelose Endlosspirale zu geraten – es ist nun einmal eine reizvolle Vorstellung, in Anbetracht der stetig kürzer werdenden Restlebenszeit diese *immer effizienter* zu nutzen (Blumenberg 1986; Gronemeyer 1993).

(5) Beobachtbar ist ferner eine weithin akzeptierte gesellschaftliche Übereinkunft, nach der gilt: *Schnellsein ist gut*, denn Schnellsein wird in der Meritokratie rasch gleichgesetzt mit (potenziellem) Erfolg. Zudem schaffen und legitimieren erst Phasen des Schnellseins Freiräume für bewusstes zeitweiliges Langsamsein, also für Inseln bewusster Entschleunigung (Rinderspacher/Herrmann-Stojanov 2006, 108).

(6) Hinzu kommt die Internalisierung typisch moderner Normen und Werte, wie beispielsweise der Gratifikationsaufschub (Schneider/Lysgaard 1953), das Pünktlichkeitspostulat (Wendorff 1980, 623) und der Zeitnutzungsimperativ (Lübbe 1994, 333), die dazu beitragen, dass die alltägliche Zeitpraxis bewusst und effizient gestaltet wird.

(7) Das größte Hemmnis echter Zeitsouveränität besteht möglicherweise darin, dass *kommunizierte Zeitknappheit* intersubjektiv als immaterielles Statussymbol begriffen wird, denn „wer zugibt, viel Zeit zu haben, disqualifiziert sich selbst und scheidet aus der Gesellschaft derer, die etwas leisten, etwas fordern, etwas erhalten können, aus“ (Luhmann 1975, 156). Diese Kausalität vermag auch zu erklären, warum in manchen gesellschaftlichen Kreisen selbst ein (drohendes) Burn-Out-Syndrom mit einem Statuszugewinn verbunden ist.

Tatsächlich erfahren die vorgetragenen theoretischen Überlegungen eine Unterstützung durch Daten, die standardisiert erhoben und statistisch ausgewertet wurden: In einer schriftlichen Befragung zur Zeitwahrnehmung, die Schöneck (2006) unter 162 in Deutschland lebenden Bürgerinnen und Bürgern durchführte, gaben 62 Prozent der Befragten an, sie hätten ihr Leben „schon immer als recht schnell ablaufend empfunden“, und 80 Prozent waren der Meinung, ihr Leben habe sich „in den letzten Jahren wesentlich beschleunigt“. ¹ Demzufolge überrascht es nicht, dass 39 Prozent dieser Befragten froh wären, wenn ihr Tag „deutlich mehr als 24 Stunden hätte“. Zu ähnlichen Befunden gelangten Burzan et al. (2008), die 2.110 erwachsene Bürgerinnen und Bürger telefonisch befragten: Knapp 83 Prozent fühlten sich nach eigener Aussage „immer sehr beschäftigt“, und knapp 43 Prozent fühlten sich „oft unter Zeitdruck und getrieben“.

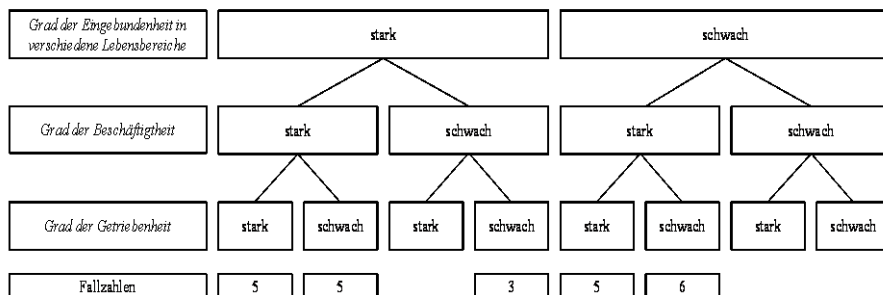
Nachdem also quantitative Untersuchungen in Form standardisierter Befragungen in der Tendenz zu einer Verifizierung der Beschleunigungsthese führten, erschien es lohnenswert (und spannend obendrein), der Frage, wie stark die Beschleunigungsthese in den alltäglichen Lebenswirklichkeiten von Erwerbstätigen gespiegelt wird, auf qualitativem Weg nachzugehen.

1 Bei der Nennung der Anteilswerte werden hier und nachfolgend zwei der insgesamt vier Antwortvorgaben („ja, ganz sicher“ und „eher ja“) zusammengefasst, sodass zumindest von einer tendenziellen Zustimmung gesprochen werden kann.

Zentrale Untersuchungsdimensionen, Daten und Methoden

In diesem Beitrag sind drei Untersuchungsdimensionen von zentraler Bedeutung: Unter *Zeiterleben* wird die individuelle Wahrnehmung von Zeit in Form von Dauer und Verlauf verstanden. *Zeitdenken* verweist auf die individuelle Reflexion über Zeit, welche als kognitive Tätigkeit auf dem eher affektiven Zeiterleben aufbaut. Unter *Zeithandeln* wird der individuelle Umgang mit Zeit in ihrer Eigenschaft als Ressource aufgefasst. Auf der Grundlage theoretischer Überlegungen wurde ein semi-strukturierter Leitfaden für ein problemzentriertes Interview (Witzel 2000) entwickelt, der vier Fragenkomplexe mit insgesamt 15 Leitfadenfragen umfasste (ausführlicher in Schöneck 2009, 128-136): (1) allgemeine Fragen zur Zeitthematik, (2) Ausprägungsformen von Zeiterleben, Zeitdenken und Zeithandeln, (3) Ursachen und Gründe von (spezifischem) Zeiterleben, Zeitdenken und Zeithandeln und (4) Coping-Strategien im Umgang mit Zeit als limitierter Ressource. Die entsprechenden Daten wurden im Sommer 2004 unter 24 Erwerbstätigen (10 Frauen, 14 Männer) im Alter von 22 bis 60 Jahren erhoben. Dabei erfolgte die Auswahl der Interviewpartner dreistufig unter Rückgriff auf Daten (sowie Kontaktdaten), die im Herbst 2003 für das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt „Inklusionsprofile“ (Burzan et al. 2008) über eine CATI-Befragung² standardisiert erhoben worden waren (Abbildung 1): Der *Grad der Eingebundenheit in zwölf verschiedene Lebensbereiche*³ steuerte die erste, der *Grad der (selbst eingeschätzten) Beschäftigtheit*⁴ die zweite und der *Grad der (empfundene) Getriebenheit*⁵ die dritte Stufe der Interviewpartnerauswahl.

Abbildung 1: Samplingstrategie



Alle 24 Fälle, die für die Leitfadeninterviews ausgewählt wurden, sind entweder teilsystemübergreifend stark inkludiert oder schätzen sich zumindest als stark beschäftigt ein. Hinter dieser Samplingstrategie stand die forschungsleitende Frage, wie sich indi-

2 CATI steht für *Computer Assisted Telephone Interview*.
 3 Hierunter ist die Inklusion eines Individuums in unterschiedliche gesellschaftliche Teilbereiche zu verstehen (ausführlicher in Burzan et al. 2008, 29-50).
 4 Die Einschätzung des Beschäftigungsgrads wurde in der CATI-Befragung über folgende Aussage ermittelt: „Ich bin immer sehr beschäftigt.“ Die Antwortvorgaben waren auf einer vierstufigen Skala von „trifft voll und ganz zu“ bis „trifft überhaupt nicht zu“ angeordnet.
 5 Die Einschätzung des Getriebenheitsgrads wurde über folgende Aussage ermittelt: „Ich fühle mich oft unter Zeitdruck und getrieben.“ Auch hier standen vier Antwortvorgaben zur Verfügung.

viduelles Zeiterleben, Zeitdenken und Zeithandeln unter für Erwerbstätige ‚typisch modernen Lebensbedingungen‘ gestalten.

Die Analyse der vollständig und wortwörtlich transkribierten Interviews umfasste vier Schritte: Im ersten Schritt wurde unter Nutzung der von Kuckartz (2005) für kategorienbasierte Textanalysen entwickelten Software MAXQDA 2 ein hierarchisches Kategoriensystem entwickelt. Dieses Auswertungssystem enthielt neben deduktiv abgeleiteten Kategorien (entlang vorstrukturierender Frageimpulse des Interviewleitfadens) vor allem induktiv aus dem gesamten Textmaterial entwickelte Kategorien und bildete somit das gesamte Antwortspektrum der Interviewpartner ab. Im zweiten Schritt erfolgte eine für den anschließenden clusteranalytischen Typisierungsprozess notwendige Informationsverdichtung (Kuckartz 2005, 217-230), indem zentrale, die drei oben genannten Untersuchungsdimensionen hinreichend abdeckende Kategorien aus dem Interviewmaterial in 0/1-codierte Variablen transformiert wurden. Im dritten Schritt wurde zur Beantwortung der Frage, welche Interviewpartner einander ähneln und welche einander gänzlich unähnlich sind, eine clusteranalytische Klassifikation der Interviewpartner vorgenommen; dabei zeigte sich, dass die Entscheidung für vier Cluster zu einer besonders deutlichen Trennung der einzelnen Cluster führte.⁶ Im vierten Schritt erfolgte eine Rückkehr zu den Interviewtranskriptionen, um die clusteranalytisch erzeugte Typologie zu vertiefen. Diese wird im Folgenden dargestellt.

Empirische Befunde: Typen des Zeiterlebens, Zeitdenkens und Zeithandelns

Die nachfolgend vorgestellte Typologie impliziert mit Blick auf die Beschleunigungsdebatte eine Reihung. Betrachtet man den durch die Interviews vermittelten Grad der empfundenen Beschleunigung und Getriebenheit, so lassen sich die vier Zeittypen wie folgt ordnen: (1) der reflektierende Zeitgestresste, (2) der egozentrische Zeitsensible, (3) der zufriedene Zeitstrategielose und (4) der robuste Zeitpragmatiker. Diese Anordnung der Zeittypen entspricht dem Befund, dass vom reflektierenden Zeitgestressten bis zum robusten Zeitpragmatiker der durch die Interviews vermittelte Grad der empfundenen Beschleunigung und Getriebenheit abnimmt. Der Typus des reflektierenden Zeitgestressten ist am ehesten charakteristisch für die von Rosa (2005) vertretene These der Beschleunigung des empfundenen Lebenstempos. Die drei nachfolgenden Zeittypen erleben den potentiell konflikthaften Charakter von Zeit in absteigendem Maß und haben – mehr oder weniger bewusst – Formen des Copings mit dem ‚Zeitproblem‘ entwickelt, wobei der Typus des robusten Zeitpragmatikers die höchste Souveränität im Umgang mit Zeit als limitierter Ressource aufweist.

Der reflektierende Zeitgestresste

Als Beispielfall für diesen Typus dient die 48-jährige Angelika Rathgeber (nachfolgend: A. R.).⁷ Sie lebt kinderlos in einer festen Partnerschaft, verfügt über Abitur und Hochschulabschluss, ist als angestellte Organisationsberaterin tätig und arbeitet im Durchschnitt 60 Stunden wöchentlich.

6 Da zwei der 24 Interviewpartner zum Zeitpunkt der Interviews nicht mehr erwerbstätig waren und ein Interview sich im Nachhinein als inhaltlich wenig ergiebig erwiesen hatte, wurden mit den Daten von 21 Interviewpartnern clusterzentrenanalytische Proberechnungen mit unterschiedlichen Clusteranzahlen durchgeführt.

7 Dieser und alle nachfolgenden Namen sind anonymisiert.

A. R. berichtet, wie sich ihr Zeiterleben mit Anfang vierzig spürbar zu beschleunigen begann:

Also, im Leben waren meine Tage früher länger, vom Bewusstsein her. Es gab eine ewige Nacht, und es gab einen überschaubaren Tag. Und heute gibt es auch eine sehr überschaubare Nacht und einen sehr kurzen Tag.

Sie erklärt diesen mit zunehmendem Lebensalter einhergehenden Beschleunigungsschub wie folgt:

Also, früher waren zehn Jahre ein unermesslicher Zeitraum, weil es eher vor einem lag, und jetzt liegen schon einige zehn Jahre hinter mir. Damit ist [das Leben] ein Stück überschaubarer geworden, und damit wird jetzt auch, was noch vor mir liegt, auch wesentlich kürzer wahrgenommen.

Obgleich A. R. als fest angestellte Organisationsberaterin tätig (und sehr erfolgreich) ist, ähnelt ihr raum-zeitliches Arbeitsarrangement, das durch zahlreiche Arbeitstage im heimischen Büro gekennzeichnet ist, dem einer selbstbestimmt arbeitenden freiberuflich Tätigen. Die Präsenz des Schreibtischs im Nebenzimmer führt allerdings dazu, dass Arbeit in die Sphäre der privaten Welt eindringt. A. R. beschreibt die zeitlichen und sozialen Konsequenzen dieser Entgrenzung:

Es gibt keine Feiertage, weil, wenn man einen Termin braucht, und man muss was machen, dann fällt auch der Feiertag. Es gibt keine Sonntage, es gibt keine Feierabende, es gibt alles nur noch so bei den anderen. Und je länger der Unterschied da ist, umso mehr ... entsteht der Wunsch nach Rhythmus, und es entsteht auch der Wunsch der Teilhabe, also, mich nicht allzu sehr zu entfernen vom Rest der Welt, sage ich mal.

Derartige Arbeitsbedingungen dürften für ihren zutiefst internalisierten und sie plagenden, da stark arbeitsorientierten Zeitnutzungsimperativ verantwortlich sein. Stets im Bewusstsein zu leben, „da ist noch was, da müsste noch etwas gemacht werden“, belastet sie und rechtfertigt das Etikett der Zeitgestressten. Jedes unerwartet freie Zeitquantum würde A. R. bevorzugt investiv füllen, und zwar mit Aufgaben, die im Alltagstrubel liegegeblieben sind. Allerdings gelingt es ihr bei weitem nicht immer, eine frei disponible Zeitspanne zweckorientiert zu nutzen; es kann auch sein, „dass da halt nichts Vernünftiges rauskommt, also, irgendwie auf eine Weise gegruscht [süddeutsch für kramen, wühlen; Anm. der Verf.] wird.“ Dieses gesteigerten Zeitstress nach sich ziehende Spannungsverhältnis zwischen (gewollter) investiver und (ungevollter) kontemplativer Zeitnutzung markiert einen Grundkonflikt: A. R. will Zeit prinzipiell investiv nutzen, doch manchmal gleitet sie ab in eine nicht-intendierte, quasi-kontemplative Zeitnutzung – nicht anders ist ihr eher planloses „Gruschen“ zu interpretieren. Als chronisch Getriebene und auf die Zukunft Fixierte würde A. R., wie sie bekennt, gerne „stoffwechseln“ und „im zeitlosen Jetzt ... verschwinden“. Sie kennt lediglich eine Situation, in der sie echte zeitliche Ausgeglichenheit verspürt. Es ist der (seltene) Zustand der abgegebenen Verantwortung und der bewusst in Kauf genommenen Passivität:

Das ist dann, wenn ich weiß, ich kann jetzt nichts steuern. ... Deswegen fahre ich auch so gerne Zug. Wenn ich im Zug sitze, und ich bin zu spät, dann hat der Zug die Verantwortung, nicht ich.

Vergegenwärtigt man sich diese facettenreichen Spannungszustände, die nahezu permanenten Zeitstress bedeuten, so ist leicht nachvollziehbar, dass A. R. sich Gedanken macht über mögliche Veränderungen ihres Umgangs mit Zeit:

Da denke ich schon ständig drüber nach. ... Also, ehrlich gesagt, ich weiß es nicht, momentan traue ich mich gar nicht, diese Dinge [ihre bisherigen Zeitpraktiken] aufzugeben.

Es bedarf Mut, Veränderungen vorzunehmen. A. R. sehnt sich nach neuen Formen des Zeithandelns, aber bislang ist sie verhaftet in Zeithandlungsmustern, die sich im Hinblick auf ihre Berufstätigkeit – zumindest vordergründig – als durchaus zweckmäßig erwiesen haben. Die Verlockung, beruflich weiterhin erfolgreich zu sein, dürfte ihre Absicht, Veränderungen ihres Zeithandelns vorzunehmen, erheblich bremsen. Das Interview mit A. R. als Ganzes in Augenschein nehmend, bleibt festzuhalten, dass es sich bei ihr um eine Erwerbstätige handelt, die sowohl durch ein hohes Maß an erlebtem Zeitstress als auch ein hohes Maß an Reflexionsfähigkeit und -bereitschaft gekennzeichnet ist. Aufgrund ihrer ausgeprägten Berufsorientierung und dem weitgehenden Fehlen (zeit-)strukturbildender Korrektive, wie sie beispielsweise Kinder (und deren Erziehung), Hobbies oder auch bürgerschaftliches Engagement darstellen können, verläuft ihr Alltagsleben vergleichsweise monoton – und zwar monoton strapaziös.

Die Interviewpartner, die dem Typus des reflektierenden Zeitgestressten zugeordnet wurden (Tabelle 1), stellen eine Personengruppe mit hoher Schulbildung und hohem Berufsabschluss dar. Charakteristisch für diesen Typus ist ein hohes berufliches Engagement; auch trennt er nicht zwischen Arbeit und Privatleben. Dieser auffallend zukunftsorientiert handelnde Typus zeigt ein ausgeprägtes Leiden an der Zeit, wobei ihm seine Zeit(stress)probleme bewusst sind, sodass er Veränderungsabsichten im Hinblick auf seinen Umgang mit Zeit hegt.

Der egozentrische Zeitsensible

Als Beispielfall für diesen Typus dient der 53-jährige Werner Noll (nachfolgend: W. N.). Er ist verheiratet, hat eine 18-jährige Tochter, verfügt über einen Hauptschulabschluss sowie eine abgeschlossene Lehre zum Heizungsmonteur und ist als Feuerwehrbeamter tätig. Im Durchschnitt arbeitet er 40 Stunden wöchentlich.

Zeit (im Sinne von Lebenszeit) nimmt der ambitionierte Hobby-Triathlet W. N. vor allem in Form schnell vergehender Zeit wahr, seit „vier, fünf Jahre[n], mindestens“. Auch er – und hier wird der Lebenszeitbezug deutlich – führt diese Wahrnehmung auf zunehmendes Alter zurück:

Ich weiß genau, ich bin jetzt dreiundfünfzig, und die Zeit läuft für mich jetzt ja schneller, nicht? Das habe ich immer im Hinterkopf.

Er nimmt zudem an, dass Routinen, also „Dinge, die man alltäglich macht, die sich so eingepägt haben und die man einfach nicht mehr bewusst aufnimmt“, zur Beschleunigung von Zeit (im Sinne von Alltagszeit) beitragen. Aus diesem Grund sind ihm Passagen der gefühlten Zeitempfindung mit hoher Impressionsintensität (z.B. eine Radtour vom Ruhrgebiet nach Wien) willkommen, denn „ich möchte ja nicht, dass das Leben so schnell an mir vorbeizieht.“ W. N. identifiziert sich stark mit seinem Beruf. Diese Identifikation reicht so weit, dass die Aussicht, im Alter von 60 Jahren pensioniert zu werden, ihm Sorge bereitet:

Also, mir würde da sehr viel fehlen jetzt. Ja, [meine Arbeit] ist für mich also, denke ich mal, nach meiner Ehe das Wichtigste jetzt.

Inwieweit dieser Äußerung Glauben zu schenken ist, bleibt unklar, da er während des Interviews mehrfach eingesteht, dass bei der zuweilen geradezu egozentrischen Durchsetzung privater Pläne seine Frau möglicherweise (zeitlich) zu kurz kommt:

Auch [unsere] Hochzeit stand unter Zeitdruck, weil ich dann zwei Tage vorher noch einen Lauf hatte und einen Tag später nach der Hochzeit einen Lauf organisiert habe.

Zwar schätzt W. N. vor allem die sozialen Aspekte seines Berufs („Teamgeist“) sowie das Zusammengehörigkeitsgefühl des Sportvereins, dem er angehört, doch sein Bedürfnis nach sozialen Auszeiten – als Kontrastprogramm zu Lebenszusammenhängen, die mit einer hohen Sozialintensität verbunden sind – ist deutlich erkennbar:

Ich bin dann auch froh, wenn ich an dem anderen [freien] Tag dann mit Leuten ... nichts zu tun habe. Ich lege auch oft den Hörer daneben.

Die Tatsache, dass W. N. seinem Bedürfnis nach temporärer Unzugänglichkeit offensiv Rechnung trägt, passt gut zu seiner Neigung, private Termine „immer ein bisschen rauszuschieben“. Auf diese Weise versucht er, Flexibilität zu wahren und sich zeitliche Freiräume zu verschaffen. W. N. denkt viel an die Vergangenheit, wenn er könnte, „würde [er] gerne die Zeit um dreißig Jahre zurückdrehen“. Die Zukunft bereitet ihm, dem ehrgeizigen Laiensportler, hingegen Unmut: „Also, das Leistungsvermögen geht runter, und da muss ich schon seit Jahren mit kämpfen.“ Es ging ihm in der Vergangenheit nicht schlecht (sondern gut), es geht ihm in der Gegenwart nicht schlecht (sondern immer noch gut), aber er sieht die Gefahr, dass es ihm in der Zukunft nicht besser, sondern schlechter gehen wird. Sein Leiden an der Divergenz von Lebenszeit und Weltzeit, welches sich als Sujet wie ein roter Faden durch das Interview zieht, wird auch spürbar, wenn er am Beispiel seiner Urlaubsplanungen das Dilemma zeitlicher Nullsummenkonkurrenzen – ein Zeitquantum lässt sich nur einmal verausgaben – thematisiert:

Ich habe also jetzt schon die Schwierigkeit, diese Ziele, da, wo ich schon mal im Urlaub war, werde ich nicht mehr hinkommen, alle Ziele werde ich nicht mehr erreichen, das ist schon für mich erledigt. Und neue Ziele, wenn die noch dazu kommen, wird sich die Zahl der anderen reduzieren.

W. N. hegt gewisse Veränderungsabsichten mit Blick auf sein zukünftiges Leben, die sich vor allem auf das auch zeitthematisch fassbare Verhältnis von Sport und Beruf beziehungsweise Weiterbildung beziehen:

Ich möchte also weniger Sport machen, möchte mehr mich irgendwo weiterbilden. ... Manchmal werde ich daran gestoßen oder stoße ich da drauf, dass ich da eben mal oft oder manchmal denke: Der Sport ist jetzt vorbei. Wenn du damals weniger Sport gemacht hättest, da würde jetzt auch keiner mehr nachfragen. Ob du jetzt die Urkunden da hättest oder nicht, aber du hättest, beruflich wärst du dann weiter.

Möglicherweise schwingt hier ein wenig Wehmut mit, vielleicht ist es auch die Einsicht in die Sinnhaftigkeit der Suche nach alternativen Zeitverbringungsformen – zum stark zeitbindenden Sport während der vergangenen Jahrzehnte – im fortgeschrittenen Alter. Das Interview mit W. N. resümierend, kann festgestellt werden, dass es sich bei ihm um einen Erwerbstätigen handelt, dessen Arbeit einen wichtigen und geschätzten Teil seines Lebens darstellt, weil sie ihm Gelegenheiten sozialer Zugehörigkeit bietet. Ihm wird jedoch bange bei dem Gedanken an seine Zukunft und das damit zwangsläufig einhergehende Älterwerden (samt seiner Implikationen). Sensibilisiert für das unwiederbringliche Vergehen seiner Lebenszeit, wirkt sein Entscheiden und Handeln mitunter egozentrisch – und zwar in dem Sinne, dass er aus der ihm verbleibenden Zeit möglichst viel schöpfen möchte.

Die Interviewpartner, die dem Typus des egozentrischen Zeitsensiblen zugeordnet wurden (Tabelle 1), stellen hinsichtlich sozio-demografischer Merkmale eine vergleichsweise heterogene Personengruppe dar; inhaltlich verbindet sie jedoch ein ambivalentes Verhältnis zur Zeit:⁸ Auf der einen Seite leiden sie unter einem Zeitproblem – vor allem unter dem Phänomen rasch vergehender Zeit –, auf der anderen Seite schützen sie ihre eigene Zeit so gut es geht, sodass sie objektiv betrachtet über einen respektablen Zeitwohlstand verfügen.

Der zufriedene Zeitstrategielose

Als Beispielfall für diesen Typus dient der 47-jährige Arnold Kron (nachfolgend: A. K.). Er ist verheiratet, hat eine 12-jährige Tochter, verfügt über einen Hauptschulabschluss sowie eine abgeschlossene Lehre zum Datenverarbeitungskaufmann und ist als selbstständiger Programmierer tätig. Im Durchschnitt arbeitet er 45 Stunden wöchentlich.

A. K. hat seinen Beruf, in den er durch eine Umschulungsmaßnahme nach einem schweren Motorradunfall gleichsam zufällig geriet, vor gut zwei Jahrzehnten zum Hobby gemacht (in der Tat: so herum). Dennoch hält er prinzipiell eine Trennung der beiden zeitlichen Sphären von Arbeit und Privatleben für wünschenswert – „ich nehme mir keine Arbeit aus dem Büro mit nach Hause“ –, allerdings wird diese Trennung faktisch untergraben durch den Umstand, dass er seinen Beruf als Berufung begreift und „sonst keine Hobbies, denen ich so in meiner Freizeit nachgehe“, hat. Damit un-

⁸ Zur Erinnerung: In den clusteranalytischen Typisierungsprozess wurden ausschließlich solche Variablen aufgenommen, die sich aus der Codierung der Interviewdaten ergeben hatten, also keine sozio-demografischen Merkmale.

terscheidet sich seine private kaum von seiner beruflichen Zeitfüllung – auch zu Hause verbringt er einen Großteil der Zeit am Rechner. Würde er vor die Aufgabe gestellt, drei Stunden einmal anders zu füllen als mit Programmieren, stellte dies ein Problem für ihn dar: „Ja, die müsste ich dann ... irgendwie verblödeln, irgendwie rumbringen.“ Von den drei Zeiträumen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist für A. K. die Gegenwart, die „schon so ein[en] Abschnitt von einem Monat vielleicht“ umfasst, der bedeutendste Zeitabschnitt. Diese Wahl trifft er, indem er erläutert, warum die beiden anderen Zeiträume nicht an die Bedeutung der Gegenwart heranreichen: „Die Vergangenheit, da kann ich eh nichts mehr dran ändern. Die Zukunft, da weiß keiner, was auf einen zukommt.“ Die Zukunft möchte er gerne als Fortsetzung seiner ihn zufrieden stellenden Gegenwart erleben. Dabei erscheint ihm ein (zukunftsorientierter) Bedürfnis- und Belohnungsaufschub als Lebensmaxime wenig tauglich, da die Zukunft nur in Grenzen planbar ist:

Wir [er und seine Frau] haben jetzt vor kurzem noch uns drüber unterhalten. Da habe ich gesagt, im Grunde ist es total dumm, jetzt mit Hinblick auf die Rente, da irgendwelche, versuchen, Reichtümer anzuhäufen. Lohnt sich nicht. Wer weiß, ob wir das überhaupt noch erleben?

A. K. lehnt längerfristige Zeitzusagen, vor allem im privaten Kontext, ab: „Ich sage dann eher, wir telefonieren noch mal vorher.“ Er begründet dies mit dem Wunsch, flexibel bleiben zu wollen: „Ich will mich da nicht so festlegen.“ Diese Präferenz für spontane Entscheidungen korrespondiert mit seiner Äußerung, dass er sich „Termine selten, fast gar nicht auf[schreibt].“ Auf die Frage nach seinen persönlichen Strategien im Umgang mit Zeit antwortet er kurz und unmissverständlich: „Strategien habe ich nicht.“ Indem er täglich „maximal zehn Stunden arbeiten“ geht, stellt er für sich subjektiv sicher, dass ihm die Zeit nicht knapp wird. Überlegungen, wie es wäre, wenn der Tag mehr als 24 Stunden hätte, findet A. K. müßig: „Da der Tag ja nun einfach nicht mehr Stunden hat, ist dann einfach Ende. Punkt.“ Konsequenterweise verfolgt er – weitgehend strategielos, aber zufrieden – keine Veränderungsabsichten im Hinblick auf seinen Umgang mit Zeit:

Wissen sie, ich bin jetzt fast achtundvierzig. Und wenn ich jetzt für die letzten paar Jahre noch anfange, ... ((lacht)) ... Die meiste Zeit meines Lebens habe ich hinter mir, da brauchen wir nicht drüber diskutieren, das ist so. Und ich werde den Teufel tun, jetzt auf dem, nein, mir da noch irgendwelche Termine, nein. Wenn es nicht unbedingt sein muss, dann halte ich das weiter so wie bisher.

Das Interview mit A. K. zeigt, dass es sich bei ihm um einen Erwerbstätigen handelt, der sein Leben insgesamt wenig planend angeht, der – dem Zufall sei Dank – die Chance erhielt, seinen Beruf zum Hobby zu machen, und der auf diese Weise auffallend zeitstrategielos zur Zufriedenheit gelangt ist.

Die Interviewpartner, die dem Typus des zufriedenen Zeitstrategielosen zugeordnet wurden (Tabelle 1), sind mehrheitlich Männer und mehrheitlich Interviewpartner mit einem Schulabschluss unterhalb des Abiturs. Dieser Typus geht sowohl sein Berufs- als auch sein Privatleben wenig aktiv gestaltend an, denkt nicht über die Zeit-

problematik nach und ist trotz – oder vielleicht gerade wegen – seiner weitgehenden Strategielosigkeit zufrieden. Er handelt primär gegenwartsorientiert und trennt deutlich zwischen Arbeit und Privatleben.

Der robuste Zeitpragmatiker

Als Beispielfall für diesen Typus dient der 47-jährige Klaus Kardowski (nachfolgend: K. K.). Er ist verheiratet, hat zwei Töchter im Alter von 11 und 15 Jahren, verfügt über die mittlere Reife und ist als technischer Angestellter beschäftigt. Im Durchschnitt arbeitet er 45 Stunden wöchentlich.

Zeit nimmt K. K. „eigentlich bei mehr oder weniger jeder Gelegenheit [wahr], wenn sie limitiert ist oder eine bestimmte Zeit vorgegeben ist.“ Doch Zeit ist für ihn nicht permanent limitiert oder kontingentiert:

Wobei es durchaus so ist, dass es Zeiträume gibt, die für mich nicht begrenzt sind. Die nutze ich auch ganz bewusst und schau dann auch nicht auf die Uhr und lasse die Zeit vergehen.

Ihm ist jedoch bewusst, dass die Endlichkeit der Zeit das Potential in sich trägt, zu einem Problem zu werden:

Sicher, bedingt, dass Zeit limitiert ist, kommen sie irgendwann mal, wenn was nicht so läuft, wie sie es geplant haben oder wie es vorgegeben ist, kommen sie natürlich dann schon in Stress. Da müssen sie schon eben umorganisieren. Denn ich sage immer, man kann so viel planen, wie man möchte, auch im Zeitrahmen, aber es kommt immer anders, wie man denkt, und da muss man eben halt etwas flexibel sein und die Zeit, das Zeitmanagement sich etwas anders gestalten.

Dieser Gesprächsbeitrag erweist sich als charakteristisch für das Interview mit K. K.: Es ist ein robuster Zeitpragmatismus, der hier deutlich wird und der in gewisser Weise einer bekannten Redewendung entspricht: ‚Was nicht passt, wird passend gemacht‘ – flexibel reagiert K. K. auf das gelegentliche Auseinanderfallen von Wunsch und Wirklichkeit, notfalls passt er den Wunsch an die Wirklichkeit an. Er nimmt darüber hinaus an, dass zunehmende Lebens- und Berufserfahrung zu zeitlicher Gelassenheit verhelfen:

Das ist eine Sache der Erfahrung, der Routine. Was auch nicht, sag ich mal, Routine nicht unbedingt immer schlecht sein muss. In dem Fall ist es eine gute Geschichte.

Eine weitere Erklärung für die Abnahme innerer Getriebenheit liefert für ihn zunehmendes Alter:

Irgendwann kommen sie an einen Lebenspunkt, wo man weiß, ja, mag auch nicht der schlechteste Punkt sein, aber man weiß, dass bestimmte Dinge nicht mehr gehen.

Diesen „Lebenspunkt“ mag er mit seinen 47 Jahren erreicht haben, und die von ihm zum Ausdruck gebrachte Einsicht in die Limitiertheit ambitionierter Lebensentwürfe kann als ein weiterer Beleg für seinen robusten Zeitpragmatismus gewertet werden: So wie es (gekommen) ist, ist es gut. Unverschnörkelt geht K. K. auf die Bedeutung der drei Zeiträume Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein:

Bedeutendste [Zeit] ist natürlich die Gegenwart, der Augenblick. Dann kommt die Vergangenheit, weil, aus der lernt man, nimmt man Dinge mit. Was die Zukunft bringt, mein Gott, das weiß ich morgen. ((lacht)) Weiß ich nicht heute. Man kann zwar Dinge in die Zukunft planen, das tut man ja beim Planen auch, aber ich tue es nicht so im Detail, dass es irgendwann dann so schlimm und enttäuschend wäre, wenn es nicht funktioniert. Weil ich weiß, dass das Leben halt nicht gerade so spielt, wie man das möchte. Da kommen immer viele Einflussfaktoren. Das ist, wenn man, ich sage mal, mit beiden Füßen im Leben steht, ist das so.

Er ist ein dem Leben in der Gegenwart zugewandter Pragmatiker, der seine Zeitmanagementlektionen längst verinnerlicht hat, daher um die Bedeutsamkeit des „Setzen[s] von Prioritäten“ weiß und stets nur einen Teil des Tages verplant, „der Rest bleibt einfach frei für Dinge, die irgendwo passieren“. Erwartungsgemäß hegt K. K. keine Veränderungsabsichten hinsichtlich seines Umgangs mit Zeit: „Nö, weil das für mich, sag ich mal, so in Ordnung ist, und damit komme ich eigentlich ganz gut zu recht.“ Das Interview mit K. K. als Ganzes in Augenschein nehmend, bleibt festzuhalten, dass es sich bei ihm um einen Erwerbstätigen handelt, der souverän – nämlich robust und pragmatisch – mit seiner Alltags- und Lebenszeit umzugehen weiß. Er sieht sich mitten im Leben stehen, und es ist zu spüren, dass er sich da wohlfühlt. Seine Lebenszufriedenheit erinnert an jene des zufriedenen Zeitstrategielosen, doch anders als letztgenanntem Typus sind ihm die ‚Mechanismen‘ des Lebens sehr bewusst. Bewusstheit (im Sinne von Reflexionsfähigkeit und -bereitschaft) teilt er mit dem reflektierenden Zeitgestressten, doch im Gegensatz zu diesem Typus scheint er dem Ideal eines gelingenden Lebens recht nahe zu kommen.

Die Interviewpartner, die dem Typus des robusten Zeitpragmatikers zugeordnet wurden (Tabelle 1), wählten mittlere Karrierelaufbahnen und schätzen ihre Arbeit. Die Beobachtung, dass dieser Typus häufig eine klare Trennlinie zwischen Arbeit und Privatleben zieht und Methoden und Techniken des Zeitmanagements anwendet, mag sowohl Ursache als auch Folge seines robusten Zeitpragmatismus sein. Er handelt wie der Typus des zufriedenen Zeitstrategielosen primär gegenwartsorientiert, zeichnet sich demgegenüber aber durch einen planvollen Umgang mit seiner Zeit aus.

Ausgehend von diesen vier Beispielfällen und mit Blick auf die Ergebnisse der clusteranalytischen Klassifikation lassen sich die empirisch ermittelten Zeittypen entlang der drei zentralen Untersuchungsdimensionen zusammenfassend darstellen (Tabelle 1):

Tabelle 1: Typologie des Zeiterlebens, Zeitdenkens und Zeithandelns

	Typus 1 reflektieren- der Zeitge- stresster	Typus 2 egozentrischer Zeitsensibler	Typus 3 zufriedener Zeitstrategie- loser	Typus 4 robuster Zeitpragmati- ker	
	Fälle	6	5	4	6
Zeit- erleben	Zeitstressempfinden ausreichend für Persönliches	ausgeprägt nein	ausgeprägt nein	nein ja	gering ja
Zeit- denken	Zeit ist ein Problem, weil sie mit Missbe- hagen ein- hergeht	... ein Problem, weil sie zu schnell vergeht	?	... Geld – eine zu bewirtschaft- ende Res- source
Zeit- handeln	Trennung von Beruf und Privatleben	nein	nein	ja	ja
	primärer Zeitbezug strategischer Zeit- umgang	Zukunft ja	Vergangenheit nein	Gegenwart nein	Gegenwart ja
	Veränderungsab- sichten im Umgang mit Zeit	ja	nein	nein	nein
sozio- demo- grafische Merkmale	Geschlecht	Frauen und Männer	mehrheitlich Frauen	mehrheitlich Männer	mehrheitlich Männer
	Alter	22-60	34-53	33-53	35-55
	Bildungsniveau	hoch	heterogen	tendenziell niedrig	heterogen
	berufliches Engage- ment	hoch	heterogen	tendenziell niedrig	heterogen

Es ist mit Blick auf die drei zentralen Untersuchungsdimensionen erkennbar, dass sich die Typen 1 und 2 einerseits sowie die Typen 3 und 4 andererseits jeweils ähneln. Auf den Punkt gebracht: Die erstgenannten haben Probleme im Umgang mit Zeit, die letztgenannten haben sie nicht – allerdings aus typspezifisch unterschiedlichen Gründen. Zu welchen Erkenntnissen kann diese Typologie bei dem soziologischen Blick auf Lebensläufe verhelfen? Dieser Frage wird im nächsten Abschnitt nachgegangen.

Betrachtungen aus der soziologischen Perspektive des Lebenslaufs

Zeitsoziologische Befunde der vorliegenden Art bieten sich für eine Betrachtung ihrer Lebenslaufrelevanz an. Hierzu wird auf drei zentrale Prinzipien des Lebenslaufparadigmas (Elder/Kirkpatrick/Crosnoe 2004; Shanahan/Macmillan 2008) zurückgegriffen: (1) *linked lives*, (2) *agency* und (3) *life-stage*.

Das erste Prinzip, *linked lives*, verweist auf die „interconnectedness of lives“ (Bengtson/Elder/Putney 2005, 494), also auf den Tatbestand, dass jedes Individualleben eingebettet ist in die Leben anderer (häufig verwandtschaftlich nahestehender) Menschen. Aus dieser Verbundenheit der Leben resultiert beispielsweise, dass die Entscheidung einer Mutter, fortan erwerbstätig zu sein, Auswirkungen haben kann auf die übrigen Familienmitglieder: Mit hoher Wahrscheinlichkeit verbessert ihre Entscheidung die finanzielle Lage der Familie und ermöglicht damit eine bessere (d.h. längere und teurere) Ausbildung der Kinder, zugleich mag aber auch die Partnerschaft der Eltern aufgrund von knapper werdender Zeit leiden. Insofern ist dieses Lebens-

laufprinzip von herausragender Bedeutung. In der Tat betonen zahlreiche der Interviewpartner den Umstand, dass ihr Zeithandeln geprägt ist von ihren Lebenspartnern, ihren Kindern und manchmal auch ihren Eltern. So richten sich Väter in ihrer Urlaubsplanung nach den Schulferien ihrer Kinder, und Mütter entscheiden sich in Abhängigkeit vom Alter ihrer Kinder oder der Betreuungsbedürftigkeit ihrer Eltern oder Schwiegereltern für eine Ganz- oder Halbtagsbeschäftigung.

In diesem Zusammenhang treten Genderdifferenzen deutlich hervor, indem Frauen die Interdependenz verschiedener Leben im Allgemeinen weitaus intensiver als Männer erfahren – und auch in den Interviews thematisieren. Sie berichten viel von alltäglichen Begebenheiten, in denen das (mehr oder weniger enge) Zusammenleben mit den für sie relevanten Bezugspersonen einen nennenswerten Einfluss auf ihr Zeiterleben und Zeithandeln ausübt, etwa wenn der Blick auf die Uhr „mittags stärker“ wird, „weil dann der Sohn hungrig von der Schule nach Hause kommt“, wie eine 38-jährige halbtags beschäftigte Beamtin erzählt. Für sich selbst beanspruchen erwerbstätige Mütter freie Zeiten häufig nur dann, wenn sie ‚übrig‘ bleiben. Da jedoch nahezu jede Form von Arbeit die Eigenart hat, sich einem Gas gleich auszubreiten (Parkinson 1958) und damit das alte englische Sprichwort „a woman’s work is never done“ (Moore 1963, 31) zum Tragen kommt, ergeben sich im Alltagsleben erwerbstätiger Mütter de facto selten frei verfügbare Zeiten.⁹ Bemerkenswert ist dabei, dass Frauen die mitunter unvermittelt an sie herangetragenen Zeitansprüche ihrer Mitmenschen häufig positiv konnotieren: „Wenn mich jemand um Hilfe bittet, will ich auch spontan sein“, so eine 55-jährige Verwaltungsangestellte eines Krankenhauses. Demgegenüber interpretieren Männer Mitmenschen, die – zumal kurzfristig – auf ihre Zeit zugreifen, eher als störende ‚Eindringlinge‘. Sie legitimieren z.B. die Delegation einer Wunscherfüllung ihrer Kinder an deren Mütter mit ihrem anstrengenden (zurückliegenden) Arbeitstag; dieser ‚Job-Joker‘ wird im Übrigen auch dann von vielen Vätern gezogen, wenn die Mütter ebenfalls erwerbstätig sind. Daraus folgt, dass Frauenzeiten – im Gegensatz zu Männerzeiten – als hochgradig verletzbare, leicht kolonialisierbare Zeiten aufgefasst werden müssen. Die soziale Einbindung alltäglichen Zeithandelns fällt somit geschlechterabhängig sehr unterschiedlich aus.

Das zweite Prinzip, *agency*, steht für die Komplexität von individuellem Handeln im sozialen Kontext, welches geprägt ist durch das Zusammenspiel der iterationalen Bezogenheit auf die Vergangenheit, der projektiven auf die Zukunft und der praktisch-evaluativen auf die Gegenwart (Emirbayer/Mische 1998). Mit anderen Worten: Individuen begreifen ihre Vergangenheit als Erfahrungsreservoir, aus dem sie schöpfen; sie entscheiden und handeln planvoll – auf der Grundlage von Erfahrungen – in der Gegenwart; sie setzen sich Ziele und machen Pläne für die Zukunft. Es geht ihnen folglich darum, ihre Alltags- und Lebenszeit ‚unter Kontrolle‘ zu behalten. Hierbei lassen die vorliegenden Daten zwei divergente Muster erkennen: Die eine Hälfte der Interviewpartner erweist sich kontextsensitiv, d.h. unter Berücksichtigung von Mög-

9 Dies bestätigen auch die Befunde von Gille/Marbach (2004, 101-112), die auf der Basis der Daten der Zeitbudgeterhebung 2001/02 einen Stressindikator entwickelten, der die Zeitbelastung, die sich aufgrund unterschiedlicher Strukturen der Zeitverwendung ergibt, quantifiziert. In die Berechnung dieses Indikators *Turbulenz der Zeitverwendung* fließen die drei Merkmale Anzahl der Aktivitäten, Dichte der Zeitverwendung (Haupt- und Nebentätigkeiten) sowie Anzahl der Tätigkeitswechsel – jeweils pro Zeiteinheit – ein. Demzufolge erleben Frauen, zumindest an Werktagen, deutlich größere Zeitturbulenzen als Männer.

lichkeiten und Einschränkungen (Hitlin/Elder 2007), als aktive Zeitplaner, die bemüht sind, ihr Leben ‚auf Kurs‘ zu halten, beispielsweise indem sie bewusst der Entgrenzung von Arbeit und Privatleben Einhalt gebieten. In (berufs-)biographischer Hinsicht sind diese aktiven Zeitplaner darauf bedacht, retrospektiv einen roten Faden in ihrem Leben zu konstruieren. Ihre gegenwärtige Karriereposition, die im Falle der meisten Endvierziger vielfach auch die ‚Endstation‘ darstellt, versuchen sie sich im Nachhinein zu erklären – bis hin zu der (für die meisten allerdings nicht betrüblichen) Frage, warum sie es nicht noch weiter geschafft haben.¹⁰ Hinsichtlich der Untersuchungsdimension des Zeithandelns liegt es nahe, *agency* mit einer ausgeprägten Zukunftsorientierung (Hitlin/Elder 2007, 57; Shanahan/Macmillan 2008, 51) und einem erfolgreich internalisierten Bedürfnis- und Belohnungsaufschub zu assoziieren: Wer davon ausgeht, weitgehende Kontrolle über seinen Lebenslauf zu besitzen (zur Kontrollüberzeugung vgl. Krampn 1992; Lefcourt 1998), tut dies stets (auch) mit Blick auf die Zukunft.

Die andere Hälfte der Interviewpartner lässt hingegen ein Zeithandlungsmuster erkennen, das beinahe als zukunftsvergessen zu bezeichnen ist. Dieses Muster erinnert – metaphorisch formuliert – an die Routen eines Flipperballs. Tag für Tag leben sie ihr Leben, wie es sich ihnen präsentiert. Dieses von fatalistischer Passivität geprägte Muster, das vielleicht als ‚*non-agency*‘ bezeichnet werden könnte, zeigt sich zum einen an einem niedrigen Grad an alltäglicher Zeitreflexion, zum anderen an einem Lebenslauf, der sich als Resultat einer Vielzahl zufälliger Ereignisse ergibt. Eine häufig damit korrespondierende Äußerung lautet sinngemäß: „Das hat sich dann so ergeben.“

Das dritte Prinzip, *life-stage*, nimmt in soziologischer Hinsicht Bezug darauf, dass mit jedem Lebensalter (im Sinne von *social age*) bestimmte altersadäquate Rollen- und Kompetenzerwartungen verknüpft sind und dass demnach die Bedeutungen und Konsequenzen eines identischen Ereignisses in hohem Maß davon abhängen, zu welchem Zeitpunkt es im Leben eines Individuums eintritt (Shanahan/Macmillan 2008, 52). So ist es z.B. möglich, dass eine Periode der Arbeitslosigkeit in jüngeren Jahren leichter kognitiv und auch emotional bewältigt wird als in einem (höheren) Alter, an welches (für gewöhnlich) recht rigide Erwartungen beruflicher Etablierung gekoppelt sind. In einer grundsätzlicheren Lesart referenziert *life-stage* auf die Lebensphase, in der sich ein Individuum befindet.

Zahlreiche Interviewpartner der Generation ‚40 plus‘ thematisieren eigeninitiativ den Zusammenhang von Lebensalter (bzw. Lebensphase) und Zeiterleben.¹¹ Sie sprechen von einer Art biographischem ‚Wendepunkt‘, von dem an sie jene von Rosa (2005) beschriebene (Lebens-)Beschleunigung und Ruhelosigkeit zu spüren begannen. Sie verorten diesen *turning point* (Elder 2001, 8818) um ihren 40. Geburtstag; mit Beginn dieses Lebensabschnitts kann der subtile Eindruck der ‚Halbzeit eines typischen Lebens‘ verbunden werden, ab diesem Lebensalter ist die Restlebenszeit er-

10 Es sei an den 47-jährigen technischen Angestellten (Beispielfall für den Typus des robusten Zeitpragmatikers) erinnert, der vom „Lebenspunkt, wo man weiß, ... dass bestimmte [berufliche] Dinge nicht mehr gehen“, sprach.

11 Elf der 21 analysierten Interviews wurden mit Erwerbstätigen im Alter zwischen 45 und 55 Jahren geführt; diese Menschen gehören demnach einer *age cohort* (Bengtson/Elder/Putney 2005, 495) an.

wartbar kürzer als die bereits gelebte Zeit.¹² Zugleich erstaunt allerdings, dass einige der Interviewpartner dieser Altersgruppe den Anschein erwecken, als sei das Leben in ihren Augen bereits ‚so gut wie gelaufen‘.¹³ Bedenkt man die durchschnittliche Lebenserwartung eines Deutschen, welche in dieser Kohorte bei rund 80 Jahren liegt, so überrascht eine solche Einschätzung, die möglicherweise in Zusammenhang mit dem erwähnten Muster der ‚*non-agency*‘ gesehen werden kann. Generell stellt sich im Hinblick auf *life-stage* die Frage der Lebensphasenabhängigkeit des von Rosa (2005) beschriebenen Beschleunigungserlebens: Wie werden die (heute erwerbstätigen) Interviewpartner ihren Ruhestand erleben? Werden sie, die sie mehrheitlich jenseits ihres 40. Lebensjahrs eine Beschleunigung des Lebenstempos erfahren haben, im Alter eine Entschleunigung wahrnehmen?

Die Verknüpfung der hier vorgestellten vier Zeittypen mit den drei Prinzipien des Lebenslaufparadigmas führt zu folgender Übersicht (Tabelle 2), die auch als Heuristik für weitergehende Forschung dienen könnte:

Tabelle 2: Zeittypologie und Lebenslaufprinzipien

Typologie	Prinzipien des Lebenslaufparadigmas		
	<i>linked lives</i>	<i>agency</i>	<i>life-stage</i>
Typus 1 – der reflektierende Zeitgestresste	schwach	stark	hohes Bewusstsein
Typus 2 – der egozentrische Zeitsensible	stark	schwach	hohes Bewusstsein
Typus 3 – der zufriedene Zeitstrategielose	schwach	schwach	niedriges Bewusstsein
Typus 4 – der robuste Zeitpragmatiker	stark	stark	hohes Bewusstsein

Der Typus des reflektierenden Zeitgestressten zeigt schwache Anzeichen eines *linked life*. Häufig bedeutet dies, dass er eine von signifikanten Anderen relativ losgelöste Lebensführung praktiziert.¹⁴ Sein Grad an *agency* hingegen ist als stark zu bezeichnen; dies wird vor allem an seiner strategischen Lebens- und Karriereplanung deutlich. Entsprechend seiner Tendenz, Alltags- und auch Lebenszeit zu kontrollieren, weist er ein hohes Bewusstsein von der Lebensphase (*life-stage*), in der er sich befindet, auf. Der Typus des egozentrischen Zeitsensiblen zeigt eine vergleichsweise hohe Verbundenheit mit seinen Mitmenschen, und diese starke Ausprägung von sozialer Einbindung könnte auch erklären, warum dieser Typus, der zur Sorge vor zu geringen Eigen- und ‚Restlebenszeiten‘ neigt, seine Zeit mitunter egozentrisch verteidigt. In seiner alltäglichen Lebensführung lässt er wenig *agency* erkennen; mehr als die Zukunft dient ihm die Vergangenheit als Referenzrahmen gegenwärtigen (Zeit-)Erlebens – wobei seine Verlustangst eben doch einen Zukunftsbezug aufweist. Seine Furcht vor zu schnell vergehenden Zeiten lässt auf ein hohes Bewusstsein seiner *life-stage* schließen, allerdings auch auf ein mentales Fundament, auf dem sich ein problemati-

12 Hier sei auf eine Äußerung der 48-jährigen Organisationsberaterin (Beispielfall für den Typus des reflektierenden Zeitgestressten) verwiesen. In ihrem Erleben begann sich die Zeit mit Anfang 40 zu beschleunigen: „Früher waren zehn Jahre ein unermesslicher Zeitraum, weil es eher vor einem lag, und jetzt liegen schon einige zehn Jahre hinter mir. Damit ist [das Leben] ein Stück überschaubarer geworden, und damit wird jetzt auch, was noch vor mir liegt, auch wesentlich kürzer wahrgenommen.“

13 Auf die Frage, ob er Veränderungsabsichten im Hinblick auf seinen Umgang mit Zeit hege, antwortete etwa der 47-jährige Programmierer (Beispielfall für den Typus des zufriedenen Zeitstrategielosen), das erbege für ihn keinen Sinn mehr, „jetzt für die letzten paar Jahre“.

14 Auffällig ist, dass diesem Typus drei Männer sowie drei kinderlose Frauen zugeordnet wurden.

sches Verhältnis zu Alter und Altern entwickeln kann (Crosnoe/Elder 2002). Der Typus des zufriedenen Zeitstrategielosen könnte als Einzelgänger bezeichnet werden – und zwar selbst dann, wenn er mit einer Familie zusammenlebt. Da sein Lebensstil und -lauf an die Flugbahn eines Flipperballs erinnern, ist sein Grad an *agency* als schwach zu bewerten. Sein gegenwärtiger Lebensabschnitt (*life-stage*) kümmert ihn, wie vieles andere auch, wenig. Der Typus des robusten Zeitpragmatikers weist eine ausgeprägte Familien- und Freundschaftsorientierung auf; seine soziale Einbindung ist als hoch einzuschätzen. Sein robuster Zeitpragmatismus verweist auf einen starken Grad an *agency*. Trotz seiner pragmatischen Haltung gegenüber seinem (Berufs-) Leben ist er sich seines gegenwärtigen Lebensabschnitts (*life-stage*) in hohem Maß bewusst.

Tabelle 2 verdeutlicht die Unterschiede zwischen den vier Zeittypen hinsichtlich der drei Lebenslaufprinzipien. Es ist festzustellen, dass es bemerkenswerterweise kein klares Muster von ‚Zeit‘ und ‚Lebenslauf‘ gibt. Denn wenn wir uns vergegenwärtigen, dass – aus unterschiedlichen Gründen – die ersten beiden Zeittypen mehr Probleme im Umgang mit Zeit aufweisen als die letzten beiden Zeittypen, so stellt sich die Frage, warum etwa eine starke Ausprägung von *agency*, die für eine hochgradige Zeitreflexion und in konventioneller Weise verstandene Zeitkompetenz steht, sowohl mit Zeitkonflikten (Typus 1) als auch ohne (Typus 4) einhergehen kann. Vergleichbares trifft auch auf die beiden anderen Lebenslaufprinzipien zu: Offenbar kann eine ausgeprägte soziale Einbindung zu einem gelingenden Lebensvollzug beitragen (Typus 4) – sie kann in dieser Hinsicht aber auch hinderlich wirken (Typus 2). Schließlich steht eine schwache Bewusstheit über die Lebensphase, in der sich der Betroffene befindet, nicht zwangsläufig für Probleme im Umgang mit Zeit (Typus 3).

Schlussbetrachtung

Wie verhalten sich die im Rahmen der obigen Typologie dargestellten empirischen Ergebnisse nun zu der von Rosa (2005) formulierten Theorie sozialer Beschleunigung? Während quantitative Befunde seine Beschleunigungsthese in der Tendenz bestätigen, ist es weitaus schwieriger, die vorgestellten qualitativen Befunde in Einklang mit seinen Annahmen zu bringen. Diese festgestellte Diskrepanz lässt sich zu einem nennenswerten (wenn auch nicht quantifizierbaren) Anteil darauf zurückführen, dass quantitative Datenerhebungen – auf denselben Sachverhalt bezogen – zu anderen Ergebnissen führen können als qualitative Erhebungen; hier mögen die deutlich unterschiedlichen situativen Bedingungen der beiden Datenerhebungsformen eine wichtige Rolle spielen. Es ist denkbar, dass sich Befragte im Fall einer standardisierten und in der Regel anonymen Befragungssituation eher an den *Zeitgeist* erinnern, an das, was dem *Nerv der Zeit* entspricht: an chronische Zeitknappheit, an Beschleunigung, an Getriebenheit. In der Konsequenz antworten sie möglicherweise so, wie sie glauben, dass es von ihnen erwartet würde. In einer mündlichen und weitgehend offenen Befragungssituation hingegen mögen die Befragten – und manchmal sogar dieselben Befragten – ganz anders reagieren: Dann sitzen sie dem Sozialforscher gegenüber, meist mit ein bisschen Zeit, die sie sich für dieses Interview genommen haben, und plötzlich

erscheint es ihnen, als sei die Äußerung von ‚gelebter Zeitsouveränität‘ sozial erwünscht – sie äußern folglich das Gegenteil von Getriebenheit.¹⁵

Doch auch ungeachtet der unterschiedlichen situativen Datenerhebungsbedingungen quantitativer und qualitativer Sozialforschung drängt sich vor dem Hintergrund der dargelegten Befunde die Frage auf, inwieweit Rosas bisweilen rigoros formulierte Annahmen einer *strukturell* bedingten Beschleunigung des Lebens (und der Lebensführung) ihre Grenze finden an den *subjektiven* Deutungen, d.h. den ideografischen Erlebensformen und Handlungsmustern (potentiell) betroffener Menschen: Die vorgestellte Typologie macht sehr deutlich, dass es durchaus Muster des Zeiterlebens, -denkens und -handelns gibt, die (weitgehend) unberührt sind von den von Rosa beschriebenen Akzelerationsprozessen.

Die Hinzuziehung der Lebenslaufperspektive, also der Ebene biographischer Zeit (zur Ebene historischer Zeit), zeigt darüber hinaus – vor allem am Beispiel des reflektierenden Zeitgestressten –, dass weder eine primär solitär praktizierte hochgradige Zeitreflexion noch eine in konventioneller Weise verstandene, d.h. operative Zeitkompetenz notwendigerweise das Leben eines ‚guten Lebens‘ erleichtern; vielmehr gehen beide Charakteristika oftmals einher mit Problemen im Umgang mit Zeit und Schwierigkeiten in der alltäglichen Lebensführung. Damit stellt sich die weiterhin (auch) empirisch zu bearbeitende Frage nach den Determinanten gelingender Zeitpraxis als ein lohnenswertes Forschungsfeld dar.

LITERATUR

- Adam, Barbara (2005): Das Diktat der Uhr. Zeitformen, Zeitkonflikte, Zeitperspektiven, Frankfurt am Main.
- Adam, Barbara, Karlheinz A. Geißler und Martin Held (Hg.) (1998): Die Nonstop-Gesellschaft und ihr Preis. Vom Zeitmißbrauch zur Zeitkultur, Stuttgart.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main.
- Bengtson, Vern L., Glen H. Elder und Norella M. Putney (2005): The Lifecourse Perspective on Aging: Linked Lives, Timing, and History, in: Johnson, Malcolm L. (Hg.): The Cambridge Handbook of Age and Ageing, Cambridge, 493-501.
- Blumenberg, Hans (1986): Lebenszeit und Weltzeit, Frankfurt am Main.
- Burzan, Nicole, Birgitta Lökenhoff, Uwe Schimank und Nadine M. Schöneck (2008): Das Publikum der Gesellschaft. Inklusionsverhältnisse und Inklusionsprofile in Deutschland, Wiesbaden.
- Crosnoe, Robert und Glen H. Jr Elder (2002): Successful Adaptation in the Later Years: A Life Course Approach to Aging, in: Social Psychology Quarterly 65:4, 309-328.
- Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (Hg.) (2005): Zeit ist Leben. Manifest der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik, online unter http://www.zeitpolitik.de/pdfs/ZP_Manifest.pdf
- Elder, Glen H. Jr. (2001): Life Course: Sociological Aspects, in: Smelser, Neil J. und Paul B. Baltes (Hg.): International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences, Amsterdam, 8817-8821.

15 Ein gutes Beispiel für eine derartige Diskrepanz zwischen dem Antwortverhalten in quantitativen und qualitativen Erhebungssituationen stellt Klaus Kardowski (Beispielfall für den Typus des robusten Zeitpragmatikers) dar: In der Telefonbefragung für das DFG-Projekt „Inklusionsprofile“ gab er an, sowohl sehr beschäftigt zu sein als auch sich sehr getrieben zu fühlen. Im späteren Interview war davon seinen Äußerungen wenig zu entnehmen.

- Elder, Glen H. Jr., Monica Kirkpatrick Johnson und Robert Crosnoe (2004): The Emergence and Development of Life Course Theory, in: Mortimer, Jeylan T. und Michael J. Shanahan (Hg.): *Handbook of the Life Course*, New York, 3-19.
- Emirbayer, Mustafa und Ann Mische (1998): What is Agency?, in: *The American Journal of Sociology* 103:4, 962-1023.
- Frissen, Valerie A. J. (2000): ICTs in the Rush Hour of Life, in: *The Information Society* 16:1, 65-75.
- Geißler, Karlheinz A. (2004): *Alles. Gleichzeitig. Und zwar sofort. Unsere Suche nach dem pausenlosen Glück*, Freiburg.
- Gille, Martina und Jan Marbach (2004): Arbeitsteilung von Paaren und ihre Belastung mit Zeitstress, in: Statistisches Bundesamt (Hg.): *Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung*, Wiesbaden, 86-113.
- Gottschall, Karin und Günter G. Voß (Hg.) (2003): *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*, München.
- Gronemeyer, Marianne (1993): *Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit*, Darmstadt.
- Gross, Peter (1994): *Die Multioptionsgesellschaft*, Frankfurt am Main.
- Heintel, Peter (1999): *Innehalten. Gegen die Beschleunigung – für eine andere Zeitkultur*, Freiburg.
- Hitlin, Steven und Glen H. Elder Jr. (2007): Agency: An Empirical Model of an Abstract Concept, in: Macmillan, Ross (Hg.): *Constructing Adulthood: Agency and Subjectivity in Adolescence and Adulthood*, Amsterdam, 33-67.
- Krampen, Günter (1992): Sozialisation von Kontrollüberzeugungen, Trier (Trierer Psychologische Berichte 19/6).
- Kuckartz, Udo (2005): *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*, Wiesbaden.
- Lefcourt, Herbert M. (1998): Locus of Control and Coping with Life's Events, in: Staub, Ervin (Hg.): *Personality. Basic Aspects and Current Research*, Englewood Cliffs, 200-235.
- Lübbe, Hermann (1994): Pünktlichkeit. Über den Ursprung der Freiheit aus der Zeit-Disziplin, in: Sprondel, Walter M. (Hg.): *Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion. Für Thomas Luckmann*, Frankfurt am Main, 56-69.
- Luhmann, Niklas (1975): Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten, in: Luhmann, Niklas: *Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung*, Opladen, 143-164.
- Moore, Wilbert E. (1963): *Man, Time, and Society*, New York.
- Nassehi, Armin (1993): *Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit*, Opladen.
- Nowotny, Helga (1989): *Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls*, Frankfurt am Main.
- Parkinson, Cyril Northcote (1958): *Parkinsons Gesetz und andere Studien über die Verwaltung*, Düsseldorf.
- Reheis, Fritz (2003): *Entschleunigung. Abschied vom Turbokapitalismus*, München.
- Rinderspacher, Jürgen P. (1985): *Gesellschaft ohne Zeit. Individuelle Zeitverwendung und soziale Organisation der Arbeit*, Frankfurt am Main.
- Rinderspacher, Jürgen P. (1987): *Am Ende der Woche. Die soziale und kulturelle Bedeutung des Wochenendes*, Bonn.
- Rinderspacher, Jürgen P. und Irmgard Herrmann-Stojanov (2006): *Schöne Zeiten. 45 Betrachtungen über den Umgang mit der Zeit*, Bonn.
- Rosa, Hartmut (1999): Bewegung und Beharrung. Überlegungen zu einer sozialen Theorie der Beschleunigung, in: *Leviathan* 27:3, 386-414.
- Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt am Main.

- Rosa, Hartmut und William E. Scheuerman (Hg.) (2009): *High-Speed Society. Social Acceleration, Power, and Modernity*, Pennsylvania.
- Schimank, Uwe (2005): *Die Entscheidungsgesellschaft. Komplexität und Rationalität der Moderne*, Wiesbaden.
- Schneider, Louis und Sverre Lysgaard (1953): *The Deferred Gratification Pattern. A Preliminary Study*, in: *American Sociological Review* 18:2, 142-149.
- Schöneck, Nadine M. (2006): *Zeitwahrnehmung im sozialen Kontext. Grundlagen, gesellschaftliche Einflüsse, Konsequenzen*, Saarbrücken.
- Schöneck, Nadine M. (2009): *Zeiterleben und Zeithandeln Erwerbstätiger. Eine methodenintegrierte Studie*, Wiesbaden.
- Schulze, Gerhard (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt am Main und New York.
- Seiwert, Lothar (2009): *Noch mehr Zeit für das Wesentliche. Zeitmanagement neu entdecken*, München.
- Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin.
- Shanahan, Michael J. und Ross Macmillan (2008): *Biography and the Sociological Imagination: Contexts and Contingencies*, New York und London.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) (2004): *Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung*, Wiesbaden.
- Voß, G. Günter und Hans J. Pongratz (1998): *Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50:1, 131-158.
- Wendorff, Rudolf (1980): *Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa*, Opladen.
- Witzel, Andreas (2000): *Das problemzentrierte Interview [25 Absätze]*. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1 (1), Art. 22, online unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>

Ewige Jugendlichkeit – beschleunigtes Heranwachsen?

Veränderte Zeitverhältnisse in Lebenslauf und Generationenbeziehungen

Vera King

Zusammenfassung

Folgen von Beschleunigung, so der Vorschlag dieses Beitrags, sind zu differenzieren *erstens* in Bezug auf den individuellen Lebenslauf, *zweitens* hinsichtlich der Bedingungen der Fürsorge für die Nachkommen, *drittens* hinsichtlich der Wechselwirkungen zwischen akzelerierter Lebensführung einerseits und veränderten kulturellen Mustern der Gestaltung generationaler Differenz sowie der Ablösung im Generationswechsel andererseits. Erwachsene geraten tendenziell in eine Lebensform ständigen Aufbruchs, wodurch sich die Bedingungen des Heranwachsens und des generationalen Wechsels charakteristisch verändern. Veränderte Zeitstrukturen betreffen daher die Fürsorgebeziehungen und temporalen Bedingungen in Kindheit und Adoleszenz, die kulturelle zeitliche Regulation von Generationsabfolgen und auch die individuelle, lebenslaufbezogene schrittweise symbolische Aneignung des Wechsels der Positionen im Generationsgefüge im Übergang zum Erwachsenenalter. Im Zuge dieser Differenzierungen wird auch das Verhältnis von Zwang und Anpassungsneigung im Kontext von Beschleunigung und Flexibilisierung genauer beleuchtet.

Everlasting youthfulness – accelerated growing up?

Modified time conditions within the course of life and generational relationships

Abstract

This paper makes the suggestion that consequences of acceleration have to be differentiated: *firstly* with a view to the individual life course; *secondly* with regard to the conditions of care for descendants; and *thirdly* in relation to the interdependencies between accelerated life conduct on the one hand and modified cultural patterns of designing generational differences as well as of detachment within the alternation of generations on the other. Adults tend to be drawn into a way of life marked by constant mobility, characteristically transforming the conditions of growing up and of generational change. Thus, modified time structures concern the care relationships and the temporal conditions inherent to childhood and adolescence, the cultural chronological regulation of generational succession and the individual, life course-related, gradual symbolic adoption of changing positions within the generational structure during the transition to adulthood. As part of these differentiations the relationship between coercion and an inclination towards adaptation in the context of acceleration alongside an increase of flexibility will be examined more closely.

Überlebt zu werden, überlebt zu sein, gehört als metaphorische Beschreibung einer Ängstlichkeit derer, die sich auf jugendlichen Gleichgang mit dem Zeitgeist und Selbstbestätigung durch diesen festgelegt haben, zu den akuten Erfahrungen beschleunigter Geschichtsabläufe. (Blumenberg 2001, 78)

Einleitung

Folgen zunehmender Beschleunigung und Flexibilisierung werden häufig mit Blick auf individuelle Lebensläufe und -praktiken diskutiert. Im Zentrum steht dann das flexible, juvenile, auf Tempo und Innovation eingestellte Individuum als Prototyp des funktional adaptierten Menschen. Entsprechend beziehen sich Annahmen zu damit verbundenen Identitätskonstruktionen oder Lebensentwürfen zumeist auf die *unmittelbaren* und *individuellen* Auswirkungen veränderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen im Lebenslauf, obgleich Identitätsbildungsprozesse gerade auch *mittelbar* in intersubjektive, insbesondere *intergenerationale* sozialisatorische Erfahrungen eingebettet sind oder aus diesen resultieren. Ähnliches gilt für jene Diagnosen, die die mit Beschleunigung, Leistungsdruck und Verdichtung einhergehenden Überforderungspotenziale fokussieren.¹ Um Effekte von Beschleunigung angemessen fassen zu können, erscheint es daher notwendig, zusätzlich zu den unmittelbaren Folgen für den einzelnen Lebenslauf, die Veränderungen von Zeitverhältnissen in der sozialisatorischen Praxis und in intergenerationalen Beziehungen ins Zentrum der Analyse zu stellen, da sich entsprechende Wirkungen – auch in zeitlicher Verzögerung – gerade darüber vermitteln.

In diesem Beitrag wird vorgeschlagen, drei Dimensionen der Folgen von Beschleunigung zu differenzieren und dabei in die *lebenslaufbezogene* Analyse insbesondere *generationale* Strukturen und Verhältnisse unter Gesichtspunkten *temporaler* Praktiken bzw. der Regulation von Zeitverteilungen einzubeziehen. Entsprechend werden veränderte Zeitverhältnisse im Lebenslauf auf drei Ebenen erörtert, die heuristisch unterschieden werden können, auch wenn sie lebenspraktisch verwoben sind: erstens auf der Ebene direkter Auswirkungen auf individuelle Lebenspraxis, zweitens auf der Ebene der generationalen Fürsorgebeziehungen sowie auf der dritten Ebene die Effekte für kulturelle Muster der Gestaltung oder Bewältigung der Generationsabfolge. Diese haben wiederum Auswirkungen auf sozialisatorische Verhältnisse zwischen Erwachsenen und ‚Herangewachsenen‘. Im Zuge dieser Differenzierung wird auch das Verhältnis von Zwang und Anpassungsneigung genauer beleuchtet. So ist

¹ So werden bei der Diskussion von Überforderungspotenzialen sozialer Wandlungen (so zum Beispiel in der Rezeption von Ehrenbergs Studie *Das erschöpfte Selbst* von 2004) zumeist nur die direkten individuellen Auswirkungen betrachtet. Dies obgleich etwa die vielfach als Folge von individualisierten Autonomieanforderungen, Beschleunigung und Entgrenzung vermutete Depressionsneigung von Erwachsenen auch lebensgeschichtlich vermittelt aus früheren Entwicklungsprozessen hervorgeht, die primär in Generationenbeziehungen ablaufen. Auch Ehrenbergs (2004; 2011) Perspektivierung von Individualisierungsfolgen sowie seine Analysen der Bedeutung und Wirkung von Idealen, Mythen oder des „Leidensstil(s)“ (2011, 496) der Autonomie reproduzieren in dem Maße, wie sie generative Fürsorgebeziehungen bzw. Intergenerationalität ausblenden, die blinden Flecken der Diskurse oder des Selbstverständnisses der gesellschaftlichen Praxisformen, die er erörtert. Dies gilt bei aller Unterschiedlichkeit der Akzentuierung zwischen Ehrenberg 2004 und 2011, deren Diskussion hier zu weit führen würde, für beide Werke.

der Frage nachzugehen, welche Motivlagen aufseiten der Subjekte eine Rolle spielen bei der Bereitschaft zu Temposteigerung, Mobilität oder (Selbst-)Flexibilisierung. Beschleunigte Lebensführung in einem Modus fortwährenden Aufbruchs wird dabei nicht allein als Ausdrucksform sozialer Anpassung, sondern auch als Zeichen eines neuen kulturellen Umgangs mit Begrenztheit und Vergänglichkeit analysiert, der wiederum Folgen für generationale Verhältnisse zeitigt. Daher zunächst einige Anmerkungen zur Spannung von Beschleunigungs- und Begrenzungserfahrung im Kontext sozialer, individueller und generationaler Zeit.

Zur Spannung von Beschleunigungs- und Begrenzungserfahrung

Wandlungen der Temporalstrukturen in Richtung zunehmender Beschleunigung und Effektivierung entsprechen in vielerlei Hinsicht der Eigenlogik der ökonomischen Struktur der spätmodernen oder gegenwärtigen Gesellschaften. Sie sind verbunden mit der Art der Wertschöpfung, des Wachstums sowie mit rasanten technologischen Veränderungen. Soziologische und historische Analysen unterstreichen entsprechend, dass sich im Lauf der Moderne und Spätmoderne die Geschwindigkeit technischer und ökonomischer Entwicklungen, des damit verbundenen Lebenstempos und, übergreifend, der sozialen und kulturellen Wandlungsrate erhöht hat. Kollektive und individuelle Gestaltungen von Zeit haben sich im Zuge dessen weiter verändert.² Die Zunahme von Akzeleration, Flexibilisierung und Entgrenzung, das sich steigernde Tempo der Lebensvollzüge und Kommunikation, die Tendenz zur Verdichtung in Arbeitsabläufen, im Bildungssystem und sogar im Alltag der Familien sind – wenn gleich in ihren Ausmaßen und Folgen für verschiedene gesellschaftliche Bereiche auch kontrovers diskutiert – inzwischen empirisch gut belegt (vgl. für unterschiedliche soziale Bereiche z.B. die empirischen Bezüge in Adam 2003; Aubert 2003 und 2009; Borscheid 2004; Gottschall/Voß 2005; Jurczyk/Lange/Szymenderski 2005; Rosa/Scheuerman 2009). Beschleunigung wurde in jüngerer Zeit insbesondere von Rosa (2005) auf verschiedenen Ebenen des Sozialen als Merkmal der Moderne und Spätmoderne analysiert. In der Spätmoderne werde in einer weiteren Steigerung der akzelerierten Moderne die Zeit „selbst dynamisiert“, wie es bereits Nowotny (1989, 11) formulierte. Dies führe dazu, dass sich die „kollektiven Rhythmen des sozialen Lebens“ zunehmend auflösen (Rosa 2005, 367). Zugleich dehnen sich Zeiten der Verfügbarkeit und des institutionellen Zugriffs immer weiter aus, der Alltag muss entsprechend flexibilisiert und in höherem Maße situativ oder ereignisabhängig gestaltet werden. Ins Zentrum einer an die permanente Innovationsdynamik angepassten Lebensführung tritt die Maxime, soweit möglich, alle Optionen offen zu halten, um Optimierungspotenziale nutzen und Anpassung an Neues vollziehen zu können. „Ständig neu anfangen, sich für eine neue Option oder Version entscheiden“ zu müssen (Han 2009, 39) erscheint zunehmend als unhintergehbare Anforderung. Wie Rosa betont, ist damit auf kultureller Ebene eine Art Zwang zur fortwährenden Jugendlichkeit auch der Erwachsenen verbunden, eine Jugendlichkeitsnorm, die keine „kulturelle Laune“, sondern den Temporalstrukturen der spätmodernen Gesellschaft „unaufhebbar eingeschrieben“ sei (Rosa 2005, 190). Auch die Erwachsenen geraten tendenziell in eine Lebensform *ständigen Aufbruchs* (King 2010a).

2 Vgl. dazu z.B. aus historischer und soziologischer Perspektive mit unterschiedlichen Akzentuierungen: Aubert (2003), Koselleck (2000), Nowotny (1989) und Rosa (2005).

Aus diesen Veränderungen wiederum ergeben sich auch mittelbar Auswirkungen für die Art und Weise, in der in Generationenverhältnissen die kulturelle Weitergabe, aber auch Fürsorgebeziehungen gestaltet werden. Bedingungen des Aufwachsens oder der Sozialisation, der Erziehung und Bildung wandeln sich, wenn Langfristigkeit abnimmt und kulturelle Praktiken oder ‚Wissensbestände‘, sei es im Alltag oder im Bildungssystem, schneller verworfen und erneuert werden (Dörpinghaus 2009). In Hinblick auf die Dynamik und Spannung zwischen sozialer Innovation und intergenerationaler kultureller Weitergabe ist dabei vor allem hervorzuheben, dass in vielen Bereichen das Tempo der kulturellen Wandlungsrate die Geschwindigkeit der Generationsabfolge *übersteigt*. Bereits *innerhalb* einer Generation verändern sich Lebensbedingungen gravierend. Kam, in metaphorischer Verdichtung formuliert, in der klassischen Moderne das Neue mit der Jugend in die Welt, so rotiert die Innovationsdynamik inzwischen schneller als der generationale Wechsel (vgl. dazu z.B. Rosa 2005, 183 ff.; 360 f.). Damit kann ein bedeutsamer ‚Umschlagspunkt‘ identifiziert werden, der Auswirkungen sowohl auf die individuelle Lebensführung hat als auch auf die Art und Weise, wie sich Generationenbeziehungen oder generationale Ablösung und Weitergabe gestalten. In beiden Hinsichten zwingt oder – je nach Sichtweise – *verführt* die Dynamik der beschleunigten Innovation und Flexibilisierung in stärkerem Maße dazu, eigene Grenzen, auch zeitliche Limitierungen im Lebenslauf, zu überwinden zu versuchen und, wie noch genauer ausgeführt wird, symbolische Markierungen generationaler Differenz zu verschieben.

Damit ist zugleich ein Aspekt berührt, der bei der kollektiven und individuellen Gestaltung und dem Erleben von Zeit eine zentrale Rolle spielt – der Umgang mit Begrenztheit und Endlichkeit. Denn nicht zuletzt ist die Fokussierung auf Zeit und Beschleunigung im Kontext der Untersuchungen des Lebenslaufs gerade deshalb besonders instruktiv, weil Zeit eine Dimension des *Unverfügbaren* darstellt. Das heißt, dass Zeit zwar zu beherrschen und optimal zu nutzen versucht wird, in diesem Sinne ‚gewonnen‘ oder ‚verloren‘ werden kann – während doch das unaufhaltsame Vergehen von Lebenszeit als ein ‚Leben zum Tode‘ (Heidegger 1927) hin unkontrollierbar bleibt. *Wie* eben diese Unverfügbarkeit, konstitutive Heteronomie und Irreversibilität in der gegenwärtigen Moderne kollektiv und individuell verarbeitet oder bewältigt werden, auf welche Weise Unverfügbarkeit kulturell interpretiert und ausgestaltet wird, ist daher eine besonders interessante soziologische Frage, in der sich die Dimensionen des Gesellschaftlichen und des Individuellen bis zur Ebene des Psychischen auf komplexe und subtile Weise verschränken. Damit verbindet sich überdies die erwähnte, stets aktuelle Frage, wie und aus welchen Gründen Individuen sich an Verhältnisse anpassen, die ihnen auch schaden. Mitunter atemlos erscheinende Unterwerfung unter leidvolle Zeitverhältnisse beispielsweise, die von Vielen beklagt und als Verlust an Lebensqualität, als Bedrohung sei es der Gesundheit oder des Familienlebens erfahren wird, ist, so eine der im Folgenden zu erläuternden zentralen Thesen, nicht nur erzwungen. Anpassung ist nicht nur dem Umstand zuzuschreiben, dass ein Ausstieg aus der Geschäftsordnung der beschleunigten Lebensführung lediglich um den Preis der Bedrohung durch Misserfolg möglich ist. Anpassung kann vielmehr auch verknüpft sein mit einem Gewinn, der sie zusätzlich motiviert. Von besonderem Interesse sind dabei in biographischer Perspektive³ gerade auch die

3 Die ökonomische Seite der Verwertungslogik des Kapitals wird hier nicht analysiert.

Gründe und Vorstellungen, von denen die Subjekte im Strudel der Beschleunigung getrieben sind.

Dass Beschleunigung subjektiv auch durch mehr oder minder illusionäre Versuche des Triumphs über Vergänglichkeit motiviert sein kann, wurde verschiedentlich vermutet. „Zeit zu gewinnen, um mehr von der Welt zu haben“, stellt nach Hans Blumenberg (2001, 73) einen zentralen Beweggrund für Beschleunigung in der Moderne dar. Gerade dieses Motiv, so wäre demnach anzunehmen, verstärkt auf der individuellen Handlungsebene die Bereitschaft, sich den rotierenden sozialen Wandlungen anschmiegen zu wollen, wie sie mit den zunehmenden Geschwindigkeiten ökonomischer Verwertungsprozesse und technologischer Neuerungsraten permanent einherzugehen scheinen. Ob diese Strategie erfolgreich ist oder ob sie am Ende ihr Gegenteil – Verlangsamung bis zu Stillstand oder ‚Erschöpfung‘ erzeugt –, ob also wirklich Lebenszeit im Sinne erfüllter Zeit durch Beschleunigung gewonnen werden kann oder ob es sich um eine zwar wirkmächtige, aber letztlich illusionäre Konstruktion handelt, ist damit noch nicht gesagt. Zunächst geht es um Motive. Durch das Verständnis der Motive werden auch die Folgen einer beschleunigten Lebensführung deutlicher fassbar. Entsprechend werden in diesem Beitrag Blumenbergs Annahmen kritisch beleuchtet und die Frage der kulturellen und individuellen Bewältigung von Endlichkeit auch auf das Generationenverhältnis bezogen.⁴ Denn die Bewältigung von Vergänglichkeit bezieht sich – in ihrer Motivierung wie in ihren Auswirkungen – nicht einfach nur auf die eigene Existenz. Sie findet ihren Ausdruck insbesondere im Verhältnis zur nachfolgenden Generation, die die vorausgehende noch zu Lebzeiten ablösen, potenziell übertreffen und überleben wird. Insbesondere das Verhältnis zur nachfolgenden Generation, die die vorausgehende ablöst, ist konstitutiv ambivalent. Diese Ambivalenz wird individuell und kollektiv, subjektiv und kulturell bearbeitet. Die späte Moderne bringt dabei andere kulturelle Muster der Bewältigung ambivalenter Generationenspannung hervor als die Vor-, frühe oder klassische Moderne. Die Frage ist aus dieser Sicht, welche Lösungen, welche kulturellen Muster für die Bewältigung der – in der individuellen Endlichkeit gründenden – intergenerationalen Ambivalenz sich mit der spätmodernen Veränderung von Zeitstrukturen verbinden. Um hier genaueren Aufschluss zu gewinnen, werden Folgen von Beschleunigung in der eingangs erwähnten Differenzierung erörtert. So geht es im nächsten Schritt um die Auswirkungen von Akzeleration auf individuelle Lebenspraxis, daran anschließend um die Folgen für generationale Fürsorgebeziehungen und drittens, wiederum mit beidem zusammenhängend, um kulturelle Muster der Gestaltung und Bewältigung des *Generationswechsels*. Daran anknüpfend werden neue Figurationen in spätmodernen Gestaltungen generationaler Ablösung und Differenz herausgearbeitet.

4 Eine Berücksichtigung der Generationenthematik erfolgt in der Lebenslaufforschung vorrangig in Rekurs auf Mannheims Darstellung der Generationenbildung bzw. -lagerung und das daraus extrahierte Konzept der formativen, sensiblen Phase oder Prägungsphase, das spezifische historische Konstellationen mit bestimmten Mustern von Lebensläufen korreliert oder typische Chancen- und Benachteiligungskonstellationen produziert (z.B. Massenarbeitslosigkeit zur Zeit des Berufseintritts einer bestimmten Kohorte o.a., vgl. auch Elder 1974). Die Generationenverhältnisse und -beziehungen sind damit jedoch nicht einbezogen. Bereits Matthes kam zu dem Schluss, aus einer ‚Sozialmorphologie der Generationen‘, wie sie Mannheim vorgelegt habe, müsse eine Theorie „generationelle(r) Verhältnisse“ (Matthes 1985, 369) entworfen werden. Wie auch in diesem Beitrag noch ausgeführt wird, kann dabei allerdings auf Mannheims Verständnis der Generationsabfolge rekurriert werden (vgl. dazu ausführlich King 2002).

Zeit und Beschleunigung im individuellen Lebenslauf

Wie lassen sich Bedeutungen von Zeit und somit Auswirkungen von Beschleunigung im Lebenslauf bestimmen? Zunächst ist hervorzuheben, dass gerade die Lebenslauf-forschung im Verhältnis zu jenen Varianten soziologischer Theorien, die vorrangig eine Analyse der Mechanismen der *Reproduktion* von gesellschaftlichen Strukturen zu erfassen erlauben, in einem höheren Maße die *dynamische, prozessuale* und damit auch *temporale* Perspektive zu akzentuieren sucht (Sackmann/Wingens 2001). Sie untersucht Veränderungen in der Zeit, Transformationen in der Lebenszeit und somit auch biographische Dimensionen und Ausdrucksformen sozialer Wandlungen. Entsprechend impliziert die Erforschung des Lebenslaufs in einem vielschichtigen Sinne zugleich die Analyse von Temporalstrukturen. So geht es im Rahmen der Lebenslauf-forschung um die zeitliche Struktur von Übergängen, die wiederum aufgrund der Dauer von (punktuellen) Ereignissen abgegrenzt werden, um temporale Sequenzierungen, um die Zeitdauer von Lebensabschnitten, um zeitlich verortbare Wendepunkte, auch um Normierungen von Übergangzeitpunkten in Relation zu Lebensaltern (Elder 1998) oder um ‚Timing‘ im Lebenslauf. Beispielsweise gebe es, so Mayer (1990, 11), „sensible Phasen, zu frühe und zu späte Ereignisse“ in der Lebenszeit, die den weiteren Lebenslauf beeinflussen können.⁵ Nicht zuletzt handelt es sich bei der Gestaltung von Lebenszeit eben stets auch – sei es explizit oder implizit, manifest oder latent – um eine Form von ‚Endlichkeitsbewältigung‘, also des Umgangs mit zeitlicher Begrenztheit des Lebens sowie der damit konstitutiv verbundenen Heteronomie (vgl. auch Schütz/Luckmann 1975). Damit (potenziell) normativ verknüpft sind – in unterschiedlicher Weise, historisch, kulturell und individuell variierend – wiederum Vorstellungen einer erfüllten Lebenszeit, des ‚richtigen‘, ‚erfolgreichen‘ oder ‚guten‘ Lebens oder – mit Max Weber (2010/1905) gesprochen – der ‚Bewäh-rung‘⁶ des Individuums in begrenzter Lebenszeit.

Beschleunigungsfolgen im Lebenslauf lassen sich daher in verschiedenen Facetten beschreiben: Sie betreffen die Art der Gestaltung von Übergängen ebenso wie des Gesamtverlaufs. War es bereits für die Moderne kennzeichnend, dass sich der Zusammenhang zwischen Lebensalter und Übergangzeitpunkten flexibilisierte, so gilt dies gegenwärtig in gesteigertem Maße. Wenn Längerfristigkeit und kollektive Gestaltungsweisen abnehmen, werden Übergänge noch stärker individualisiert. Ebenso lösen sich langfristig angelegte normative Ausrichtungen im Lebenslauf stärker auf, Statuspassagen werden weiter individualisiert und hinsichtlich Altersnormierungen (Rosa 2009b) oder damit verknüpfter symbolischer Markierungen generationaler Differenz uneindeutiger. Bewährung im Kontext beschleunigter Lebensführung kann sich im Extrem auf die Einhaltung der Erfolgsbedingungen im Sinne des *gegenwärtig* Gebotenen und des gleichzeitigen flexiblen *Offenhaltens* von unwägbareren Zukunftsoptionen reduzieren. Stets scheint dabei zu gelten, wie Nowotny (1993, 33) in ironi-

5 Diese dynamische prozessuale Perspektive löst zwar nicht grundsätzlich die Frage, wie die Spannung von Determination und Emergenz theoretisch gefasst werden kann (wie etwa die Probleme der begrifflichen Relationierung von Übergang und Verlauf oder der Differenzierung von Wendepunkten, Übergängen und sensiblen Phasen zeigen; vgl. dazu die Übersicht in Sackmann/Wingens 2001). Gleichwohl konnten und können in empirischer Hinsicht aus dieser Perspektive Abfolgen und Muster von Verläufen rekonstruiert und damit Einsichten in die temporale Gestaltung von Lebensläufen und in soziale Wandlungen gewonnen werden.

6 Zur Veränderung des Bewährungsmotivs im Zuge von Säkularisierung vgl. Oevermann (1995).

sierender Knappheit akzentuiert, dass es „die Schnellen“ richtig machen. Das punktgenaue und auf Tempo ausgerichtete ‚Timing‘ (Elder 1998) gewinnt an Bedeutung, um Anschlüsse nicht zu verpassen. Die „Erfahrung der Dauer“ (Han 2009, 39) tendiert zu schwinden. Zugleich bedarf es individueller Verarbeitungsmöglichkeiten oder biographischer ‚Coping‘-Strategien, um mit den ständigen, rascheren, partiell überfordernden Veränderungen und damit einhergehenden Trennungen vom Gewohnten zurechtzukommen. Denn permanente Wandlungen verlangen, sich fortlaufend auf Neues einzustellen. Und diese Anforderung, sich gleichsam ständig selbst zu flexibilisieren, wird verschärft durch eine Verbreitung und Intensivierung von Leistungslogiken sowie Prinzipien des Wettbewerbs und der Ökonomisierung in immer mehr Bereichen des Sozialen. Zugleich erscheint es so, als verlöre die Sinnstruktur des Ganzen, der Lebenszeit und des Lebenslaufs, an Gewicht. Han (2009, 23) spitzt dies zu der Annahme zu, dass sich die lineare zeitliche Gerichtetheit des Lebenslaufs auf der Ebene der kulturellen Symbolisierungen auflöse: „Entschwindet der *Linie* (der geschichtlichen Zeit, V.K.) die narrative oder teleologische Spannung, so zerfällt sie zu *Punkten*, die richtungslos *schwirren*“.⁷ Damit ändern sich temporale und symbolische Strukturierungen des Lebenslaufs: „Die Lebenszeit wird nicht mehr durch Abschnitte, Abschlüsse, Schwellen und Übergänge gegliedert. Vielmehr eilt man von einer Gegenwart zur anderen. So altert man, ohne *alt* zu werden.“ (Han 2009, 17) Die *kulturelle* Symbolisierung der Lebenszeit und des Alters, des Temporalen als Zeitraum, Phase oder Sequenz verlören somit ihre bindende Kraft. Dabei kann zwar parallel oder überlappend dazu immer auch von Kontinuitäten oder Gegenbewegungen in Richtung einer in einigen Hinsichten fortdauernden Wirksamkeit des institutionalisierten Lebenslaufs der Moderne ausgegangen werden (etwa in Hinblick auf einige Bereiche des Berufssystems oder der Praxis von Familien). Gleichwohl erzeugt Beschleunigung in vielen Bereichen praktisch folgenreiche Wandlungen zeitlicher Bedingungen, auch neue Anforderungen an temporale Selbststeuerung, Überforderungspotenziale und insbesondere auch Veränderungen kultureller Symbolisierungen des Zeitlichen. Die damit auf sozialer und kultureller Ebene verbundene „Beschleunigung des Erfahrungswandels“ (Koselleck 2000) hat das Zeiterleben, die temporale Dimension von Lebensentwürfen und -praktiken in den letzten Jahrzehnten tiefgreifend verändert.

Verschiedentlich wurde vermutet, dass diese Entwicklung auch Entfremdung⁸, Verlust an Sinn oder gar den Leerlauf der Depression nach sich ziehen könne. Ehrenberg (2004) beschrieb in der Studie über *Das erschöpfte Selbst* bezeichnenderweise die „depressive Persönlichkeit“ gerade in ihrer Schwierigkeit, das „Vergehen der Zeit“ zu akzeptieren. Ähnlich den sozialwissenschaftlichen Analysen, die die Jugendlichkeitsnormen für Erwachsene betonen, verweist Ehrenberg dabei ebenfalls auf die verbreiteten adoleszenten Verfassungen – jedoch in einer etwas anderen Akzentuierung: Aus seiner Sicht sind das Verharren „in einem Zustand der permanenten Adoleszenz“ (Ehrenberg 2004, 150) einerseits und die Anfälligkeit für Depression andererseits miteinander verknüpft. Denn gerade aus der Unfähigkeit, eine adoleszente Verfassung zu verlassen, in der ‚noch‘ immer alles möglich erscheint, resultiere das „ständige Gefühl der Unsicherheit oder Labilität“, wie es für die Depression als Phä-

7 Han akzentuiert, ähnlich wie z.B. Luhmann (1990, 114 f.), die Schrumpfung oder Verdichtung von Gegenwart (und Gleichzeitigkeit), jedoch aus einer anderen Perspektive.

8 Zur Entfremdung (Jaeggi 2005) infolge von Beschleunigung vgl. auch Rosa (2009a).

nomen spätmoderner Gesellschaften typisch sei (Ehrenberg 2004, 150). Nach Ehrenberg erscheinen spätmoderne Labilisierung der Subjekte und damit verknüpfte Depressionsneigung also auch als Folge einer inneren Haltung, bei der Grenzen, insbesondere zeitliche Begrenztheit, tendenziell negiert werden. Auf die sozialisatorischen, generationalen Bedingungen dieser Zusammenhänge, die Ehrenberg wie erwähnt kaum thematisiert, wird noch eingegangen. An dieser Stelle interessiert vor allem der von Ehrenberg herausgearbeitete Aspekt einer von ihm als verbreitet angenommenen *Negation zeitlicher Grenzen*. Denn dieser verweist darauf, dass Beschleunigung nicht einfach nur als Leid empfunden wird. Triumph über Grenzen und damit verbundene Labilisierung erscheinen als zwei Seiten einer Medaille, so verdeutlicht das auch eine aufschlussreiche Studie von Aubert (2003). Sie untersuchte die Arten des Umgangs mit beschleunigten Arbeitsabläufen in französischen Unternehmen und kam zu dem Ergebnis, dass die Erfahrung, diese zu beherrschen oder simultan Dinge erledigen zu können, geradezu als ein Hoch- und Triumphgefühl erlebt wird. Viele der von ihr Untersuchten aus der Wirtschaft müssen immer wieder Grenzen zu verschieben oder auszublenden versuchen, und einige erleben diese Lebens- oder Arbeitsform als Genuss, auch wenn eine solche Manipulation oder auch Verleugnung von Grenzen meist nicht ohne Folgekosten für die eigene Person oder für andere bleibt. Entsprechend merken manche oft zu spät, dass nicht *sie* die Zeit meistern, sondern umgekehrt von den Dringlichkeiten längst schon beherrscht werden (Aubert 2003). Lässt sich jedoch die Einsicht in eigene Grenzen über einen gewissen Zeitraum durch heiß laufende Aktivität vermeiden, so kann dies, wie die Studie zeigt, durchaus eine attraktive Option sein – und nicht nur etwas, woran man sich mit Mühe anpasst.

Welche Antriebe sind hier also am Werk, über die – zweifellos nicht zu unterschätzenden gesellschaftlichen Zwangsmomente, die Anpassung nahelegen – hinaus? Dass Beschleunigung, wie erwähnt, einen Versuch darstellen kann, die Begrenztheit der Lebenszeit zu kompensieren, liegt nahe. In diesem Sinne wurde Beschleunigung auch als eine säkulare Strategie beschrieben, die die religiöse Vorstellung oder den Trost eines ewigen Lebens nach dem Tode ersetzte. An die Stelle von Diesseits und Jenseits rückte, so Koselleck (2000, 183), in der Moderne die Opposition von Vergangenheit und Zukunft, wobei Zukunft durch die Endlichkeit des Lebens je individuelle Grenzen hat (vgl. auch Brose 1986, 178 f.)⁹. Die daraus resultierende Kluft zwischen Lebenszeit und Weltzeit, die ungemilderte Einsicht in eigene Endlichkeit wird von einem „Wesen“, das „mit endlicher Lebenszeit unendliche Wünsche hat“, so Blumenberg (2001, 71 f.), nach dem Ende der christlichen Heilserwartung als schmerzlich erlebt. Beschleunigung kann ein Versuch der Kompensation sein: immer schneller immer mehr gleichzeitig in ein Leben hineinzudrängen¹⁰. „Die Welt kostet

⁹ Zur damit einhergehenden Veränderung der Zeithorizonte und Relationierungen von Weltzeit, sozialer und biographischer Zeit vgl. auch Aubert (2009) sowie Brose (1986), Kohli (1986) und Schütz/Luckmann (1975).

¹⁰ Wie Koselleck (2000, 183) betont, bedeute Säkularisation vor allem auch, dass „sich die geschichtliche Zeit als von Menschen produzierte Zeit qualifiziert“. In diesem Sinne könne „Verweltlichung“ korrekter auch als „Verzeitlichung“ (!) bezeichnet werden (Koselleck 2000, 183). Der Begriff der Säkularisation ist in diesem Sinne offenkundig weit gefasst: Es geht dabei nicht um einen Rückgang von ‚Religiosität‘, wie es häufig verstanden wird, sondern um die im Zuge dessen an Bedeutung gewinnende Vorstellung, dass „Aufgaben und Herausforderungen in der geschichtlichen Zeit, mit und durch die geschichtliche Zeit selber zu lösen seien“ (Koselleck 2000, 183), sowie darum, dass die Art der Bewältigung von Endlichkeit in stärkerem Maße als zuvor individualisiert erscheint.

Zeit“, daher rühre das Bestreben, „Zeit zu gewinnen, um mehr von der Welt zu haben“, so die bereits zitierte Verdichtung von Blumenberg (2001, 73). Allerdings scheint den Diskursen der Beschleunigung mitunter ein Moment von Egozentrik anzuhängen: Die Spannung zwischen Lebenszeit und Weltzeit wird häufig monadisch, aus der Perspektive des Einzelnen, thematisiert. Indes ist Zeit doch zugleich zentrale Ressource und Medium der Sozialität. Zeit füreinander und Zuwendung sind untrennbar verknüpft, Gleichgültigkeit oder Hass zeigen sich als Abwendung in der Zeit. Umgekehrt beinhalten Sich-Zeit-Nehmen oder Zeit-Gewähren immer auch eine Gabe. Zeit ist Bedingung sozialer Beziehungen, Element der Reziprozität und unverzichtbare Grundlage der Liebe, der Freundschaft und eben auch der sorgenden Beziehungen zwischen den Generationen, der Fürsorge für die Nachkommen. Offenbar stoßen wir hier auf die Spannung zwischen dem einzelnen Subjekt, das in zunehmend beschleunigter Kurzfristigkeit zu rotieren scheint, auf der einen und der Generationenbeziehung auf der anderen Seite. Die einfache Polarisierung von Lebenszeit und Weltzeit greift insofern zu kurz, um die Komplexität von individueller und sozialer Zeiterfahrung sowie die Dialektik von Begrenztheit und Transzendenz zu erfassen. Zeit muss gleichsam *mit* den Nachkommen, mit den Jüngeren, Heranwachsenden *geteilt* und zudem *für* diese aufgebracht werden. Zugleich liegt gerade in der Identifizierung mit der Generationenlinie ein Potenzial der Transzendenz. In der Verantwortung für Nachkommende und in der partiellen Identifizierung mit diesen kann Lebenszeit symbolisch überschritten werden. In diesem Sinne beinhaltet die Generationenbeziehung auch ein Potenzial der Versöhnung mit dem Auseinanderklaffen von Lebens- und Weltzeit. Aspekte der Generationenbeziehungen sollen im Folgenden genauer betrachtet werden, zunächst mit Blick auf Fürsorgebeziehungen in der Kindheit.

Zeit in sorgenden Eltern-Kind-Beziehungen

Veränderte Zeitverhältnisse wirken sich aus auf soziale Beziehungen, im Besonderen auch auf jene Bereiche, über die sich psychische Veränderungen im Zuge eines folgenreichen Sozialisationsprozesses nachhaltig herstellen, nämlich in intergenerationalen Beziehungen. Sie umfassen zum einen Fürsorgebeziehungen in der Kindheit, zum anderen die Gestaltung adoleszenter Generationenbeziehungen. Sorge für die heranwachsende Generation – vor allem in der Elternschaft, wenn auch keinesfalls auf diese beschränkt – ist mit einem Engagement in der Zeit verbunden. In Abwandlung von Blumenberg könnte man sagen: Nicht nur „die Welt“ kostet Zeit, sondern auch das Fortbestehen in der Welt, die Sorge für die Nachkommen basieren auf einer Gabe von Zeit. Die Gabe von Zeit in generationalen Fürsorgebeziehungen ist wiederum eingebettet in Praktiken der Elternschaft und der Arbeitsteilung der Geschlechter, die sich im Lauf der Moderne verändert haben. Insbesondere verstärkte sich die Individualisierung weiblicher Lebensverläufe, wie es Beck-Gernsheim (1983) in der berühmt gewordenen Formulierung „Vom Dasein für andere zum Anspruch auf ein Stück eigenes Leben“ verdichtet hat. In Zeitkategorien heißt das: Die Lebenszeit von Frauen wird nicht mehr vorrangig als Zeit für andere, sondern auch als Eigenzeit (Nowotny 1989) verstanden und verwendet – wobei die Eigenzeit vielfach als expliziter Anspruch auf eine berufliche Identität begriffen wurde. Im Zuge dieser Wandlungen der Moderne und Spätmoderne sind – auch wenn Ungleichheiten, gerade der Zeitverteilung, fortbestehen – beide Geschlechter zunehmend mit neuen Anforderungen kon-

frontiert worden, etwa denjenigen, Zeiten der Fürsorge für Kinder mit Zeiten für Berufliches zu verbinden.

Entsprechend sind auf verschiedenen Ebenen neue Integrationsanforderungen für beide Geschlechter entstanden – etwa diejenige, im Kontext von Elternschaft veränderte zeitliche Verhältnisse auszubalancieren, welche wiederum im Verlauf des Heranwachsens eines Kindes immer neue Formen annehmen. Im Zuge solcher altersangemessenen Zeitgestaltungen einerseits verlässliche Strukturen zu schaffen und andererseits – zugleich – Anforderungen an berufliche Flexibilität und Mobilität zu erfüllen, ist bereits schwer zu bewältigen. Welche Probleme mit diesen Anforderungen an Zeitgestaltung verbunden sind, welche Folgen der sich verstärkende Zugriff der Arbeitswelt für das Familienleben hat, wurde in vielen Studien gezeigt (vgl. z.B. Daly 2001; Familienbericht 2006; Hochschild 2002; Jurczyk/Lange/Szymendreski 2005; Ludwig et al. 2003; Zeiher 2005 und 2009). Beispielsweise verdeutlicht der 7. Familienbericht der BRD (2006, XXX) mit Blick auf „Versorgungszeiten im Familienalltag“, „wie sich Zeitstrukturen des Familienlebens verändert haben“. Der Bericht kommt zu dem Schluss, „dass in der Organisation der täglichen Zeit zwischen beruflich vorgegebenen Zeitstrukturen, Zeitstrukturen von Schule, Kindergarten und anderen Bildungsinstitutionen ... und der Zeit für Familie und Fürsorge das gravierendste Ungleichgewicht besteht“ (2006, XXX). Dem Zeitdruck, der Akzeleration sowie den Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen wird dabei – je nach sozialem Raum, Milieu, Ressourcen usw. – in unterschiedlicher Weise begegnet. Wie Zeitstudien verdeutlichen, gibt es große Anstrengungen aufseiten der Eltern, im Besonderen der Mütter von kleineren Kindern, ausreichend Zeit für die Kinder aufzubringen. Familien setzen, wie Hildenbrand (2009) betont hat, der Beschleunigung auch Widerstand entgegen und ringen vielfach um ausreichend Zeit für Fürsorge. Berufstätige Mütter reduzieren beispielsweise vielfach eher Zeit für Haushalt, Freizeit und eigenen Schlaf, um zeitliche Spielräume für *care* zu schaffen (Familienbericht 2006, 224). Doch auch dann haben Familien, insbesondere berufstätige oder alleinerziehende Eltern, in vielen Hinsichten mit Problemen des Zeitdrucks zu kämpfen. „Viele Familien, und hier insbesondere die erwerbstätigen Mütter, stehen deshalb täglich vor zeitlichen Zerreißen. Zeitkonflikte ergeben sich aber nicht nur durch die rein quantitative Knappheit von Zeit in Familien, sondern durch die qualitative Besonderheit des Zeitbedarfs von Familien: Sie brauchen einerseits verlässliche und andererseits flexible Zeitstrukturen, um kontinuierlich Fürsorgearbeit zu leisten, gleichzeitig aber bei Bedarf auch den wechselhaften Anforderungen des familialen Alltags gerecht werden zu können“ (Familienbericht 2006, 253). Besonders anschaulich trat das von Zeitnot getriebene Familienleben in einer Studie aus den USA von Hochschild (2002) hervor. Sie stellte eine Tendenz zur Rationalisierung der familialen Alltagspraxis als Folge von Beschleunigung fest und fand bei Müttern wie Vätern oftmals illusionäre Tendenzen, das „richtige Familienleben“ stets auf einen späteren Zeitpunkt zu projizieren: Wenn *dieses* Projekt beendet und *jene* berufliche Anforderung bewältigt sei, dann habe man endlich wieder Zeit füreinander, für die Kinder (Hochschild 2002, 239 ff.). Zugleich blieb die Zeitnot fortlaufend bestehen¹¹. Andere Bewältigungsstrategien bestanden

11 Hochschild (2002, 258) verwies z.B. illustrierend auf Anschaffungen von Freizeitutensilien bei untersuchten Familien, die die fortwährend uneingelösten Versprechen auf ‚in Ruhe‘ gemeinsam verbrachte Zeit verkörperten. An die Stelle von Realisierungen traten gedankliche Konstruktionen – tröstende Fiktionen ersetzen die praktische Umsetzung, wie etwa ein interviewter Vater den Plan beschrieb, mit sei-

darin, mitunter auch geschlechtstypisch differierend, die Bedürfnisse der Kinder nach verbrachter Zeit mit den Eltern ‚klein zu reden‘ oder aber Zeit beanspruchende Tätigkeiten im Familienleben zu delegieren (im Sinne des ‚Outsourcing‘), „das häusliche Leben als Ware zu kaufen“ (ebd. 2002, 254). Darin zum Ausdruck kommende Widersprüche zwischen Wünschen oder normativen Ausrichtungen auf der einen Seite und der familialen Zeitpraxis auf der anderen finden sich in vielen Varianten praktischer Lösungen der Zeitkonflikte in Familien. Sie verdeutlichen, dass bei gleichzeitig erhöhten gesellschaftlichen und individuellen Ansprüchen und Erwartungen an Intensität und Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen bedrängende Folgen der Beschleunigung im Familienleben vielfach spürbar sind. Auch der Familienbericht (2006, 229) verweist auf diese Spannung: „Partielle Einsparungen von Zeit für Haushaltstätigkeiten werden kompensiert durch gestiegene Standards an Hygiene, Optionsvielfalt, Anforderungen der Selbstpräsentation in Schule und Beruf sowie komplexere Selbstkonzepte von Frauen und Männern, die innere Balancen erfordern. Es spricht zudem viel dafür, dass Zeitkonflikte auch im Zusammenhang damit stehen, dass ein großer Teil heutiger Eltern sich intensiv um die Förderung des Nachwuchses bemüht, was ... mit erheblichem monetären und logistischen Aufwand verbunden ist.“¹²

Im Zuge dessen erhöht sich auch für die Kinder selbst der Druck. So zeigen sich bei Schulkindern, wie Zeiher (2009, 229) betont, ähnliche Dilemmata wie in der Arbeitswelt: „Gewährung von mehr zeitlicher Selbstbestimmung geht einher mit dem Zwang, selbständig mit Beschleunigung, Zeitverdichtung ... zu Rande zu kommen – ein Fremdzwang zum Selbstzwang (Elias 1984), der den Zeitdruck, unter dem viele Kinder sich in der Schule fühlen, erhöhen kann.“ Die komplexen Zusammenhänge zwischen Kindheit, Geschlechterverhältnissen und Familie, Arbeit und Zeit unter Bedingungen der Beschleunigung können hier nur angedeutet werden. Festzuhalten ist, dass sich Geschlechter- und Generationenverhältnisse individualisiert haben und damit die Chancen für eine Erweiterung des Selbstverständnisses größer geworden sind. Zugleich sind allerdings die Anforderungen gestiegen, Kompetenzen der Zeitgestaltung etwa im Versuch des Ausbalancierens von Familie und Beruf zu entwickeln. Alte Ungleichheiten wurden nicht einfach überwunden, und der temporal erweiterte Zugriff der Arbeitswelt auf die Subjekte affiziert die Bedingungen der Generativität. Die generationalen Arrangements sind in ihrer Zeitnot eingebettet in Machtverhältnisse, auch hinsichtlich der Verfügungsmacht darüber, wer welche Zeit bekommt oder über die Zeit bestimmt (Daly 2001) – im Arbeits- wie im privaten Lebenszusammenhang. Welche große Rolle die Zeit im Kontext der Generativität spielt, wird nicht zuletzt auch darüber deutlich, dass „keine Zeit für Kinder zu haben, ... einer der wichtigsten Gründe für Frauen und Männer (ist), ihre Kinderwünsche nicht zu realisieren. Bereits ab 35 Jahren nimmt der Kinderwunsch bei Frauen und Männern rapide ab. ... Insbesondere gut ausgebildete Frauen befürchten berufliche Probleme durch ein Kind. Dem Wunsch der Mehrheit der Väter nach mehr Beteiligung an der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder stehen noch immer Hindernisse entgegen. Finanzielle Einbußen und die Furcht vor beruflichen Nachteilen verhindern ein größeres zeitli-

nen Töchtern zelten zu gehen: „Vor drei Jahren ... habe ich die ganze Ausrüstung gekauft, das Zelt, die Schlafsäcke ... Seitdem haben die Kinder und ich immer wieder darüber gesprochen ... Ich verschiebe es und verschiebe es, aber irgendwann machen wir das, ich weiß nur noch nicht wann.“

12 Zugleich unterscheiden sich die Arten von Zeitaufteilungen auch in Abhängigkeit von sozialer Zugehörigkeit und Bildungsressourcen (Familienbericht 2006 sowie Huston/Rosenkrantz-Aronson 2005).

ches Engagement in der Familie.“ (2006, XXX) Dass Generativität Zeit erfordert, einen Anteil an Alltags- und Lebenszeit, wird auch aus diesen Gründen als potenziell konflikthaft und ambivalent erlebt. Weitere Bestimmungsgründe für Ambivalenz in Generationenbeziehungen werden insbesondere bei der Betrachtung der Dynamik des generationalen Wechsels deutlich.

Zeit der Ablösung – Ambivalenz der Generationenabfolge

Bei Betrachtung der Ebene individueller Lebensläufe im Kontext von Beschleunigung wurde betont, dass die kulturellen Muster einer beschleunigten Lebensführung eine Tendenz der zu Flexibilität und Innovation innerlich oder äußerlich getriebenen Erwachsenen erzeugen können, gleichsam den eigenen ‚adoleszenten‘ Aufbruch im Lebenslauf auf Dauer zu stellen. Auch daraus ergeben sich Änderungen in den Generationenbeziehungen. Der permanente Aufbruch der Erwachsenen kann dazu beitragen, dass sich Generationsdifferenzen zwischen Erwachsenen und Heranwachsenden kulturell verwischen, der *Übergang* zur Erwachsenenposition und damit auch der *symbolische Wechsel der Positionen in der kulturellen Generationenabfolge* seine Konturen verliert¹³. Auf der Ebene des Psychischen berührt dies zudem die Art und Möglichkeiten der adoleszenten Ablösung oder Individuation: Um sich ablösen zu können, bedarf es auch eines generationalen Gegenübers als eines abgegrenzt *Anderen*. Diese Zusammenhänge werden im Folgenden genauer beleuchtet.

Zunächst ist auch mit Blick auf die *Generationenabfolge* hervorzuheben, dass das Verständnis der von Blumenberg betonten Spannung von Lebenszeit und Weltzeit erweitert werden muss. Denn bedeutsam ist aus der Sicht der Individuen nicht allein die Lebensdauer, sondern die Phase des aktiven Innehabens der sozialen Positionen von Erwachsenen. Diese Phase hat Karl Mannheim (1928, 175) als jene Phase der Lebenszeit bezeichnet, in der erwachsene Individuen als „Kulturträger“ aktiv sind. Diese Zeit des aktiven Kulturträgers ist zum Ende hin begrenzt zum einen durch das Altern oder die Endlichkeit des individuellen Lebens. Auf gesellschaftlicher Ebene wird zum anderen – über die jeweilige, *historisch variierende kulturelle Gestaltung des Generationswechsels* – die Zeit des aktiven Innehabens der Position des Kulturträgers reguliert. In den Worten Mannheims (1928, 175) partizipieren die erwachsenen „Kulturträger“ immer nur „an einem zeitlich begrenzten Abschnitt des Geschichtsprozesses“, denn sie werden noch vor ihrem Tod abgelöst von nachfolgenden

13 In Worten Legendres (1985, 186): der „symbolische Platztausch im Namen der Filiation“. Dieser Gesichtspunkt einer theoretischen Konzeptualisierung des ‚Platztauschs‘ im Kontext des generationalen Wechsels erscheint in der Lebenslaufforschung zu wenig berücksichtigt bzw. müsste genauer konzipiert werden, da im Begriff des ‚Übergangs‘ oder auch der Statuspassage die verschiedenen Aspekte der damit verknüpften intergenerationalen Dynamik nicht hinreichend erfasst werden. Zur zeitlichen Regulation der Generationsabfolge und zu der damit verbundenen Theorie der Jugend bzw. Adoleszenz vgl. King (2010c, 2002). In der dort ausgeführten theoretischen Sicht stellt die jeweilige soziale Konstruktion und gesellschaftliche Gestaltung von Jugend oder Adoleszenz eine soziale Form dar, mittels derer generationelle Verhältnisse reguliert werden. Über die jeweiligen Bedingungen, Inhalte und Definitionen von Jugend oder Adoleszenz werden Generationsabfolgen verzeitlicht, d.h. die Weitergabe sozialer Positionen von ‚Erwachsenen‘ an ‚Heranwachsende‘ zugleich vorbereitet wie auch verzögert. Adoleszente Generationsverhältnisse sind daher strukturell ambivalent. Entsprechend implizieren ‚Jugend‘ oder ‚Adoleszenz‘ eine Reihe von Herausforderungen und Gratifikationen sowohl für die jeweilige Erwachsenen- als auch für die Adoleszentengeneration, die in Abhängigkeit von sozial-kulturellen Bedingungen und den unterschiedlichen Verfasstheiten sozialer Felder variieren (King 2002, 49 ff.).

Kulturträgern. In diesem Sinne hat er die verschiedenen *Momente der Generationsabfolge* resümiert, wie sie sich aus der Spannung von individueller Endlichkeit und gesellschaftlichem Fortbestehen ergeben. Demnach sei die Generationsabfolge, Mannheim (1928, 175) zufolge, charakterisiert: „1. durch das stete Neueinsetzen neuer Kulturträger; 2. durch den Abgang der früheren Kulturträger; 3. durch die Tatsache, dass die Träger eines jeweiligen Generationszusammenhanges nur an einem zeitlich begrenzten Abschnitt des Geschichtsprozesses partizipieren; 4. durch die Notwendigkeit des steten Tradierens (Übertragens) der akkumulierten Kulturgüter; 5. durch die Kontinuirlichkeit des Generationswechsels“. Die Art und Weise, in der die Generationenabfolge – eben auch in zeitlicher Hinsicht – reguliert wird, unterscheidet sich dabei nicht nur historisch-kulturell, sondern auch in Abhängigkeit von sozialen Feldern (etwa den Feldern der Politik, Wirtschaft, Kirche, Wissenschaft, Kunst usw.). Die von Blumenberg so genannte Weltzeit lässt sich so auch als gesellschaftliche Zeit fassen, die „durch die Kontinuirlichkeit des Generationswechsels“ (Mannheim 1928, 175) gekennzeichnet ist. Dieser vollzieht sich auch *in* der Lebenszeit: Das Subjekt, so Blumenberg, das „mit endlicher Lebenszeit unendliche Wünsche hat“ (2001, 71 f.), muss seinen Anteil an Zeit, mit dem es, so Mannheim, als aktiver Kulturträger begrenzt teilhat am Geschichtsprozess, mit den je vorausgehenden und den heranwachsenden Generationen teilen. Und in eben diesem Zusammenhang gründet eine strukturell ambivalente Generationenspannung (King 2002, 2010c).¹⁴ Diese strukturelle Ambivalenz ist verbunden mit der Unhintergebarkeit der Endlichkeitserfahrung, wie sie mit der generationalen Abfolge selbst verknüpft ist: Durch die herangewachsenen Kulturträger werden die vorausgehenden abgelöst. Diese Dimension der Generationenspannung hat Bollas (2000, 250) in der Formulierung auf den Punkt gebracht, dass wir „vor unserem Tod ... zu Zeugen (werden), wie die nachfolgenden Generationen uns zu Geschichte machen“. Bollas (2000, 244) verdeutlicht diesen Gedanken: „Wenn sich eine neue Generation formiert, dann sendet das unweigerlich Erschütterungswellen durch die früheren Generationen. Die Zeit vergeht, und wir selbst, ... unsere Ära nähern uns unserer eigenen Auslöschung.“ Entsprechend werde die jeweils erwachsene Generation regelmäßig damit konfrontiert, wie ihre einst für sie „kostbaren Objekte ausrangiert und auf den Abfallhaufen der Geschichte geworfen werden“ (Bollas 2000, 245) und neue kulturelle Normen und Praktiken an Bedeutung gewinnen. Die ältere Generation kann darauf – im Verhältnis zu den Nachkommen oder Nachfolgern – potenziell destruktiv reagieren.

Doch wie stellt sich dieser Zusammenhang in der beschleunigten Spätmoderne dar, in der bereits *innerhalb* einer Generation erheblicher sozialer und kultureller Wandel stattfinden kann? Wenn die Konkurrenz mit den je Jüngeren begleitet ist vom fortwährenden Ringen um Anpassung an Neuerungen, vom ständigen Druck, die eigene Innovationsfähigkeit unter Beweis stellen zu müssen, liegt es nahe, dass intergenerationale Ambivalenz nicht aufgelöst, sondern gesteigert wird. Permanente soziale Wandlungen und Generationenspannung überlagern sich. In der Folge müssen neue

¹⁴ Diese Analyse der Ambivalenz in Generationenbeziehungen nimmt im Verhältnis zu Lüschers (z.B. 2000) Analyse intergenerationaler Ambivalenz, mit der es vielfältige Übereinstimmung gibt, eine etwas andere Akzentuierung vor. Ein Unterschied liegt in der Betonung des strukturellen Moments der Ambivalenz, die aus dieser Sicht konstitutiv in der Endlichkeitsbewältigung gründet. Dies bedeutet zugleich – hierin wiederum mit Lüschers Sichtweise konvergierend –, dass (intergenerationale) Ambivalenz nicht auf Kosten-Nutzen-Abwägungen reduziert werden kann, wie es mitunter aufgefasst wird.

kulturelle Muster und Strategien der Bewältigung generiert werden. Und bei diesen neuen Bewältigungsstrategien kann der Kampf um Zeit naheliegenderweise eine zentrale Rolle spielen. Gerade im Verhältnis zwischen den juvenilen Erwachsenen und den lebensphasentypisch Adoleszenten verändern sich dann die Bedingungen des Heranwachsens. Gesellschaftlich bedrängende Anforderungen an Flexibilität können trotz verlängerter Lebenszeit¹⁵ die Tendenz verstärken, dass Erwachsene mit Adoleszenten um Zeit- und Spielräume der Entwicklung rivalisieren. Der Fähigkeit zu Ablösung und Trennung der Adoleszenten selbst könnte dadurch – gerade auch in familialen Beziehungskonstellationen – in mancher Hinsicht der Boden entzogen werden¹⁶.

Um diese Zusammenhänge präzisieren zu können, sei hier in einem *Zwischenschritt* die konstitutiv intergenerationale Dimension adoleszenter Ablösung skizziert (vgl. ausführlicher King 2010c): Denn auch beim psychosozialen Entwicklungsprozess der adoleszenten Ablösung handelt es sich um ein intergenerationales Geschehen, das von den je Älteren potenziell ‚gestört‘ oder verhindert werden kann. In welchem Ausmaß und in wie vielen Varianten dies der Fall sein kann, zeigen in aller Deutlichkeit auch empirische Untersuchungen der Adoleszenz, die intergenerational ausgerichtet sind. ‚Entwicklungsaufgaben‘ beinhalten stets intergenerationale Anforderungen, auch wenn sie entwicklungspsychologisch bezeichnenderweise vielfach nur mit Blick auf die Heranwachsenden formuliert worden sind. Ablösung als ‚einsamen‘ Vorgang der Jugend zu erachten, wie es oft geschieht, hat seine Entsprechung zwar in bedeutsamen Momenten der inneren psychischen Arbeit der Adoleszenten – als Ganzes handelt es sich jedoch um eine gerne gepflegte Fiktion, die sowohl die vorhandene Abhängigkeit der Heranwachsenden von den bedeutsamen Erwachsenen im Versuch der Autonomisierung ausblendet als auch den notwendigen Beitrag der je älteren Generation, konstruktive Bedingungen für die Möglichkeit der Ablösung zu schaffen.

Im Zentrum der in diesem Sinne generativen Haltung der *Erwachsenen* im Verhältnis zu Adoleszenten steht die Anforderung, die mit Ablösung und dem eigenen Abgelöstwerden verbundenen Ambivalenzen nicht in Destruktivität abgleiten zu lassen. Eine konstruktive generative Haltung der Erwachsenen im Verhältnis zur jeweiligen, an die Erwachsenenpositionen heranrückenden Generation der Adoleszenten bedeutet dann, ausreichend Entwicklungsspielräume zur Verfügung zu stellen und nicht störend in die adoleszenten Selbstfindungsprozesse einzugreifen. Sorge für die nachwachsende Generation heißt insofern, genügend Freiraum zu lassen, zugleich jedoch auch als abgegrenzt Anderer zur Verfügung zu stehen – und zum dritten, die Adoleszenten nicht ihrer Zeit- und Möglichkeitsräume zu enteignen. Diese idealtypisch formulierten Anforderungen als generative Bedingungen für Autonomieentwicklung sind freilich niemals umfassend und durchgängig realisiert. Das heißt, es

15 Wulf und Kamper (1987, 7 ff.) verwiesen bereits Mitte der 1980er Jahre auf die Paradoxie, dass sich trotz beschleunigter Abläufe und ‚Zeitgewinn‘ in verschiedenen Bereichen und Hinsichten – auch durch verlängerte Lebenszeit – das Empfinden historisch kontinuierlich verschärft habe, stets zu wenig Zeit zu haben (1987, 7 ff.).

16 Eine solche Konstellation thematisiert etwa der international breit rezipierte Roman *Das Blütenstaubzimmer* von Zoe Jenny, in dem das so genannte *empty-nest*-Syndrom (etwa die Trauer oder Depression nach dem Auszug der herangewachsenen Kinder) umgekehrt wurde. In diesem Roman ist das Nest immer schon leer, bevor die Tochter sich verselbständigen kann. Noch bevor die Adoleszenten das Nest verlassen können, sind ihnen die Eltern schon zugekommen. In solchen Metaphern und Zuspitzungen verdichtet sich eine Tendenz spätmoderner Generationsbeziehungen zu Verschiebung oder Verhüllung generationaler Differenz und damit verbundener Sorgebeziehungen.

finden sich in der sozialen Praxis immer auch ein ‚zu viel‘ oder ‚zu wenig‘ an Begleitung, zu viel Einmischung oder sich Entziehen usw. Entscheidend ist, ob eher ‚ermöglichende‘ oder eher ‚verhindernde‘ Bedingungen überwiegen – und wie diese zugleich kulturell eingebettet sind. Denn die jeweils vorherrschenden, sozio-historisch variierenden Praktiken, die auch als Ausdruck des kulturellen Umgangs mit Generationenspannung und Ambivalenz aufgefasst werden können, sind zugleich ideologisch aufgeladen und in kulturell wechselnde Erziehungskonzepte gegossen.

Welche Tendenzen oder kulturellen Muster von Generationenbeziehungen zeichnen sich gegenwärtig ab hinsichtlich des mit der adoleszenten Ablösung verbundenen symbolischen Platztauschs in der späten Moderne? In der klassischen Moderne, so ließe sich formulieren, kam nicht nur real, sondern auch in den symbolischen kulturellen Repräsentationen das ‚Neue‘ mit der Jugend in die Welt. Entsprechend konnte sich intergenerationale Ambivalenz kehrseitig in der Abwehr der Älteren gegen das Neue zum Ausdruck bringen und *zugleich* in verschiedenen Varianten der ‚Kontrolle‘ der Nachkommen, die diese Vergänglichkeit spiegeln, repräsentieren und im symbolischen Tausch der Plätze praktisch vollziehen. Beschleunigung und Flexibilisierung lösen nun weder die Anforderungen an Generativität auf noch verhindern sie durchgängig ihre Realisierung. Auch die Generationenspannung bleibt; der Zusammenhang zwischen dem Aufbruch der Jugend und der Entstehung des Neuen ‚entkoppelt‘ sich jedoch, systemtheoretisch formuliert, in der beschleunigten späten Moderne in einigen Hinsichten: Er entkoppelt sich in dem Maße, wie der kulturelle Wandel schneller abläuft als die Generationsabfolge, sodass die Innovationsspirale, das Neue, innerhalb eines Lebenslaufs ständig rotiert. Denn: Alle müssen sich ständig auf Neues einstellen oder glauben zumindest, es tun zu müssen. Gleichwohl ändert sich nichts am Faktum der eigenen Vergänglichkeit und Begrenztheit – und ebenso wenig daran, dass neue Generationen heranwachsen, die die jeweils älteren an Kraft und Fähigkeiten übertreffen können. Auch ändert sich nichts daran, dass Vergänglichkeit durch die neue heranwachsende Generation gespiegelt wird.

Welche neuen Relationen ergeben sich daraus für die Erwachsenen – im Verhältnis zum Neuen (in der sozialen Praxis) einerseits und in Beziehung zu den das Neue *generational* repräsentierenden Jungen andererseits? Ein erstes erkennbares emergierendes kulturelles Muster besteht offenkundig darin, nicht das Neue abzulehnen¹⁷ (wie es die ‚veralteten Alten‘ noch zu tun pflegen), sondern es zu idealisieren, sich zumindest der Logik der Innovation anzupassen, sich ihr mehr oder minder zustimmend zu verschreiben oder zu unterwerfen – mit anderen Worten: der Alltag des flexiblen Menschen, der alle Optionen offenhält und dem Neuen zugewandt bleibt, um nicht ausgeschlossen zu werden aus den sozialen Erfolgsbedingungen – und dabei selbst die Position des ewigen Aufbruchs, des Jungseins einzunehmen. Ständig neu justieren zu müssen, „wer man war, ist und sein wird“, um nicht die „Optionen für die Zukunft zu verlieren“ (Rosa 2005, 371), erzeugt, wie eingangs betont, eine Tendenz auch der je Erwachsenen, sich am Leitbild fortwährender Jugendlichkeit zu orientieren und den eigenen juvenilen Aufbruch zu perpetuieren. Daraus ergeben sich wiederum vermehrt Konstellationen, bei denen Erwachsene dazu neigen, mit den real Jun-

17 Vielfältige Formen der Abwehr von Vergänglichkeit richteten sich in der klassischen Moderne tendenziell gegen das Neue wie gegen die Jugend gleichermaßen – wie es etwa Kernberg (1988, 148) auch mit Blick auf verbreitete Abwehrstrukturen zuspitzte: „Der Haß gegen das Neue fällt ... mit dem Haß gegen die Jungen zusammen“.

gen um Zeit- und Spielräume, um Positionen und Privilegien des adoleszenten Aufbruchs zu rivalisieren. Der symbolische Tausch der Plätze wird dann verhüllt oder hinausgeschoben, Generationsdifferenz insofern verschleiert. Diese Tendenz wird gleichsam von zwei Seiten gestützt: vom sozialen Druck zur Anpassung *und* von einer neuen kulturellen Form des Umgangs mit Vergänglichkeit sowie der damit verbundenen ambivalenten Generationenspannung im Verhältnis zu den Nachkommen. Welche verschiedenen Konstellationen (vgl. King 2009; 2010a) für Bedingungen des Heranwachsens sich im Zuge dessen typischerweise ergeben, wäre im Detail noch zu untersuchen. Auch sind Gegenbewegungen, Ungleichzeitigkeiten¹⁸ und Überlappungen ebenso zu berücksichtigen wie die sich verändernden unterschiedlichen, auf Zeit bezogenen Strategien der Heranwachsenden selbst (vgl. Leccardi 2009). Zugleich bleibt festzuhalten, dass unter Bedingungen knapper Zeit die beschriebenen Konstellationen begünstigt werden.

Resümee und Fazit

Folgen von Beschleunigung, so der Vorschlag dieses Beitrags, sollten differenziert werden erstens in Bezug auf den individuellen Lebenslauf, zweitens hinsichtlich der Bedingungen der Fürsorge für die Nachkommen¹⁹, drittens hinsichtlich der Wechselwirkung zwischen akzelerierter Lebensführung und veränderten kulturellen Mustern von Generationenbeziehungen. Hierbei wiederum wurden vor allem neue Figurationen von generationaler Differenz und Generationsabfolgen im Kontext des ‚ewigen Aufbruchs‘ als Muster einer flexiblen beschleunigten Lebensführung herausgearbeitet.

Diese Differenzierung sollte zugleich dazu beitragen, die subjektiven Motive zur Anpassung ergründen zu können. Einen Ausgangspunkt der Überlegungen bildete der Kontrast zwischen dem einzelnen Subjekt, das in zunehmend beschleunigter Kurzfristigkeit innerhalb befristeter Lebenszeit zu rotieren scheint, einerseits und der Generationenbeziehung andererseits, deren Gelingen auch auf Langfristigkeit und Verlässlichkeit beruht und die zudem die Lebenszeit eines einzelnen Individuums überschreitet. Dabei zeigt sich, dass die einfache Polarisierung von Lebenszeit und Weltzeit zu kurz greift, um die Komplexität von individueller und sozialer Zeiterfahrung sowie die Dialektik von Begrenztheit und Transzendenz zu erfassen. Auf der einen Seite, so wurde herausgestellt, wird Zeit im generativen Verhältnis mit den Nachkommen geteilt und zudem für diese aufgebracht. Auf der anderen Seite repräsentiert die Generationenbeziehung ein Potenzial der Transzendenz, denn in der Identifizierung mit der

18 So fanden sich (im Rahmen eines DFG-Projekts, in dem intergenerationale Transmission und adoleszente Dynamik in türkischen Migrantenfamilien untersucht wurde, geleitet von King/Koller, Universität Hamburg) Konstellationen einer Verhüllung oder Nicht-Anerkennung der Generationendifferenz im Verhältnis zu adoleszenten Kindern in türkischen Migrantenfamilien, bei denen die Eltern jeweils eigene adoleszente Entwicklungen nachzuholen zu versuchen schienen und die elterliche Position dynamisch offenblieb (vgl. King et al. 2011). In solchen Fällen verbinden sich Varianten migrationstypischer Konstellationen mit Effekten von Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen. Dies könnte als raumabhängiges Beispiel für die ‚Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigkeiten‘ (Brose 2008) genommen werden. Zugleich zeigt sich daran, dass die beschriebenen Effekte sich auch dort auswirken, wo es nicht unbedingt vermutet wird, z.B. in häufig als modernisierungs-/flexibilisierungs-, widerständig‘ angesehene türkischen Migrantenfamilien.

19 Die damit ebenfalls verknüpfte Frage der Fürsorge für die Alten musste im Rahmen dieses Beitrags ausgeklammert werden.

Generationenlinie, in der Verantwortung für Nachkommendes²⁰, findet potenziell eine symbolische Überschreitung der Lebenszeit statt. In diesem Sinne enthält die Generationenbeziehung ein Potenzial der Versöhnung mit dem Auseinanderklaffen von Lebens- und Weltzeit: Indem ich mich mit dem Leben meines Kindes oder der ‚Nachkommen‘ im übergreifenden Sinne identifizieren kann – also auch mit dem, was dieser Generation mitgegeben werden kann –, erwächst daraus eine Form nicht-religiöser, sondern im Säkularen verankerter ‚symbolischer‘ Transzendenz.

Beschleunigung, so wurde ausgeführt, erschwert indessen diese Möglichkeit in mehreren Hinsichten. Einmal verändert sich die kulturelle Weitergabe infolge des rascher werdenden Wandels. Der Schriftsteller Houellebecq (2006) hat dies in seinem – vielfach als literarische Zeitdiagnose aufgefassten – Roman *Elementarteilchen* ironisierend zugespitzt: „Ich habe meinem Sohn nichts zu vererben (so einer der Protagonisten, Bruno). Ich kann ihn keinen Beruf lehren, ich weiß nicht einmal, was er später machen könnte; die gesellschaftlichen Regeln, die ich erlernt habe, werden für ihn sowieso nicht mehr gültig sein, er wird in einer anderen Welt leben. Wenn man die Ideologie des ständigen Wandels akzeptiert, akzeptiert man auch die Vorstellung, dass das Leben des Menschen auf sein individuelles Dasein beschränkt ist und dass die früheren und zukünftigen Generationen in seinen Augen keinerlei Bedeutung haben. So leben wir jetzt ...“ (Houellebecq 2006, 191) Der Protagonist deklariert hier den ‚Generationenvertrag‘ auch auf sozialer und psychischer Ebene als aufgelöst (andere Generationen hätten „keinerlei Bedeutung“) und begründet diese Diagnose mit der Kontingenz der sich ständig verändernden Welt. Aus soziologischer Sicht wäre allerdings anzumerken, dass der Protagonist hier einer durchaus symptomatischen ‚Ungenauigkeit‘ unterliegt: Denn die entscheidende Veränderung im Generationsverhältnis gründet nicht vorrangig darin, dass die Zukunft der jeweiligen Folgegeneration offen ist (im Sinne des: ‚ich weiß nicht, was mein Sohn später machen könnte‘). Veränderungen des Tradierten waren vielmehr gerade konstitutiv für die Moderne, die gleichwohl auch Praktiken der Weitergabe fortsetzte. Folgenreichere Brüche im Generationenverhältnis der späten Moderne resultieren auch nicht allein daraus, dass, wie man sagen könnte, die Generationenkluft rein quantitativ zunimmt oder dass durch Beschleunigung die jeweilige Prägung der Generationen (im Mannheim’schen Sinne) in hohem Maße differiert. Sie gründen darüber hinaus insbesondere darin, dass die jeweils erwachsene Generation durch den immer weiter und schneller rotierenden sozialen Wandel gleichsam ihr eigenes Trajekt nicht kennt, in dem Maße, wie sie sich ständig auf Neues einzustellen hat, Langfristigkeit abnimmt, kulturelle Techniken, Praktiken oder Wissensstände in Alltag, Bildungssystem oder Beruf rascher an Bedeutung verlieren und neu angeeignet werden (müssen).

Was, so die daraus resultierende Frage, könnte der Folgegeneration mitgegeben werden von Erwachsenen, die in der Tendenz ihre eigene ‚Flugbahn‘ immer wieder revidieren müssen? Weniger festgelegte Inhalte und ein flexibles ‚Selbst- und Weltverhältnis‘, so eine mögliche Replik, sowie beispielsweise die basalen Erfahrungen von Anerkennung, Fürsorge und Begleitetwerden. Doch auch diese Art von Weitergabe, bei der es um verlässliche Zuwendung und die Gabe von Zeit geht, unterliegt Veränderungen – als unmittelbare Folge des Ringens um knappe Zeit sowie mittelbar: In einer Welt, in der sich alle ständig im Aufbruch befinden, wird es, so wurde ausge-

20 Vgl. dazu auch das Verständnis von ‚Filiation‘ bei Legendre (1985).

führt, mit einer gewissen Zwangsläufigkeit schwieriger, Generationsdifferenzen wahrzunehmen und anzuerkennen. Wer sich selbst als fortwährend juvenil erachtet (oder dies sein zu müssen glaubt), wird dazu neigen, den symbolischen Platz des ‚aufbrechenden Jugendlichen‘ implizit selbst zu beanspruchen. Die kulturelle Norm der Jugendlichkeit und ihre praktischen Folgen können insofern auch dazu führen, dass Differenzen verschleiert, Generationswechsel, der symbolische Tausch der Plätze im Sinne Legendres, verzögert und die ambivalent erlebten heranwachsenden Nachfolger gleichsam in Schach gehalten werden. Der Zwang zur juvenilen Flexibilität wäre demnach die eine Seite. Der damit potenziell verbundene, sei er langfristig noch so illusionäre, *implizite* Triumph über Endlichkeit und das Überlebtwerden durch die Folgegeneration wäre die andere – ein Gewinn, der Anpassung an beschleunigte Zeitverhältnisse zusätzlich motivieren kann. Für die ‚Heranwachsenden‘ selbst kann dies zur Folge haben, dass sich die Adoleszenz als ein abgegrenzter Entwicklungsspielraum im Streben aller nach permanenter Optimierung der eigenen Lebensverhältnisse zu verflüchtigen droht. Die doppelsinnige Dynamik der Ablösung – Ablösung *von* und Ablösung *der* Eltern oder vorausgehenden Generation – verlöre im Horizont sich scheinbar selbst auflösender Generationendifferenzen zwischen juvenilen Erwachsenen und herangewachsenen Jugendlichen ihre Basis und Voraussetzungen.

Veränderte Zeitstrukturen und Beschleunigung haben insofern in mehreren Hinsichten Auswirkungen auf die kulturelle Gestaltung von Generationsverhältnissen und -differenzen. Sie betreffen sowohl die kulturelle zeitliche Regulation von Generationenabfolgen als auch die individuelle, lebenslaufbezogene schrittweise symbolische Aneignung dieses Wechsels der Positionen im Generationsgefüge während der Adoleszenz. Die verschiedenen Varianten daraus sich entwickelnder, möglicher kultureller Figurationen wären – etwa auch in ihren produktiven oder destruktiven Potenzialen – noch weiter zu untersuchen.

LITERATUR

- Adam, Barbara (2003): When time is money: contested rationalities of time in the theory and practice of work, in: *Theoria* 102, 94-125.
- Aubert, Nicole (2003): *Le culte de l'urgence*, Paris.
- Aubert, Nicole (2009): Dringlichkeit und Selbstverlust in der Hypermoderne, in: King, Vera und Benigna Gerisch (Hg.): *Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung*, Frankfurt am Main, 87-100.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang, in: *Soziale Welt*, 34, 307-340.
- Bollas, Christopher (2000): *Genese der Persönlichkeit*, Stuttgart.
- Borscheid, Peter (2004): *Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung*, Frankfurt am Main.
- Blumenberg, Hans (2001): *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt am Main.
- Brose, Hanns-Georg (1986): Lebenszeit und biographische Zeitperspektiven im Kontext sozialer Zeitstrukturen, in: Fürstenberg, Friedrich und Ingo Mörrth (Hg.): *Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft*, Linz, 175-207.
- Brose, Hanns-Georg (2008): Die Fledermäuse im Elbtal und die Eulen von Athen. Überlegungen zur Entwicklung von Zeitstrukturen und sozialen Räumen in Gegenwartsgesellschaften, in: *Soziologische Revue*, 31, 25-33.

- Daly, Kerry (2001): Deconstructing family time. From ideology to lived experience, in: *Journal of Marriage and the Family*, 63, 283-294.
- Dörpinghaus, Andreas (2009): *Bildung und Zeit. Über Zeitdispositive und Lebenszeitregime*, in: King, Vera und Benigna Gerisch (Hg.): *Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung*, Frankfurt am Main, 167–182.
- Ehrenberg, Alain (2004): *Das erschöpfte Selbst*, Frankfurt am Main.
- Ehrenberg, Alain (2011): *Das Unbehagen in der Gesellschaft*, Berlin.
- Elder, Glen H. (1974): *Children of the Great Depression*, Chicago.
- Elder, Glen H. (1998): The life course and human development, in: Lerner, Richard M. (Hg.): *Handbook of child psychology. Vol. 1: Theoretical models of human development*, New York, 939-991.
- Elias, Norbert (1984): *Über die Zeit*, Frankfurt am Main.
- Familienbericht (2006): *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik*, 7. Familienbericht, hg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Drucksache 16/1360 des Deutschen Bundestags, Berlin.
- Gottschall, Karin und Günter Voß (Hg.) (2005): *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*, München.
- Han, Byung-Chul (2009): *Der Duft der Zeit*, Bielefeld.
- Heidegger, Martin (1927): *Sein und Zeit*, Tübingen.
- Hildenbrand, Bruno (2009): Familie und Beschleunigung, in: *sozialer sinn, Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, 10, 265-282.
- Hochschild, Arlie (2002): *Keine Zeit*, Wiesbaden.
- Houellebecq, Michel (2006): *Elementarteilchen*, Berlin.
- Huston, Aletha and Stacey Rosenkrantz-Aronson (2005): Mothers time with infant and time in employment as predictors of mother-child relationships and children's early development, in: *Child Development*, 76, 467-482.
- Jaeggi, Rahel (2005): *Entfremdung*, Frankfurt am Main.
- Jenny, Zoe (1997): *Das Blütenstaubzimmer*, Frankfurt am Main.
- Jurczyk, Karin, Andreas Lange und Peggy Szymenderski (2005): Zwiespältige Entgrenzungen: Chancen und Risiken neuer Konstellationen zwischen Familien- und Erwerbstätigkeit, in: Anne Mischau und Mechthild Oechsle (Hg.): *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit, Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 5*, 13-33.
- Kernberg, Otto (1988): *Innere Welt und äußere Realität*, München.
- King, Vera (2002): *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Neuauflage 2004, Wiesbaden.
- King, Vera (2009): *Umkämpfte Zeit. Folgen der Beschleunigung für Generationenbeziehungen*. In: King, Vera und Benigna Gerisch (Hg.): *Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung*, Frankfurt am Main, 40-62.
- King, Vera (2010a): The generational rivalry for time, in: *Time & Society*, 19, 54-71.
- King, Vera (2010b): *Psyche und Gesellschaft. Anmerkungen zur Analyse gegenwärtiger Wandlungen*, in: *Psyche*, 64, H.11/2010, 1040-1053.
- King, Vera (2010c): Adoleszenz und Ablösung im Generationsverhältnis. Theoretische Perspektiven und zeitdiagnostische Anmerkungen, in: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 5, 9-20.
- King, Vera, Hans-Christoph Koller, Janina Zölch und Javier Carnicer (2011): *Bildungserfolg und adoleszente Ablösung bei Söhnen aus türkischen Migrantenfamilien. Eine Untersuchung aus intergenerationaler Perspektive*, in: *ZfE -Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 14: 581-601.
- Kohli, Martin (1986): *Gesellschaftszeit und Lebenszeit*, in: Berger, Johannes (Hg.): *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren, Soziale Welt, Sonderband 4*, 502-520.
- Koselleck, Reinhart (2000): *Zeitschichten*, Frankfurt am Main.

- Leccardi, Carmen (1990): Die Zeit der Jugendlichen: was heißt männlich und weiblich in der Zeiterfahrung?, in: Manuela du Bois-Reymond und Mechthild Oechsle (Hg.): *Neue Jugendbiographie*, Opladen, 95-114.
- Leccardi, Carmen (2009): Widersprüchliche Zeiten: Beschleunigung und Verlangsamung in Biographien junger Frauen und Männer, in: King, Vera und Benigna Gerisch (Hg.): *Zeitgewinn und Selbstverlust*, Frankfurt am Main, 242-260.
- Legendre, Pierre (1985): *L' inestimable objet de la transmission. Etude sur le principe généalogique en Occident*, Paris.
- Ludwig, Isolde, Vanessa Schlevogt, Ute Klammer und Ute Gerhard (2002): *Managerinnen des Alltags. Strategien erwerbstätiger Mütter in Ost- und Westdeutschland*, Berlin.
- Luhmann, Niklas (1990): *Soziologische Aufklärung*, Opladen.
- Lüscher, Kurt (2000): Die Ambivalenz von Generationenbeziehungen - eine allgemeine heuristische Hypothese, in: Kohli, Martin und Marc Szydlig (Hg.): *Generationen in Familie und Gesellschaft*, Opladen, 138-161.
- Mannheim, Karl (1928): Das Problem der Generationen, in: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 7, 157-185, 309-330.
- Matthes, Joachim (1985): Karl Mannheims Problem der Generationen neu gelesen, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 14, 363-372.
- Mayer, Karl U. (1990): Lebensverläufe und sozialer Wandel. Anmerkungen zu einem Forschungsprogramm, in: Mayer, Karl U. (Hg.): *Lebensverläufe und sozialer Wandel* (Sonderheft 31 der KZfSS), Opladen, 7-21.
- Mischau, Anne und Mechthild Oechsle (Hg.) (2005): *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit: Verlieren wir die Balance?*, Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 5, Wiesbaden.
- Nowotny, Helga (1993): *Eigenzeit*, Frankfurt am Main.
- Oevermann, Ulrich (1995): Ein Modell der Struktur von Religiosität. Zugleich ein Strukturmodell von Lebenspraxis und von sozialer Zeit, in: Wohlrab-Sahr, Monika (Hg.): *Biographie und Religion. Zwischen Ritual und Selbstsuche*, Frankfurt am Main, 27-102.
- Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt am Main.
- Rosa, Hartmut (2009a): Von der stabilen Position zur dynamischen Performanz. Beschleunigung und Anerkennung in der Spätmoderne, in: Forst, Rainer, Martin Hartmann, Rahel Jaeggi und Martin Saar (Hg.): *Sozialphilosophie und Kritik*, Frankfurt am Main, 655-671.
- Rosa, Hartmut (2009b): Jedes Ding hat keine Zeit? Flexible Menschen in rasenden Verhältnissen, in: King, Vera und Benigna Gerisch (Hg.): *Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung*, Frankfurt am Main, 21-39.
- Rosa, Hartmut und William E. Scheuerman (2009) (Hg.): *High-Speed Society. Social Acceleration, Power, and Modernity*, Pennsylvania.
- Sackmann, Reinhold und Matthias Wiggins (2001): Theoretische Konzepte des Lebenslaufs: Übergang, Sequenz und Verlauf, in: Sackmann, Reinhold und Matthias Wiggins (Hg.): *Strukturen des Lebenslaufs*, Weinheim, 17-50.
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann (1975): *Strukturen der Lebenswelt*, Neuwied.
- Weber, Max (2010/1905): *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Vollständige Ausgabe. Hrsg. v. Dirk Kaesler, München.
- Wulf, Christoph und Dietmar Kamper (1987): Die Zeit, die bleibt, in: Wulf, Christoph und Dietmar Kamper (Hg.): *Die sterbende Zeit*, Darmstadt, 7-12.
- Zeiger, Helga (2005): Neue Zeiten – neue Kindheiten? Wandel gesellschaftlicher Zeitbedingungen und die Folgen für Kinder, in: Mischau, Anne und Mechthild Oechsle (Hg.): *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit*, Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 5, 74-91.

Zeiger, Helga (2009): Kindheit zwischen Zukunftserwartungen und Leben in der Gegenwart.
In: King, Vera und Benigna Gerisch (Hg.): Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und
Grenzen der Beschleunigung. Frankfurt am Main, 223-241.

Fatherhood in the Context of Migration: An Intergenerational Approach¹

Julia Brannen

Abstract

This paper examines fatherhood from an intergenerational perspective, focussing on men who grew up in very different societies namely Ireland and Britain and who were fathers in two different historical periods; an older generation who came to the UK from Ireland between the 1940s and 1960s, and their adult sons who were born in the UK in the 1970s and who also became fathers of sons. It analyses the context of migration, and its implications for continuity and change across the generations in relation to social mobility and models of fatherhood and demonstrates how a strong work ethic and the cultural resources of religion and Irish ethnicity are transmitted to the next male generation. The data are drawn from a British study in which thirty generational chains of men were interviewed. The study adopted a biographical approach. In the context of this wider data set and particularly that from the Irish families the experiences of one Irish family are used to illustrate the transmission processes involved. In the family discussed, the cultural resources of an ambitious Irish mother and the strong work ethic of both parents produce upward occupational mobility in the second generation. The higher occupational status of the father is however played out via a male breadwinner model of fatherhood in which the father, like his own father, is driven by work.

Vaterschaft im Kontext von Migration: Ein intergenerationaler Ansatz

Zusammenfassung

Der Artikel untersucht Vaterschaftspraktiken unter einer intergenerationalen Perspektive. Im Mittelpunkt stehen Männer, die in sehr unterschiedlichen Gesellschaften, nämlich in Irland und Großbritannien, aufwuchsen und ihre Vaterschaft in unterschiedlichen historischen Kontexten wahrnahmen: eine ältere Generation, die zwischen den 1940er und 1960er Jahren von Irland in das Vereinigte Königreich (VK) emigrierte, und die Generation ihrer erwachsenen Söhne, die in den 1970er Jahren im VK geboren und ebenfalls Väter wurden. Der Artikel analysiert den Migrationskon-

1 The project 'Fatherhood across three generations: Polish, Irish and white British families' is funded by Economic and Social Research Council and located at Thomas Coram Research Unit, Institute of Education, University of London. The team included Professor Julia Brannen, Ann Mooney, Dr Valerie Wigfall and Dr Violetta Parutis.

Thanks to the editors and to Ann Nilsen and Peter Brannen for helpful and insightful comments on an earlier draft; and also thanks are due to the project team, in particular Ann Mooney and Valerie Wigfall.

text und die Bedeutung der Migration für die soziale Mobilität und Vaterschaftsvorstellungen der Männer. Dabei werden Kontinuität und Wandel zwischen den Generationen sichtbar; es wird insbesondere die Transmission einer stark ausgeprägten Arbeitsethik, religiöser Vorstellungen und irischer Ethnizität an die Söhne beschrieben. Die empirischen Daten stammen von einer britischen Interviewstudie, in der 30 Fälle von männlichen Generationenabfolgen mit Migrationserfahrung untersucht wurden. Die Studie greift auf einen biographischen Ansatz zurück. Im vorliegenden Artikel wird vor allem auf die Daten der irischen Teilnehmer und im Besonderen einer irischen Familie eingegangen, um die ablaufenden Transmissionsprozesse zu veranschaulichen. In dieser Familie tragen die kulturellen Ressourcen einer ehrgeizigen irischen Mutter und die ausgeprägte Arbeitsethik beider Elternteile zu einer beruflichen Aufwärtsmobilität in der zweiten Generation bei. Der höhere Berufsstatus des Vaters geht dabei einher mit der Praxis eines männlichen Alleinernährermodells, in dem die Lebensführung des Vaters, wie schon die seines eigenen Vaters, vornehmlich von Arbeit bestimmt ist.

Introduction

This article sets out to understand the context and influences of Irish migration to Britain in relation to men's family lives over two generations. The lives of the older generation, referred to henceforth as the grandfathers, were shaped by the disruptions and circumstances associated with being an Irish migrant between 1940 and 1960 while for the younger generation – the fathers – fatherhood was played out in the 1990s and 2000s. The data are drawn from a British study in which thirty generational chains of men were interviewed: eight chains of first generation Polish (migrant) fathers, their fathers (living in Poland), and their sons (plus two chains of second generation Polish fathers); ten chains of second generation Irish fathers, their fathers (born in Ireland) and their sons; ten chains of white British fathers, their fathers (born in the UK) and their sons who were aged 5-18. The study adopted a biographical approach.² The article focuses on one intergenerational chain. Firstly, it outlines the approach to the study and briefly puts the migration of the Irish migrant grandfathers in context. Secondly, it compares the life courses of the two generations and the social and economic conditions in which the lives of the grandfathers and fathers unfold. Thirdly, it explores men's accounts of transmission. Finally, it discusses the ways in which the experience of migration from a poor rural society plays out in the lives of the second generation of fathers leading to upward social mobility. It shows how past family history is incorporated into family identity in a different structural context. Despite their upward occupational mobility fathers reproduce similarities in fathering practices to those of their own fathers and retain an Irish identity while putting their own mark upon their identity.

Approaches

The study adopts a life course perspective (Elder/Johnson/Crosnoe 2006; Elder/Giele 2009) in order to understand the experience of fatherhood in the context of the society they live in (the history-biography connection, see Mills 1959). A life course approach examines change and continuity over time in individual behaviour across a whole range of life domains highlighting turning points (Denzin 1989) or shifts of direction. However, knowledge is not only sought at the individual level (Bertaux 1997; Bertaux/Thompson 1997); individual accounts are interpretations set within a social context of factual events (Bertaux 1997). Life stories add nuance to understanding the collectivity of the group situating lives in their social and historical contexts.

In a study applying a generational lens, it is possible to explore how a group compares with an historical cohort linked by particular experiences, as in the case of Irish migrants, and the resources for fatherhood that are transmitted intergenerationally. As Mannheim (1952) suggests, generational time is not only about individuals occupying

2 The Biographic-interpretive Narrative Interviewing Method (Wengraf 2001) was employed and adapted for the grandfathers' and fathers' interviews. In the first part of the interview, the informants were invited to give a life story. In the second part, they were encouraged to elaborate on salient events/experiences selected by the interviewer from their initial narratives. Using a semi-structured approach, the interviewers then asked about specific issues if they were already covered. The analysis involved an initial separation of the life histories from the interpretive accounts (Wengraf 2001). Attention was given to the narrative context including the interview encounter and present time frames (Brannen/Moss/Mooney 2004).

a similar historical location, it is also about the creation of collective cultures through which continuities and discontinuities are transmitted intergenerationally. Cultures express the tensions between synchronic and diachronic dimensions of ‘linked lives’ (Elder/Johnson/Crosnoe 2006); how individuals make connections with others horizontally on the basis of belonging to the same age cohort while also relating to other generations across historical time (Mannheim 1952). The fact of belonging to a different historical location has consequences for the experience of being fathered and the parenting of children. As Mannheim (1952) argues, the formative years of childhood and youth are critical in the shaping of common identities, albeit the same events may not impinge on individuals and groups in the same ways. In experiential terms generations hold “divided memories” (Giesen 2004, 22) so that memories of different pasts shape perceptions of the present and the future.

Transmission between family and historical generations varies according to the field in which generational processes occur (Kohli 1999). As emphasised by Bourdieu (1990), the social context in which the idea of a “generation” becomes meaningful is pivotal. Thus intergenerational ambivalences may be stronger in relation to disciplining children but weaker in promoting educational success. However, what passes between generations in families, or is passed on, is often taken for granted since transmission is what people *do* and is embedded in routine everyday practices and relationships (Morgan 1999). The transmission of family resources and cultures can be implicit as well as explicit (Bernstein 1996). The notion of “family habitus” (Bourdieu 1990) denotes a set of dispositions related to particular practices which may lead to regularities in patterns of transmission across family generations (*ibid.*). It may involve “reasonable or common-sense behaviour” – forms of “spontaneity without consciousness”, carried out without reflection or fuss by people who are operating according to a “practical logic”, an embodied “feel for the game” rather than an explicit plan or strategy (Bourdieu 1975). In the sense that habitus involves “produc[ing] history on the basis of history”, dispositions can be cumulative (*ibid.*, 56) and hence become evident in an intergenerational study (Brannen 2006). Habitus demonstrates both the “principle of both continuity and discontinuity” (Wacquant 2008, 267).

Material and cultural transmission also creates, reproduces and transmits family identities. However identities change over the life course and over generations as family members seek to differentiate themselves from one another; that which is transmitted alters as each generation makes its own mark upon what has been passed on to it (Bertaux/Bertaux-Wiame 1997). A greater investment in the transmission of identity is typically evident among those who fear the loss of cultural identity, as in the case of migrants (Delcroix 2000). In this process ambivalences are created as a new generation does better educationally than the parent generation generating new class positions, dispositions and habits which may distance them from the parent generation.

Intergenerational transmission involves the transfer of material resources and services, aspirations, values, practices, social learning, and models of parent-child relations (Bengston/Biblarz/Roberts 2002). Parents’ socio-economic status and gender play a key role in the transmission of values and aspirations through the internalization of parents’ outlooks on and interests in life (*ibid.*), through communication practices (Bernstein 2000), through investments in children’s human capital (Bourdieu 1986; 1990; Vincent/Ball 2006). Children may also seek to be similar or differentiate

themselves through habitual, bodily and visual forms of (dis)identification (Mason 2008). Gender (dis)identification is especially pertinent affecting the emotional quality of parent-child relationships at particular life course phases.

The context of Irish migration

Ireland was a colony of Britain until 1922 when all but its six northern counties achieved independence as the Irish Free State which went on to re-name itself *Ireland* in 1937 and declared itself a republic in 1949. For most of its modern history Ireland has been a poor and rural society with a strong pattern of out migration. In the aftermath of independence it withdrew into itself both economically and culturally and its post-independence failure to develop accelerated rather than stemmed this migration pattern (Garvin 2004). From the 1860s to the 1960s Ireland was Britain's main source of reserve labour (Ryan 2004).³ The 1950s and 1960s saw the largest outflow of people from Ireland to the UK (Garvey 1985).⁴ Moreover, through Ireland's history of close contact with the modern industrial economies of the United States and Britain, migration was part of Irish culture. In the West of Ireland where the land was poor and migration heaviest, migration was part of a growing consciousness of alternative futures. People lost confidence in their own culture and were increasingly influenced by the market and material cultures of the large capitalist economies (Brody 1973). As well as seeking work, Irish migrants were attracted by the bright lights of the big cities (Walter 1999). Most Irish migrants came from the countryside and lacked education and skills. In the years following independence most Irish children had no secondary education and left school at 14; secondary education was not free until the late 1960s (Garvin 2004). Coming from a rural society which had no welfare state, the new migrants joined a very different society; they found work in big cities and in the construction industry (much of which was casualised and unregulated with high accident rates), but they also had access for their children to free primary and secondary education and other universal welfare benefits. Thereby they hoped to carve out a better future for themselves and their families.

The life course of the grandfathers

All but one of the ten grandfathers in the study migrated between 1940 and 1960, half from the West of Ireland. All but one had between four and nine siblings. For most grandfathers the transition to adulthood came early in the life course (Barrett 1999). They were expected to help support their families from an early age even when still at school.

Those who migrated were in the main young and single but, with one exception, too old to benefit from the post war free secondary education in the UK. Six grandfathers left school at 14. One grandfather (of middle class origin) entered secondary education in Ireland and another who joined his migrant parents in England. Those

3 This was the second main migration wave; the first occurred in the 1840s following the Potato Famine (Salt 2009, 56).

4 Inflows into Britain were among younger people with the exception of the 1950s when the numbers were split between 25-34 and 15-24 groups (Barrett 1999). In the 1960s the age range at migration widened.

who left school in Ireland went into menial, poorly paid jobs with no prospects. All had siblings or other relatives who had already migrated providing them with knowledge of job opportunities and some initial support in Britain. On arrival they found work in the construction industry, the archetypal source of employment for Irishmen in Britain, or in factories (Walter 1999). Several remained in the same occupation and sector all their lives. Several of the men returned to Ireland at least once to try to resettle but returned to Britain after only a short period. It was also not uncommon to send their children back to Ireland. In one case, a grandfather was left in Ireland with his grandmother from the age of 8 to 14.

As migrants, few recalled experiencing discrimination themselves but commented on the widespread discrimination against Irish people that existed at the time (Hickman/Walter 1997; Ryan 2004). From present vantage points most grandfathers constructed in their interviews ‘transformative biographies’ (Phoenix 2008) – presenting themselves as having made something of their lives in Britain, and so dis-identifying with the stereotypical portrait of Irishmen who fell on hard times (typically because of the ‘demon drink’). Proud of being Irish several said they were grateful to Britain for providing them with “a good living”, that is from the perspective of Ireland’s impoverishment at the time they migrated. By contrast their sons, from the perspective of greater current economic affluence (both in Ireland and Britain), reflected on the difficulties their parents had faced as migrants in a particular historical period in which the Irish were strongly discriminated against for political reasons and on account of their “otherness” (accent), their low economic status and willingness to do tough manual work.

Despite feeling they had done “well” for themselves in Britain, only one grandfather was upwardly occupationally mobile compared with his own father. Grandfather O., whose father became a carpenter, qualified as a teacher. He was doubly advantaged in that he arrived in Britain at an age when he was obliged to attend school and he also joined his parents who by then were able to support him while he completed his education. He recalled how as a newly qualified teacher he sought advancement but was forced to teach in Catholic schools in inner cities. On one occasion he went for a teaching post in a private (public) school:

I could sense that I was a little bit almost like a black man there you know. I could sense there was definitely – these were the governors, these were blue Tories – bloke like me (with Irish name) you know, bloody hell, you know.

The transition to adulthood was marked by the disruption of family relationships, a lack of qualifications, and the need to find their way in a new society hostile to migrants. This in turn shaped the transition to fatherhood. As migrants they were free to marry in the sense that they were no longer tied to the land and by local customs. However, up to the 1960s, the percentage of the Irish population who was single in all the younger age groups was the highest recorded in any developed country, particularly among men (Hannan 2008). Many Irish migrants never married. Six out of the ten Irish grandfathers became fathers in their mid-20s, early in the life course by Irish standards (Hannan 2008). Because of factors to do with religion, marginalisation and ghettoization in Irish communities, many Irish in Britain (all but one in the study)

married Irish women whom they had met either in Irish dance halls in Britain or on visits back home.

Brought up in a strongly religious environment in Ireland, the lives of this generation were dominated by the Roman Catholic Church. Fatherhood was therefore predicated on a Catholic culture influencing family planning and how they brought up their children. Since the Church forbade the use of contraception, parenthood was expected automatically to follow marriage. Eight of the ten grandfathers had their first child within one year of marriage. However, compared with their families of origin this generation had significantly fewer children; 3.2 children on average compared with 6.6 in their families of origin.

Decisions about when to marry were influenced by the need for men to prove themselves good workers. The work ethic was the defining feature of their identities and a major source of male pride:

I love working. I don't like hanging around to be quite honest. I think if I was out of work I would feel terrible, I really would. (Grandfather G.)

Being the main breadwinner in his family was “just a natural thing really you know”. Grandfather G. worked all over the country in his job and sometimes had to stay away from home for weeks at a time. Especially when the children were young, he did not spend much time with his family:

... used to work Saturday and Sunday ... used to work as much overtime as I could ... you know hard bringing a family up when you don't have much money.

Grandfather M. recalled having to work long hours labouring on the motorways. With hindsight and in the context of taking part in a study of fathers he reflected that he did not meet the current standards of fatherhood:

At that time it was all about getting the money really to – put[ting] the food on the table really ... and pay your mortgage. That's really a big concern at that stage.

Grandfathers also experienced financial pressures to support their parents and their siblings back home, some continuing to do this over their working lives. Remittances may have influenced marriage decisions and the timing of marriage although none made this link.

In deciding to marry (and hence to have a family) they had to find suitable housing. Several described discrimination from landlords; they used to say at that time “No blacks, no dogs, no Irish.” Starting married life meant living in single rooms and sharing bathrooms. The two routes out of this situation were to be rehoused by the council⁵ or to purchase run down housing and renovate it through drawing on their own skills or the informal economy in the building industry. Since the grandfathers (and their wives) moved in Irish circles not only in the workplace but also in Irish

5 Several later purchased their council houses under Thatcher's ‘right to buy’ scheme in the 1980s.

communities, the Church and schools provided support for parenting. As one grandfather noted: "Being part of that community is kind of home from home with all the attractions of a big city."

The life course of the fathers

The transition to adulthood for their sons born in the UK in the 1960s and 1970s was very different. While their fathers enjoyed a short period of youth, the fathers experienced an extended youth period which was marked by social if not financial independence – 'young adulthood' (Nilsen/das Dores Guerreiro/Brannen 2002). These men's memories of their childhood suggest security and stability even if money was short. Several recalled growing up in poor housing in Irish communities, and attending Catholic schools where they met other second generation Irish. They also fondly recalled annual pilgrimages made with their families to Ireland in the holidays.

The fathers benefited from better educational opportunities; they left school much later than their fathers – all but one beyond the minimum school leaving age of 16. All gained some qualifications and six a university degree. As a consequence, they attained higher status jobs as the research evidence on second generation Irish in Britain also suggests.⁶ Only one started in a manual job (in the construction industry) but rose to a management position and gained some qualifications. The two fathers whose fathers were in middle class professional jobs entered even more prestigious professions.⁷

The transition to fatherhood of the second generation differs also. In all but one case the fathers married at an older age compared with their fathers. Also most fathers experienced a longer period between marriage and fatherhood than their own fathers (two or more years following marriage compared with only one year for their fathers). Like their fathers, most married Irish women and because of their religious backgrounds most brought up their children as Roman Catholics and sent them to Catholic schools.

In order to examine the processes underlying these generational shifts we now turn to analyse the "case" of a grandfather, father and son. This case is typical in many respects of the Irish chains of grandfathers and fathers studied (with the exception of the middle class origin grandfather). It is however less typical in terms of the part played by the grandmother.

Life course comparisons

Grandfather Seamas was born in the 1940s in the West of Ireland on a small farm, the second of six children. The family lived in one room of a two roomed cottage. Seamas' parents had worked in England but returned to Ireland during World War II. Seamas was seven when his mother died, leaving his father to raise six children, including two toddlers and a baby. An unmarried relative was asked to come back from

6 Longitudinal Study data of 1971-81-91 (Walter 1999) shows unusually high rates of upward mobility for second generation Irish, especially those with two Irish-born parents.

7 Despite social mobility considerable health disadvantage is reported for second generation Irish as for first generation that is compared with white British (Williams/Scob 1999). Harding and Balarajan (1996) found health disadvantage to be unrelated to social class. However, little is known about those second generation who do not identify as Irish.

England to care for them.⁸ Aged nine, Seamas' father left for England to work, returning for visits once or twice a year. Seamas had few memories of his father: "It was a hard, hard life, now I tell you."

Seamas did not remember missing him; he had never seen much of him and anyway everyone was in the same boat, "that's just the way it was". He remembered no social life, no activities other than occasional games of cards on visits to kin.

Seamas' life course is typical of the first generation Irish. His transition to adulthood came early. When Seamas was 13 his older brother left for England to find work and a year later when he was 14 Seamas had to leave school. He helped run the farm and did various odd jobs. Aged 17, Seamas went to England with a friend to look for work. He worked on various large construction projects all over the country but based himself in London. Some years later he bought a road making machine and became self-employed. Intending initially to return to Ireland he got used to the "good money". Moreover, his family back in Ireland depended on his remittances.

Aged 23, he married an Irish girl he met at an Irish dance hall in London. He was making good money in the construction industry but was not yet on the housing ladder. First, the couple lived in a rented room sharing the house with several Irish families. Their first child was born there when Seamas was 24. After five years and a second child the couple had saved enough money to put down a deposit on a large run down property. By this time Seamas' wife who was business minded was working part time. Later, she set up her own building company, which was atypical both for her time and compared with the other cases. This did not influence Seamas' view of himself as the family breadwinner, albeit it meant the family was relatively well off as a consequence. The couple refurbished the property with help from family and friends over several years. Work remained at the centre of Seamas' identity; he worked long hours, often seven days a week, with periods away from home. He was still working at the time we interviewed him. From his current vantage point, his definition of a "good father" has an old fashioned ring to it:

... suppose, make sure they're provided and that they have everything they want and looked after. That they get good schooling and ... they're well reared and looked after I suppose. They're clean and kept well.

Seamas was proud of being a provider:

They have been to every country nearly in the world, you know what I mean, around with school holidays and with trips and things that (inaudible) I never even heard of, you know.

It was his wife, he said, who had influenced the children's aspirations and career choices and been the disciplinarian. Seamas positioned himself as "the easy one".

Compare this life course trajectory with that of Seamas' son, Willie. Willie, the second of two children, was born in the 1970s. He attended the local Catholic primary school along with many Irish origin children. On the advice of his mother's friend, he went to a "good" Catholic secondary school some distance from home and studied

8 The female relative never married.

subjects compatible with his career choice in banking. Unlike his father, Willie experienced a “long period of youth”. At 18 he went to university. He enjoyed considerable upward mobility through entry to the finance industry which was booming at the time (the 1990s); he joined an Irish bank, drawing on the social capital of his Irish heritage. There he met his wife to be, also of Irish origin.

Aged 29, the couple married and two years later their son was born (eight at interview). Two more children followed. Willie became a father later in the life course than his father and under much more favourable material conditions. By then, with two incomes from a well-paid industry, they had already bought their own house. Like his father, Willie’s life was driven by work. He too worked very long hours and was often away from home and so lacked time for his children. However, despite the fact that Willie had a university education and was in a management job, he and his family continued to live within a stone’s throw of his parents where Willie had grown up. He also sent his children to his former Catholic primary school.

The accounts of the two men mirror one another. Seamas said that communication between them was limited when Willie was a child mainly because he (Seamas) was always working, a pattern which continued into adulthood. Like Seamas, Willie did not recall his father spending much time with his father as a child: “he was never there”, noting the similarities with his own fathering: “they’ll be in bed by the time I’m home.” Willie’s memory of his relationship with his father while he was growing up confirmed his father’s account – “non-confrontational” and sticking to “nice easy soft subjects which remains the case now”. Willie confirmed that his mother was the driving force in his life: “Dad didn’t have a clue the school even existed.”

Both, father and son described living in different worlds on account of their work and interests, using the same words. Seamas referred obliquely to differences in their education and occupations “you know we’re in different worlds, kind of thing now” while Willie noted:

... it was totally different to the world they came from – so they’re (parents) both in construction. I went into the financial industry and um, I’m sure no more than I didn’t know what they did – to a technical level they don’t have a clue what I do.

While there are similarities in terms of their unavailability as fathers, Willie also subscribed to some aspects of a modern discourse of “fathering” (Brannen/Nilsen 2006) – in particular relational aspects such as communication, openness and closeness (Dermott 2008), while accepting that his fatherhood practice was confined to breadwinning and involved little childcare and spending time with his children only at weekends.

I honestly think there’s more of a conscious effort for the father [today] to have more one to one time with the children than previously and probably get more engaged in what the children are up to and how they’re developing.

Willie considered himself “slightly more engaged” with his first born than his father was with him at the same age, for example knowing more about his son’s school and friends. At the same time, he suggested a similar segregation of marital roles for his

own and his parents' marriage. He was however somewhat ambivalent about greater father involvement, as were some other strongly work-focussed fathers of this generation.

While Willie spent little time with his children except at weekends, because of greater affluence and his particular skills he engaged in a wider range of activities (computers, physical activities and taking them out) with his children than his own father had done with him. But unlike his father he was more educationally ambitious for his children and thought he was stricter with them. However, it was his wife who helped with the children's homework.

Transmission between fathers and sons

Possible explanations for Willie's rejection of modern fatherhood practice (though not its ideology) and his defence of a traditional male breadwinner role include the life course experience shaped by his family history of migration which created a need to build a better life for himself and his family. A further clue lies in the cultural sphere of 'family identity' (as part of family memory) which is marked in this family by strong continuities. Given that original identities play a pivotal role in constructing biographical continuities, it is significant that Willie did not break with religious tradition, that he married into an Irish family, that he still felt Irish, and that he stayed geographically close to his parents.

The transmission of identity is however habitual and not necessarily open to reflection, as may be seen in the way Seamas responded to questions relating to transmission in the interview. Seamas could not think what he had inherited from his father nor how he had influenced Willie except that he wanted a better life for him, just as his had been better than his father's.

I didn't want him to go out working like (inaudible) you know what I mean working. It was great, he had school, he had a good childhood, you know what I mean.

However, Seamas pointed to aspects of identification, claiming his children and their families as Irish:

They're all Irish, they've always you know (pause) they've always been round with Irish and their friends here are Irish or Irish descent.

Seamas also asserted their similar tastes describing how father and son both enjoyed a pint and watching Gaelic football together. Also striking is the fact that Willie continues to live near his parents in the same, now gentrified, community where he grew up. But despite this communication between father and son was limited. Seamas commented, emphasising the value he attached to 'long hours':

We don't really, we don't communicate much better now, no. Well I don't see him to be honest, he's always – you know we're in different worlds, kind of thing now ... but I mean he does his own thing. He works good long hours actually.

On the other hand, living so close Seamas helped Willie and his family with practical matters. For their part, both, his son and his grandsons helped Seamas with computers. Moreover, close contact between the female generations was maintained.

Similarly, Willie suggested strong themes of Irish identity. He holds an Irish passport and counted himself as Irish while at the same time integrating country of birth and residence into his identity:

Depends if it's convenient to be one or t'other. Um, yeah I would see myself as Irish. But it depends on who it's going to annoy most typically.

He remained a Catholic and a church goer, if an infrequent one. Willie gave a rich account of the mainly cultural capital passed on both by his parents, referring to their strong work ethic which he also wanted for his children. Like his father he spoke of family resemblances (Mason 2008), noting his delight at having been stopped in the street by someone remarking on his own son's resemblance to his grandfather. He also felt that he had inherited his father's social skills ("social demeanour") and he identified with his father's equal treatment of others:

I don't give two hoots if you earn two grand a year or two million quid a year. I will treat you exactly the same. I think that's a big thing I've probably got from him (pause) and then to a degree socialising in places that serve alcohol is probably another major thing.

Among others, Willie saw his parents as role models for his children:

... between us spending hundreds of hours a week with them (Mm) um, by the way you act, by the way you talk – the views you have – how you encourage them to discuss their views and develop their views – all of that will have a huge consequence on them probably.

At the same time, he stressed that his parents did not intervene in areas such as religious upbringing or education.

For his part Willie said he had no fixed ambitions for his sons; he would like to give them financial stability without handing everything to them on a plate. To some extent his easy-going attitude is like his father's:

My level of empathy is you know short of having a limb hanging off, you know, I'm not really worried about what happens to you, because it'll be all right tomorrow ... (wife) thinks I'm an emotional retard.

Reflecting at the end of the interview, Willie showed his awareness of the historical context which created discontinuity between his own life and that of his father. His narrative demonstrates a detailed understanding of what it meant for men like his father to migrate at that time, while he positions himself and his son in a very different world:

To my mind I was brought up in a totally different economic environment to my parents. I could not dream of leaving home at 13, by myself, going to foreign country, finding work maybe through friends and neighbours, full time working, living in a room with two or three others who I may or may not know, and knowing that there's no cheap Ryanair flight home ... it's a totally, totally different world, you know. I think for both of them there was a lack of education, formal education. Neither of them are stupid by a long shot, but you know to my mind I was brought up in a totally different world to the world they came from and the world they experienced, especially from like the ages of twelve, thirteen onwards ... and I don't know if this changes from generation to generation, but I just don't see that same leap happening between the childhood I had and the childhood my kids are having.

Interestingly, Willie's eight year old son, Michael, expressed some resistance to his father's practices. He said he did not want the same kind of job and thought his father had to work too hard and too long hours.

... because sometimes he's in a meeting and when there's an argument then sometimes he isn't back till like two, three (in the morning) ... which I get really annoyed with.

Michael gave a consistent and graphic account which confirmed what he saw to be the negative impact of his father's work on family life. In response to one of the interview activity sheets concerning "Time with my dad", Michael ticked the box "I would like more time" and wrote down next to it very carefully "because I do not get to see him often because he is at work". Asked to complete the sentence "I like my dad when – ", Michael said cautiously: "When he (pause) when (pause) when he's home from work early. I don't when he's not home early." He talked about having to pack in lots of things over the recent bank holiday as his dad had to go to work the next day. Michael also commented on the household's gendered division of labour. Asked about who did which activities in the home, he ticked few done by his father and was rather critical of this, suggesting his father needed more practice, especially with cooking.

There are also discontinuities here in ethnic identification in the third generation. When Michael was asked "Where do you say you are from if someone asks you?" he was disdainful about being asked such "nosy questions" but said that since he sounded English he would say "English". However, at the same time, he was clearly well aware of his Irish connections.

Discussion

This paper has examined how historical circumstances and the migration experience of first generation Irish grandfathers created discontinuity in the second generation of fathers in relation to education and occupation. The case of an Irish grandfather and son shows how the structural contexts of migration and countries of origin and in migration play out over time and in family memory. Compared with their working class counterparts in our study (Brannen/Mooney/Wigfall 2011) the migration experi-

ence of the Irish grandfathers put them initially at great material and cultural disadvantage in Britain: earlier transition to adulthood, less education, no qualifications, less material or other support as young single men in Britain, concentration in a dangerous industry, and the experience of discrimination. For religious reasons, the transition to parenthood followed closely on the heels of marriage and, because of discrimination, was accompanied by difficulties finding suitable family housing. As main breadwinners in their households, they described themselves as “absent fathers”, a view influenced by their consciousness of present day normative discourses of “involved fatherhood”. Moreover this pattern of fathering was sustained by a gendered division of labour in which mothers ran the households and did most of the child care. Unable to help with their children’s academic studies because of their own lack of education, grandfathers looked to Catholic schools and religion to help them bring up their children “properly”. On the other hand, because of their origins in a very poor rural society they defined themselves in terms of a very strong male breadwinner work ethic.

However, grandfathers did not pass on their own disadvantages to their sons but gave them stable if not materially well endowed childhoods. In Willie’s case, as in the other Irish cases, the spur to work hard was transmitted to the fathers through their parents while encouragement to succeed in education came largely from their mothers, especially in Willie’s case. The institutional context of Roman Catholic schools was a further important feature which facilitated their educational success. Circumscribed by their Irish families, communities and religious schools, the changed historical context and institutional fabric in which sons grew up facilitated a different life course pattern, enabling them to attain qualifications, and in the longer term high status professional or managerial jobs (with one exception). This in turn led to later transitions to fatherhood by which time fathers were established on housing ladders.⁹

However, despite their upward occupational mobility, the fathers (with the same one exception) practiced fatherhood in a way not dissimilar from that of their fathers, involving little responsibility or “hands on” caring for children. They were either sole or main breadwinners in their households although, according to the discourse of gender equality, they did not see this as important. Like their fathers, because of long working hours they had limited time for family life, a pattern reinforced by the commitment of mothers in caring for children and also by a degree of precariousness in current labour markets. While the two contexts of employment differed, both male generations experienced insecurity. The grandfathers were employed in the 1960s and 1970s in the construction industry large parts of which were casual with little unionisation or regulation (Clegg 1979 *passim*) while the fathers, employed in the 1990s and 2000s, experienced widespread deregulation of the UK economy, bringing job insecurity and work intensification into many higher status jobs (Lewis/Brannen/Nilsen 2009). However the fathers’ higher educational level and income provided them with many more opportunities which protected them in the context of unemployment.

As discussed elsewhere (Brannen/Nilsen 2006), structural context and change in fatherhood practices are configured differently for different social classes. Commonly middle class fathers today embrace the “new fathering” discourse of father involve-

9 Since the 1980s, when the public housing stock shrank under Thatcherism and when council tenants were given “the right to buy”, people aspired to buy their homes.

ment and relationality (see for example Dermott 2008). So, too, the second generation Irish fathers subscribed to this normative discourse. As in the case of middle class Willie whose time at home was heavily constrained by his career, his upward occupational mobility was not accompanied by significant changes in his fatherhood practice. Only one second generation Irish father, a lone parent, shared the care of his two children on an equal basis (with his ex-wife). Significantly he was in a low status (administrative) job. In this case a succession of life course events led to a different trajectory; a failure to fulfil his academic potential despite having gained some passes in the General Certificate of Secondary Education examination which is taken at 16¹⁰; a move away from Catholicism in adolescence; marriage outside the Irish community; and difficulty developing a career. A decisive turning point was the break-up of his marriage at which time he was faced with a critical decision namely to share the care of his children and not to prioritise work.

The upward occupational mobility of the second generation raises questions about how the families managed the structural ambivalence (Luescher 2005) between the generations. In Willie's case, as in all but one of the Irish cases, as a son of a migrant it was the transmission of a will to succeed in education and the workplace which appears to have been significant in reproducing particular fatherhood practices. Structural ambivalence is also mediated via the transmission of cultural resources which form part of the migrant family heritage in particular through the persistence of a strong sense of Irish identity. Like Willie, the fathers' "Irishness" was sustained in their childhoods through growing up in Irish communities in the UK and annual pilgrimages made with parents to Ireland in the summer holidays. Irish identity also continued to be closely entwined with religious identity (Bruce et al. 2004, 13) but did not preclude identification with Britain. Irish identity was transmitted between fathers and sons sometimes through passing on Irish names; and importantly via cultural performance such as going to church and cultural centres some of which pertained to particular forms of masculinity; having "a pint" together at the pub, watching and playing particular Gaelic sports, a mutual interest in Irish music. The two generations also pointed to the transmission of gendered family dispositions and resemblances manifest in references to similar appearance, character and manner, propensities for sociability and competence in "talking the talk" (an iconic Irish characteristic), as in the case of Seamas and Willie. These forms of transmitted cultural capital are the means by which Irish male generations created a shared history in the context of the migration experience.

At the same time, as in Willie's case, structural ambivalences of social mobility were not entirely reconciled at a personal level. Willie constructed his world as very different from that of his migrant father, while also being conscious that this was part of his heritage. There were therefore clear differences between the generations in a Mannheimian sense. The second generation viewed their parents as members of a particular generation which was shaped both by the harshness of their early lives in Ireland and by their experiences as migrants in a hostile society in which they had to work very hard "to get by" – issues which few of the older generation were willing to dwell upon in their interviews. In that sense migration was a clear generational mark-

10 Pupils took these examinations at 16 and many left school at this stage.

er for the Irish grandfathers while the more linear life course of their sons was shaped by the pursuit of achievement and material progress.

LITERATURE

- Barrett, Alan (1999): *Irish Migration: Characteristics, Causes and Consequences*, IZA Discussion Paper no. 97, Bonn.
- Bengtson, Vern L., Timothy J. Biblarz and Robert E. L. Roberts (2002): *How Families still Matter: A longitudinal study of youth in two generations*, Cambridge.
- Bernstein, Basil (1996): *Pedagogy, Symbolic Control, and Identity: Theory, Research, Critique*, London.
- Bertaux, Daniel (1997): *Les récits de vie. Perspective ethnosociologique*, Paris.
- Bernstein, Basil (2000): *Pedagogy, Symbolic Control, and Identity: Theory, Research, Critique*, Lanham MD.
- Bertaux, Daniel and Paul Thompson (eds.) (1997): *Pathways to social class: a qualitative approach to social mobility*, Oxford.
- Bertaux, Daniel and Isabelle Bertaux-Wiame (1997): *Heritage and its lineage: a case history of transmission and social mobility over five generations*, in: Bertaux, Daniel and Paul Thompson (eds.): *Pathways to social class: a qualitative approach to social mobility*, Oxford, 63-97.
- Bourdieu, Pierre (1975): *Outline of a theory of practice*, Cambridge.
- Bourdieu, Pierre (1986): *The forms of capital*, in: Richardson, John E. (ed.): *Handbook of Theory for Research in the Sociology of Education*, Westport, 241-258.
- Bourdieu, Pierre (1990): *The Logic of Practice*, Cambridge.
- Brannen, Julia, Peter Moss and Ann Mooney (2004): *Working and Caring over the Twentieth century: Change and continuity in four-generation families*, ESRC Future of Work Series, Basingstoke.
- Brannen, Julia (2006): *Cultures of intergenerational transmission in four generation families*, in: *Sociological Review* 54:1, 133-155.
- Brannen, Julia and Ann Nilsen (2006): *From Fatherhood to Fathering: Transmission and change among British Fathers in Four-generation Families*, in: *Sociology* 40:2, 335-352.
- Brannen Julia, Ann Mooney and Valerie Wigfall (2011): *Fatherhood, generation and migration*, Community Work and Family conference, Tampere Finland, May.
- Brody, Hugh (1973): *Inishkillane. Change and decline in the West of Ireland*, London.
- Bruce, Steve, Tony Glendinning, Michael Paterson and Iain Rosie (2004): *Sectarianism in Scotland*, Edinburgh.
- Clegg, Hugh (1979): *The changing system of industrial relations in Great Britain*, London.
- Delcroix, Catherine (2000): *The transmission of life stories from ethnic minority fathers to their children*. In: Attias-Donfut, Claudine and Sara Arber (eds.): *The Myth of Generational Conflict: The Family and the State in Ageing Societies*, London, 174-189.
- Denzin, Norman (1989): *Interpretive biography*, in: *Qualitative research methods series* 17, London.
- Dermott, Esther (2008): *Intimate Fatherhood: A sociological analysis*, London.
- Elder, Glen H., Monica Kirkpatrick Johnson and Robert Crosnoe (2006): *The Emergence and Development of Life Course Research*, in: Mortimer, Jeylan T. and Michael J. Shanahan (eds.): *Handbook of the Life Course*, New York, 3-22.
- Elder, Glen H. and Janet Z. Giele (2009): *Life Course Studies: an evolving field*, in: Elder, Glen H. and Janet Z. Giele (eds.): *The Craft of Life Course*, New York, 1-24.
- Garvey, Donal (1985): *The history of migration flows in the Republic of Ireland*, in: *Population Trends* 39, 22-30.
- Garvin, Tom (2004): *Preventing the Future: Why was Ireland so poor for so long?*, Dublin.

- Giesen, Bernhard (2004): Noncontemporaneity, Asynchronicity and Divided Memories, in: *Time and Society* 13:1, 27-40.
- Hannan, Carmel (2008): The changing nature of family formation in Ireland, DPhil thesis, University of Oxford.
- Harding, S. and R. Balarajan (1996): Patterns of mortality in second generation. Irish living in England and Wales: Longitudinal Study, in: *British Medical Journal* 312, 1389-1392.
- Hickman Mary J. and Bronwen Walter (1997): Discrimination and the Irish community in Britain, Commission for Racial Equality, London.
- Kohli, Martin (1999): Private and public transfers between generations: linking the family and the state, in: *European Societies* 1:1, 81-104.
- Lewis, Suzan, Julia Brannen and Ann Nilsen (2009) (eds.): *Work, Families and Organisations in Transition: European Perspectives*, Bristol.
- Luescher, Kurt (2005): Looking at ambivalences: the contribution of a 'new-old' view of inter-generational relations to the study of the life course, in: *Towards an interdisciplinary perspective on the life course*, *Advances in life course research* 10, 93-128.
- Mannheim, Karl (1952): *Essays on the Sociology of Knowledge*, London.
- Mason, Jennifer (2008): Tangible affinities and the real life fascination of kinship, in: *Sociology* 42:1, 29-45.
- Mills, Charles W. (1959): *The sociological imagination*, New York.
- Mills, Charles W. (1963/1940): *Situated Actions and Vocabularies of Motive*, in: Horowitz, Irving L. (ed.): *Power, Politics & People. The Collected Essays of C. Wright Mills*, Oxford.
- Morgan, David H. J. (1999): Risk and family practices: accounting for change and fluidity in family life, in: Silva, Elizabeth B. and Carol Smart (eds.): *The New Family?*, London, 13-30.
- Nilsen, Ann, Maria das Dores Guerreiro and Julia Brannen (2002): 'Most Choices Involve Money': different pathways to adulthood, in: Brannen, Julia, Suzan Lewis, Ann Nilsen and Janet Smithson (eds.): *Young Europeans, Work and Family: Futures in transition*, London, 162-184.
- Phoenix, Ann (2008): Analysing narrative contexts, in: Andrews, Molly, Corinne Squire and Maria Tamboukou (eds.): *Doing narrative research*, London, 64-77.
- Ryan, Louise (2004): Family Matters: (e)migration, familial networks and Irish women in Britain, *Sociological Review* 52:3, 351-370.
- Salt, John (2009): International migration and the United Kingdom. Report of the United Kingdom SOPEMI correspondent to the OECD. Retrieved November 2nd 2010 from: <http://www.geog.ucl.ac.uk/reeach/mobility-identity-and-security/migration-research-unit/pdfs/Sop09>
- Vincent Carol and Stephen J. Ball (2006): *Childcare, Choice and Class Practice*, London.
- Wacquant, Loïc (2008): Pierre Bourdieu, in: Stones, Rob (ed.): *Key contemporary thinkers*, London and New York, 261-277.
- Walter, Bronwen (1999): The Irish community in Britain – diversity, disadvantage and discrimination. Paper presented to the commission on the Future of Multi-ethnic Britain, 18 June 1999, <http://www.runnymedetrust.org/bgIrishCommunity.html> (retrieved October 24th 1010)
- Wengraf, Tom (2001): *Qualitative Research Interviewing: Biographic narrative and semi-structured methods*, London.
- Williams, Rory and Russell Ecob (1999): Regional mortality and the Irish in Britain: findings from the ONS longitudinal study, in: *Sociology of Health and Illness* 21:3, 344-367.

Boredom, the Life Course, and Late Modernity

Understanding Subjectivity and Sociality of 'Dead Time' Experiences

Benedikt Rogge

Abstract

For empirical time and life course researchers, boredom experiences constitute a highly interesting research subject. Based on three qualitative interview studies, this article delivers a phenomenological approximation to boredom and describes two distinct types of boredom experience, namely "situational boredom" and "agentic boredom" both of which are theorised from the perspective of sociological practice theory. Focusing on the experience of "agentic boredom", the paper analyses its connections to life stages, life transitions and life-long socialisation processes. Finally, current socio-historical conditions are taken into account and it is suggested that agentic boredom is perhaps an emotion symptomatic of late modernity.

Langeweile, Lebenslauf, und Spätmoderne Zur Subjektivität und Sozialität des Erlebens von ‚toter Zeit‘

Zusammenfassung

Für empirische Zeit- und Lebenslaufforscher ist Langeweile ein höchst interessanter Forschungsgegenstand. Unter Rückgriff auf drei qualitative Interviewstudien liefert der Artikel eine phänomenologische Annäherung an Langeweile und beschreibt zwei grundsätzlich zu unterscheidende Typen der Erfahrung von Langeweile, nämlich „situationsbezogene Langeweile“ und „handlungsbezogene Langeweile“. Beide Typen werden aus der Perspektive der soziologischen Praxistheorie durchdrungen. Der Artikel beschränkt sich im Folgenden auf das Erleben handlungsbezogener Langeweile und analysiert ihre Zusammenhänge mit Lebensphasen, Transitionen und Sozialisationsprozessen. Abschließend wird auf die gegenwärtigen soziokulturellen Bedingungen eingegangen und die These formuliert, dass es sich bei der handlungsbezogenen Langeweile um eine für die Spätmoderne symptomatische Emotion handelt.

Introduction

Much has been said on the subject of boredom. Key commentators have ranged from philosophers such as Pascal, Kierkegaard, Nietzsche and Heidegger, psychoanalysts and psychologists such as Freud, Fromm, and Frankl, to sociologists including Marx, Simmel, Wolf Lepenies and Anton Zijderveld. Indeed, boredom has been thought of as a truly modern phenomenon and throughout modernity has largely been considered as a problem, nuisance, or even pathology.¹

Today, boredom seems to be more present than ever in people's everyday lives. However, to date there appears to be no valid longitudinal study confirming this impression.² Nonetheless, public discourses continuously point to an increased prevalence of boredom with the growing pervasiveness of the notions of "happiness" and "well-being" in the media, politics, economics, and academia accompanying an increasing intolerance towards the experience of boredom (Rogge 2011). More often than not boredom, appears as the antagonist to the happiness and flow experiences many contemporary Western individuals strive for (Csikszentmihalyi 1975). Thus, combating the presence of boredom may indeed be of primary concern to a rising number of people in late modernity.

There is a need for social scientists to thoroughly research boredom as a social phenomenon. In particular, the need is to overcome psychological reductionisms that focus on an individual's propensity to experience boredom and neglect contextual parameters (e.g. Mikulas/Vodanovich 1993) as well as sociological reductionisms that overstate the role of cultural parameters in boredom by ignoring the dimension of individual agency and interpretation (e.g. Klapp 1986). In this article, I analyse boredom within the interplay of both individual and contextual processes as unfolding throughout the life course.

Following a brief outline of the empirical studies that this article draws on, I deliver a phenomenological approximation to boredom and then go on to differentiate two distinct types, i.e. "situational boredom" and "agentic boredom", theorising them from the perspective of sociological practice theory. Subsequently, I show how the experience of agentic boredom relates to characteristics of the life course. Finally, I discuss the issue of agentic boredom in the sociocultural context of late modernity.

Three qualitative studies on boredom

This article is based on the findings of three qualitative studies. All three studies used semi-structured interviews for their data collection (Witzel 2000) and classical coding techniques to analyse the fully transcribed interviews (Coffey/Atkinson 1996). The first study was conducted in 2004 with eleven, mainly undergraduate, students of a British university. The sample consisted of six women and five men, aged 19 to 25. The two central topics of the interviews were the experience of boredom and the students' everyday lives. The second study was executed in 2005. It included ten male,

1 Boredom has been described as correlate and predictor of social deviance such as low school performance (e.g. Robinson 1975) and violent behaviour (e.g. Bartone 2005), as well as impaired psychosomatic and physical health (Sommers/Vodanovich 2000).

2 Studies contending, for instance, that the number of bored people in West-Germany had increased from 26% in 1952 to 38% in 1978 (Iso-Ahola/Weissinger 1987, 357) cannot be relied upon. Only representative household panel studies can deliver appropriate evidence.

German, long-term unemployed aged 45 to 60. This study dealt with daily time structures and time experiences paying particular attention to the emergence of boredom. The third study, carried out in Germany in the years 2008 and 2009, was a longitudinal study with 25 short-term unemployed participants in mid-adulthood (13 women and 12 men, aged 30 to 45) whom I interviewed some eight months after job loss and again ca. eight months later. The focus of this study was on the interviewees' identity process and mental health. Again, a major part of the interviews included descriptions of the respondents' everyday lives, their associated perceptions and emotional reactions.³

Approximating boredom

First of all, the three studies delivered evidence on the question: What is boredom? In fact, in the literature, there is a ubiquitous fuzziness as to the notion of boredom (Vodanovich 2003, 570). Rather than delivering a clear-cut, precise, definition of what boredom is, I will subsequently depict core aspects of how boredom is experienced.⁴ According to the interviewees and existing research, I would like to suggest a minimal consensus of what constitutes the distinct experience of boredom. The suggestion contains four components. The experience of boredom is characterised by (1) the subject's perception of a lack of contrast, (2) the subject's slowed perception of time passage, (3) the subject's increased awareness of the situation or the self and (4) a manifest negative feeling in the subject.

The first point stresses the subjectivity of the phenomenon. In fact, the experience of boredom varies enormously from person to person. Besides, the first aspect integrates disparate accounts of boredom describing it as a "lack": that is a "lack" of "arousal", "interest", "meaning" or "motivation". This links the deficit character of boredom to the basic category of contrast experience (similarly Brissett/Snow 1993). Be it at the cognitive, emotional or physiological level: The construction and perception of contrast is a fundamental part of human life, as Zerubavel (1993) has so astutely shown and, I would like to add, a basic human need. Note that the initial perception of a lack of contrast, be it at a family occasion, at work or on a lonely Sunday, typically entails a "restless and irritable feeling" in the subject (Barbalet 1999, 635). This restlessness indicates a need for change, for a rebalancing of one's contrast experiences.

The second component of boredom includes a perception of "protracted duration" (Flaherty 1991). During interviews, respondents reported that being bored meant that "time drags", "time stretches" or that time was experienced as "empty time" or "dead time". In their perception time does not move on as they themselves do not experience movement. Accordingly, one of the most typical statements is to "feel stuck". All of these descriptions reflect a slow-motion effect in the perception of time passage that other studies (Danckert/Allman 2005; Mikulas/Vodanovich 1993) have also demonstrated to be symptomatic of boredom. Note that the slowed time perception relates

3 Details on methodology and other characteristics of these studies can be found in earlier publications (e.g. Rogge/Kuhnert/Kastner 2007) or directly be obtained from me.

4 See Martin/Sadlo/Stew (2006) for the phenomenological character of qualitative boredom research.

not to the retrospective judgment of life time (e.g. “These months have flown by”) but to the current experience of everyday time.⁵

The third element of the boredom experience is the subject’s increased awareness of the situation or the self. When experiencing boredom people find they “must do what [they] do not want to do” (Fenichel 1951, 359) or they feel they “do not know what to do” at all. These two very different sensations have one commonality: from the subject’s perspective, the situation does not entail “cognitive engrossment” (Flaherty 1991, 82). Rather than being fully involved in the on-going situation, subjects are distancing themselves from it either hoping that the situation will soon be over or wondering what else they could be doing. In both cases, subjects display a characteristically increased awareness of the situation or themselves. As psychological time research interestingly indicates, this awareness can be thought of as a “cognitive disfluency” in the flow of cognitions leading to the slowed perception of time passage described above (Wittmann 2009).

The fourth characteristic of boredom is a manifest negative feeling occurring in the subject. Boredom is an emotion (Barbalet 1999) and emotions do play a highly significant role in time perception.⁶ The negative valence of this emotion is rooted in the subject’s perception of a discrepancy between a desired situation, e.g. going out with one’s friends, and the real situation, e.g. having to attend a university class (Kern 2009, 118). In contrast to some other authors (Doehlemaann 1991), I do not conceive of any positive aspects of boredom as an emotion. Although some interviewees did enumerate positive aspects of boredom, these rather referred to situations framed as “relaxation”, “calmness” and the like, or to events or actions following the experience of boredom such as “inspiration” and “creativity”. However, these phenomena must be differentiated from the emotion itself.

“Situational boredom” and “agentive boredom” from the perspective of sociological practice theory

In what follows, I will differentiate two distinct types of boredom experience and theorise them from the perspective of sociological practice theory. As mentioned earlier, boredom evokes a feeling of restlessness and the need to rebalance one’s contrast experiences. Whenever this is impossible, people become, or remain, bored. However, the experience of boredom and the characteristic feeling of “being stuck” (Laura, student) can, in the subject’s eyes, occur for two highly disparate reasons: it can either be attributed to the external situation; or it can be traced back to oneself. The former case is exemplified by situations such as having to wait for the delayed bus or having to listen to some dull dialogue partner. The latter emerges, for example, when lying in bed or being stuck to a terribly boring TV programme. The interview data yielded a systematic difference between these two types which I call “situational

5 Opposed to this, some scholars have suggested that life time during which one is bored is perceived as passing more quickly (Svendsen 2005, 52-59). Yet, this observation relates to a global evaluation of (the meaninglessness of) one’s life rather than the experience of everyday time.

6 Wittmann (2009; 1956) even speaks of a recent “emotive turn” in time research stressing that the experience of time is intricately bound up with the subject’s emotional states and reactions.

boredom”⁷ and “agentic boredom”. I will outline their characteristics while drawing on sociological practice theory and the sociology of time.

Sociological practice theory (Reckwitz 2002) assembles a group of recent theoretical approaches; it is best known through the works of Anthony Giddens and Pierre Bourdieu. There are four major reasons why sociological practice theory is useful to analyse and understand boredom experiences:

(a) At its heart lies the notion of social practices that are repetitive everyday routines which are “simply done” (Giddens 1984, 7). That is to say, from the subject’s perspective, they are conducted in the mode of a “practical consciousness” (*ibid.*), in a tacit, taken-for-granted manner. Besides, practices are considered as “bodily-mental routines” (Reckwitz 2002, 256) including the subject’s knowledge stocks and processes of meaning-making on the one hand and action parameters on the other. As an emotion that emerges in everyday life, boredom can adequately be addressed with the notion of practices.

(b) Practice theory seeks to overcome the structure-agency and micro-macro dichotomies that have dominated sociological theorising for so long. It thus supplies theoretical devices for looking at the interplay of agentic processes on the one hand, and structural and contextual parameters on the other. This helps to get over cultural and structural reductionisms as well as psychological reductionisms. Linking practice theory to the concerns of time sociology, this includes the analysis of the interplay of sociotemporal structures and individual interpretations as well as agentic “time work” (Flaherty 2011). The notion of “time work” stems from Flaherty and refers to attempts to “modify or customize one’s own experience of time or that of others” (Flaherty 2011, 26). It also includes, I argue, skills to fabricate contrast experiences and avoid boredom. Besides, the constraining and enabling qualities of sociotemporal structures can be analysed along the three, only analytically distinguishable, modalities of structuration as suggested by Giddens (1984). These are processes of signification (social meanings), legitimation (social norms) and domination (power relations).

(c) A further characteristic feature of practice theory is that it suggests conceiving of social structures not only as external to the subject but also as operating from within the subject: that is as rules and schemes. Giddens (1984, 17) speaks of “memory traces orienting the agent’s conduct”. Bourdieu (1977) has emphasised that subjects acquire and internalise these rules and schemes (*habitus*) throughout their socialisation and that they are unequally distributed across social groups. This idea can be connected to the assumption of time sociology that subjects’ perceptions of time as well as their time work capacities differ across social groups (e.g. Tismer 1985).

(d) Finally, practice theory, in particular Giddens’ structuration theory, proposes a connection between the exercise of social practices and psychological experience. Giddens (1984, 3) stresses that activities constitute a “continuity of practices”, an ever-on-going cycle of action. This continuity is deemed central to the individual’s identity process. In fact, the individual is thought of as “the unique crossing point of practices” (Reckwitz 2002, 256). As is well-known, Giddens (1984) emphasises that all individuals are motivated to maintain the continuous flow of practices so as to maintain the experience of “ontological security”. A rupture of the continuous exercise of practices, by contrast, is experienced as a threat to the feeling of ontological

7 The term “situational boredom” was first suggested by Doehlemann (1991).

security. This is why everyday practices and individual self-experience and self-portrayal are closely connected. Particularly the experience of agentic boredom, as we shall see, represents a sense of “practical disfluency” that is intricately intertwined with the individual’s identity process and impairs the feeling of ontological security.

Situational boredom

For an exemplary description of situational boredom, consider Musharbash’s (2007) ethnographic account of a mourning ritual amongst Warlpiri people. The Australian aborigines referred to are bound to continue mourning due to the social norms of the community (Musharbash 2007, 311):

The key-mourners were exhausted from wailing, it was incredibly hot, and the news was that the mourners from Alice Springs wouldn’t arrive until Saturday [to complete the ritual], meaning four more days in the hot sun with nothing to do but wailing, being exhausted, grieving.

Albeit an external description rather than the account of subjective experience, this passage illustrates the character of situational boredom. In situational boredom subjects feel bored “with” or “by” something or somebody: that is they feel constrained by the situation. In the example of the Warlpiri mourners, boredom arises because of the nature of the very monotonous activity that cannot be abandoned because of community norms. Therefore, in situational boredom the situation itself requires me to do something I do not want to do. The respective sociotemporal constraints can, according to the subject’s perception, be contingent upon constellations of meaning, social norms or power (Giddens, 1984). For instance, somebody might feel stuck in a conversation with somebody coming from a culture in which, according to my perception, interrupting an interlocutor is considered extremely impolite (signification). Thus, they keep listening. Somebody else could also be trapped in a boring conversation because their girl-friend expects them to listen carefully to minute details of her day, otherwise she will start yelling (legitimation). Finally, it could be a conversation with one’s boss who has to decide on extending my working contract next week (power asymmetry).

As interviewees describe, situational boredom is often perceived as a prison or a “cage” (Martin/Sadlo/Stew 2006) stressing the presence of situational constraints. Note that in situational boredom the situation does not need to be meaningless to the bored subject as other authors have argued (e.g. Barbalet 1999). In fact, it might be very meaningful for me to keep babysitting my own child or listening to the monologues of my mother-in-law. It is not the meaninglessness but the lack of contrast inherent to the situation that bores me.

It is important to acknowledge that according to the subject’s perception, the situation is clearly defined. As to the subject’s conduct, when experiencing situational boredom, interviewees say they feel forced to take on a passive role (e.g. of the patient listener) while cognitively distancing themselves from it (e.g. by wondering when the situation ends). While the flow of (social) activities continues, the subject is in the position of waiting for the end of the situation thus becoming oriented towards the future. Often interviewees portray themselves as the unhappy or alienated victims of a specific situation. However, there is no essential damage to the subject’s feeling

of “ontological security” as the flow of action still continues. The identity process is deflated but not necessarily impaired.

Agentic boredom

The second type, the experience of agentic boredom, is described in the following passage on an everyday, occidental, experience (Martin/Sadlo/Stew 2006, 203):

And I'll start fidgeting, and I'll get up, go to the toilet, go and have a glass of orange juice [...] go and put my washing on or whatever, I'll come back five minutes later, carry on being bored [...] I'm just going to get up and do something for the sake of doing it.

In this type of situation boredom arises not because of situational constraints but, quite the reverse, in the middle of situational undeterminedness. Here, the subject perceives not a maximum but a minimum of situational restrictions and a maximum of “enabling potential”. Time is not experienced within a “cage” but as “free time”. The feeling that the situation is not clearly defined is the actual problem. The subject perceives barely any normative, significative or power-related constraints in the situation. He or she does “not know what to do” and, as in the example, starts to do something “for the sake of doing it”. The sentence “You sort of don't know what to do with yourself” (Paul, student) epitomises the experience of agentic boredom. The subject cannot attribute any meaning to the current situation nor draw on any action scheme to “go on”. The feeling of “stuckness” here is not a feeling of being dominated by heteronomic forces as in situational boredom, but the sensation of a failure to live out autonomy. This is felt as a practical void and an interpretive vacuum. In terms of practice theory, people feel there are neither internal nor external structures to draw upon to ultimately balance their contrast experiences. This leads to an interruption of the continuous flow of action.

This interruption of the continuity of practices engenders the “uneasy sensation”, the “stagnant, nagging feeling” (Mary, student) that accompanies agentic boredom. This, as has been suggested, impairs the feeling of ontological security for when experiencing agentic boredom subjects cannot, as it were, locate themselves. Lacking any definition of the situation and any script of what to do, the subject, albeit only instantaneously, lacks the “basis for seeing who [she is]” (Hewitt 2003, 63).

Agentic boredom typically occurs in leisure time that is unstructured, “bulk” time in which there are relatively few external constraints and higher degrees of freedom to choose when compared to other “time regimes” such as work and family (Luckmann 1983). Thus, agentic boredom is characteristically attributed to oneself, not to external parameters. Subjects become self-conscious and consciously address their “being stuck”. This reflexivity is symptomatic of agentic boredom. If the feeling is persistent or repetitive, some people turn to portraying themselves as a “failure”, feeling they do not accomplish time work in any satisfactory way. This is what makes agentic boredom “nagging” to many people. Here also lies the potential association with the development of pathological symptoms such as depressive symptoms when boredom experiences keep reoccurring. This is because the experience of agentic boredom interferes with the self, appearing as a, albeit often bearable, hiatus of the identity process and reducing the subject's feeling of ontological security.

In these moments, subjects are not oriented towards the future as in situational boredom (“when is the situation over?”) but are absorbed by a seemingly never-ending present (“what shall I do now?”). At the level of conduct, agentic boredom does not go along with a position of waiting. Rather, the behavioural response, as seen in the example above, is erratic. Many people refer to it as “killing time”. This term stands for all attempts to disperse the perceived unpleasant “vacuum” and to overcome disfluency in the identity process. “Killing time” includes all sorts of activities from the “fidgeting” mentioned earlier and a restless enchainment of meaningless activities to apathetic lying in bed, sitting in an armchair and, mostly, “doing nothing in particular” (Emily, student). All sorts of thoughts, associations, mental fragments, action attempts etc. may emerge in this praxeological void. However, when the situation is framed in any specific way and a script for any bodily-mental routine activated, the actual experience of agentic boredom ends.

Agentic boredom across the life course

So far, I have focused on characteristics of the experience of agentic boredom. I now proceed to analysing its relationship with the life course. Life course sociology and the sociology of time are united in the endeavour to transcend reductionisms in social theory and to investigate “the interplay of human lives and historical times” (Elder 1994, 5). In the following, I show how the experience of agentic boredom relates to life stages, life transitions, as well as habitus formation and life-long socialisation processes.

Agentic boredom and life stages

Agentic boredom occurs in the relative absence of temporal constraints. Temporal constraints obviously vary throughout one’s life, primarily depending on work and family commitments. Based on the institutionalisation of work biographies, Kohli (1986) suggests a tripartite character of the life course consisting of the pre-work stage, a working stage, and a retirement stage. While some psychologists have contended that boredom experiences would decrease with growing age (Mikulas/Vodanovich 1993), this linear assumption does not make sense from a life course perspective. This can be explained by the fact that in most biographies temporal constraints are most pronounced in the working stage of life. This is due to the “time regime” that work imposes but also to the temporal routines and schedules that go along with family life (Rogge 2009).

While we do not yet possess representative, large-scale data on the variation of boredom experiences across the life course (Kern 2009, 71-80), my interviews reflect how many agentic boredom experiences emerge in life stages that are characterised by weak sociotemporal constraints. Some of the students I interviewed make clear that they perceive the fact that their “time-scale is not dictated to [them] by other people” (Jason, student) and that their “days vary so much” (Sarah, student) as a challenge and a source of agentic boredom. Similar findings have been reported for people out of the labour market (Rogge/Kuhnert/Kastner 2007). However, the sociotem-

poral constraints of work are not the only determinants of boredom experiences.⁸ Consider, for instance, the contrasting examples of two students both of whom face comparable temporal restrictions in their everyday life, including a similar financial situation:

I am a very spontaneous person. [...] One minute I might be studying and thinking, 'Oh, let's go and do this,' or I do that or whatever. (Emily, student)

It was getting up, lectures, coffee, library, bar. [...] I got myself in quite a pattern really. [...] I have been pretty disciplined. (Alan, student)

This example illustrates the differences between the students' everyday lives and their patterns of time work or their "time styles" (Cotte/Ratneshwar 2001). Alan displays a pronounced planning orientation and an analytic time style dividing his everyday time in small chunks, whereas Emily practices a holistic time style thinking of the day in larger chunks and not extensively planning it (ibid., 400). Stressing her spontaneous way of organising her everyday life, Emily reports she often experiences agentic boredom. By contrast, Alan explicitly considers boredom as a failure to anticipate the organisation of contrast experiences:

Boredom is [...] if you don't organise your day [...] and you wake up and you've got nothing to do. And then you're trying to organise your day on the day. (Alan, student)

Similar differences in time styles have been observed in other samples wherein individuals live under conditions of weak temporal constraints, such as freelancers. So, even in the pre-work life stage, agentic time work leads to highly disparate time and boredom experiences. Even extensive time planning cannot always prevent the feeling of boredom. In the students' accounts, particularly the absence of meaningful interaction and the experience of loneliness, e.g. during holidays when significant others are not available, external limits to the success of time work are represented.

From a life course perspective the experience of agentic boredom is likely to be most prevalent in the pre- and post-work stages of a biography: that is in youth and old age. The opposite almost certainly applies to the experience of situational boredom. Nonetheless, agentic processes that are both individual efforts to organise time and subjective differences in experiencing time interact with the effect of life stage parameters.

Agentic boredom and life transitions

Life transitions characteristically bring about a change in everyday routines. Think here of leaving home, moving in with a partner, the birth of a child, the "empty nest"

⁸ What Marie Jahoda (1981) proposed with regard to the results of the famous Marienthalstudie from the 1930s, is not true: the objective deprivation of the time structures of work does not necessarily and by all means lead to boredom and mental health impairments. Jahoda's assumption is an empirically falsified, sociological reductionism (Rogge 2012). It is erroneous because it blends out individual's agentic efforts to organise their time.

syndrome, the loss of a spouse etc. Life transitions typically require the individual to establish, habitualise, and internalise new routines. For a moment, at least, ontological security is in danger, as long as new routines have not been established. Consequently, as indicated in the numerous interviews I have conducted with unemployed persons, life transitions often give rise to an increased experience of agentic boredom, as unemployment frequently entails subjective disorientation concerning how to re-schedule one's time and restructure the daily flow of activities:

I mean, who would feel like hanging around inside all day long. [...] I do not know what I should do, apart from, you know, going to work [laughs] (Mariah, short-term unemployed)

Asked for the most important change in her life brought about by job loss, another participant answered:

I got bored. I had to reschedule my time. [...] it was simply boring, really boring. Nothing to do. The housework was done very quickly, my husband was at work, my daughter at school, the little ones were either playing or we did something together, tinkering or some-thing. But you can't do that every day and it does get really boring at some point. And reading all day long or doing whatever else, watching TV, I'm not really that kind of type. (Martha, short-term unemployed)

The breakdown of habitualised routines that had previously guaranteed a minimum of contrast experience leads to the experience of agentic boredom after job loss. It is the feeling that one is incapable of fabricating the experience of contrast that is so worrying. Interestingly, and again refuting the over-romantic view of work proposed by Jahoda and others, this is much less the case with people who decide to quit their jobs themselves. Having anticipated the need to actively restructure their activities they are characteristically better able to fill their time. Some, for instance, report extensive leisure activities such as attending language classes and cultural events, playing sports, socialising etc. However, to interpret this within a situational determinism would be mistaken. Martha, for instance, tells us about her agentic adaptation to the initially boring experience of unemployment:

And then I decided as soon as the children go to the play school [...] at school, there is a cafeteria, and they are always in need of mothers to help out, make sandwiches, sell stuff, and so on. So I said, okay, as long as I do not work and am not having anything else to do, that'd be it. Go there, you will get to know some people, that will make a change. No sooner said than done. And this is what I am now doing four times a week. (Martha, short-term unemployed)

After she has been struggling with the restructuration of her everyday life, she chooses to develop a new routine by committing herself to a voluntary engagement. This reincreases her experience of contrast and reduces her boredom experience which, as she accentuates in the interview, had become a psychological burden to her. Taking on the voluntary commitment, she says, has improved her well-being.

In contrast to this, another interview participant who quit his job voluntarily and has been enjoying his everyday life with many leisure activities, such as cycling and jogging in the preceding eight months, is aware that this state might change and boredom might creep in at some point:

I am not bored [...] I'd say [...], it has not come that far yet, that I, how to say, sit at the kitchen table all day long and look out of the window. [laughs]. [...] I think, with some people that happens, but not yet with me. (Bernd, short-term unemployed)

Hence, the experience of agentic boredom emerges whenever subjects cannot draw on pertinent practices to level out their experience of a lack of contrast. The necessity to restructure one's everyday routines, then, is what makes the experience of agentic boredom likely during life transitions. Of course, the restructuring of practices occurs within a dynamic process that can include both "successful" adaptation and failure.

The empirical studies I conducted only relate to job loss as one exemplary life transition. However, other life transitions, as mentioned above, entail comparable restructurings of practices. It is thus probable that they have similar effects on the experience of agentic boredom. This is visible, for instance, in the "empty nest" syndrome in which the parents, notably the mothers, need to reorganise their daily routines. This often goes along with boredom experiences and, in the long run, a sense of decreased well-being. This can be seen as a dynamic process of change of routines and potential adaptation. To many people, job loss is a major loss of ontological security and initially a breakdown of everyday routines. As the situation persists, people are more likely to adapt and rebalance their contrast experiences in everyday life as quantitative well-being studies confirm (e.g. Lucas 2007). In many cases, however, the restructuring of routines fails and boredom experiences persist and accumulate.

Habitus formation and life-long socialisation processes

While psychologists have investigated boredom as "boredom proneness", that is a stable personality trait, some sociological scholars have suggested that boredom experiences are more likely in certain social milieus than in others. For example, Schulze (2005) argued what he called the "entertainment milieu", notably teenagers and adolescents with low education demonstrated a strong need for diversion and a deep anxiety towards the experience of boredom and monotony. In this context, it is very useful to take up Bourdieu's notion of habitus. Famously, Bourdieu has delivered extensive evidence for differential habitus formation including leisure activities and techniques of coping with everyday life that differ immensely across social milieus. In this vein it is plausible, as evoked earlier, to assume an unequal distribution of skills to perform time work and of ways to perceive time including the capacity to avoid experiencing agentic boredom. These capacities and patterns are acquired from early socialisation on.

I should like to exemplify this point with one skill that is specifically relevant to the experience of boredom: the skill to deal with privacy. Not only are upper and middle class children better instructed to manage their everyday lives in general, but in particular working class children are also often less trained in performing routines of how to be on their own. Some thoughts of Randall Collins are useful here. He pro-

poses that devoid of the bodily presence of others we experience “no heightened emotional energy [...] or worse, a sense of a drag, the feeling of boredom and constraint” (Collins 2004, 51).

Yet, obviously boredom does not necessarily emerge when we are by ourselves. Collins suggests that when being alone we may perform what he calls “rituals of self-solidarity” (ibid.). These “mental routines” can consist of all sorts of activities such as playing sports, chess or an instrument, singing, reading, meditating, reflecting, praying, writing etc. Such self-solidarising practices are of great relevance in the avoidance of experiencing agentic boredom. For aloneness and agentic boredom are closely intertwined. When “rituals of self-solidarity” cannot be drawn on in situations of aloneness, then what people often experience is agentic boredom: “Some reach high degrees of solidarity with oneself; at these moments, one feels focused, directional, and most clearly conscious. At other moments [...] inner interaction rituals do not come together: thought is episodic, scattered, inarticulate.” (Collins 2004, 219 f.).

Notwithstanding Collins’s specific theoretical approach, what is crucial to my argument here is that the capacity to organise one’s time experience in a fulfilling way when alone is likely to be more extensively trained in the upper classes than in the working classes. This includes the capacity to exercise time work. Consequently, habitus, as it were, encompasses skills to prevent and deal with the experience of agentic boredom.

Habitus is formed throughout socialisation which is a life-long process. Not only are working class people at a greater risk of receiving less training in boredom-relevant skills from their parents. But they are also more likely to have unstable work and family biographies. Unstable life conditions and critical life events such as precarious employment, unemployment, divorce and the like, however, bring about the break-up of everyday routines. This further hampers the development and habitualisation of practices that are necessary to avoid agentic boredom.

While stable biographies with long-term working contracts and few job changes are perhaps formed by a greater experience of situational boredom, unstable, discontinuous work biographies, long-term unemployment and highly discontinuous family trajectories are potentially associated with the experience of agentic boredom. In many cases, agentic boredom then becomes an iterative part of people’s everyday life often going along with or leading to problems of daily identity work. The long-term unemployed persons I interviewed gave impressive examples of this. Although they have been in continuous unemployment for years, they still frequently experience agentic boredom, meaning that their attempts to adopt and establish routines that deliver them with sufficient contrast experiences continue to fail. As Fabian remarks:

Unemployment makes life meaningless [...] you bum around all day long. (Fabian, long-term unemployed)

Fabian’s statement reflects a meaninglessness that has become a routinised yet plaguing part of his everyday life. In fact, the pattern of “killing time” then often forms part of everyday routines as indicated in the following interview extract.

You have nothing to do. So, then you have nothing to do and you wonder 'What shall I do?' Do something! Do anything! What? Do some practicing. Some finger exercises. With the computer. (Horst, long-term unemployed)

Here, the despair with which Horst is looking for activities to keep up the continuity of everyday practices is highly visible. My point is that rather than being born as member of a “bored class”, as implied by a rigid and reifying habitus concept, it is the habitus formation in conjunction with life-long, dynamic socialisation processes that lead to the repetitive, cumulative experience of agentic boredom, probably being most prominent in the working class. This likely makes for the social inequality of agentic boredom experiences.

Agentic boredom and late modernity

Finally, a major topic in both time and life course sociology is the analysis of socio-historical change. What Simmel (1903/1997) famously referred to as the “blasé attitude” in modern metropolitans has been related to the experience of boredom by contemporary authors (Aho 2007). The blasé attitude is described as follows: “The nerves find in the refusal to react to their stimulation the last possibility of accommodating to the contents and forms of metropolitan life.” (Simmel 1903/1997, 179)

Simmel (ibid.) attributes the development of a blasé attitude to the quantitative intensification of the stimulation of the nervous system in the city. In other words, the explosive growth of external stimuli and the immense acceleration of multiple social, technological and other developments leads to a “cognitive overload” (Klapp 1986) and consequently to a deadening of the nervous system. Aho (2007), as much as Klapp (1986), considers this cognitive overstimulation as a central source of boredom. Contrast experiences, we could say along these grounds, decline when the number of stimuli has risen to such a point that they can hardly be discerned any more. Cognitive time research confirms that both cognitive overload and under-stimulation are potential sources of subjective boredom (Wittmann 2009).

Other authors have emphasised the growing “cultural arrhythmia” (Brissett/Snow 1993) as leading to an increased experience of boredom. Likewise, Rosa (2009) holds the social acceleration responsible for an increase in the experience of boredom and inertia. The “desynchronized high-speed society”, he contends, leads to an increase in the subjective experience of “frantic change and temporalized time [giving] way to the perception of ‘frozen time’ without (a meaningful) past and future and consequently of depressing inertia” (Rosa 2009, 101).

While I agree that the consequences of social acceleration are paramount, I accentuate a somewhat different account of contemporary boredom. First, I would like to stress that there are still no representative empirical data that describe a longitudinal, let alone historical rise in boredom experiences. While there are good reasons to assume such an increase in agentic boredom, we should still be cautious as assessments of contemporary time and culture often fall prey to observational distortions. Second, it is indispensable to differentiate between the experience of situational boredom and the experience of agentic boredom when speculating about sociohistorical change. In a way, the two types could not differ more. When discussing the sociocultural dimension of situational boredom, we need to refer to external situations, life situations,

work and family conditions, political conditions, etc., whereas when dealing with changes in agentic boredom experiences we are concerned with transformations of individuals' skills to fabricate contrast experiences and manage their identity process. In the latter case, I hold, we must thus analyse alterations of internal, psychosocial structures.

Third, regarding this I think the observation of individualisation processes and the historical rise of reflexivity (Giddens 1991) has a strong explanatory potential. Agentic boredom is a practical disfluency and a, albeit ephemeral, hiatus of the identity process. It characteristically contains the reflexive problematisation of the self. The very phenomenon of agentic boredom goes back to our increased possibility and need to constantly choose and decide what to do, and to the decreased clarity of what we are to do. If situational boredom was perhaps characteristic of modernity as the era of self-disciplination (Foucault) and the "iron cage" (Weber) of the "institutional programme" (Kaufmann), then agentic boredom can be contextualised as symptomatic of the era of late modernity. Late modernity, which Giddens and Beck both call "reflexive modernity", is characterised by the permanent need to construct oneself and to exercise daily identity work. Not all the time, but clearly more often than previously, people are wondering "What shall I do?". It is indeed this decline of predefined routines and action patterns that plays an important part in the sociohistorical dimension of the experience of agentic boredom.

This latter idea links up with an argument made by Ehrenberg (2010). He suggests that in modernity depression was thought of as resulting from a neurotic conflict that is a deviation from disciplinary norms. In late modernity, however, depression is considered to result from a feeling of individual insufficiency that is a failure at realising individual self-determination and autonomy. Thus, the grown need to construct and enact an autonomic self-determined identity is considered as a major origin of the explosive growth in the prevalence of depressive disorders. I am not convinced that this argument applies to depression in terms of clinical pathology for "weariness of the self" and psychiatric disorders are different phenomena. However, the weariness Ehrenberg refers to and the agentic boredom described here might emerge from the same late modern challenge that is the daily fulfilment of identity work. Agentic boredom, then, is perhaps one characteristic emotion of late modernity.

LITERATURE

- Aho, Kevin (2007): Simmel on acceleration, boredom, and extreme aesthesia, in: *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 37, 447-462.
- Barbalet, Jack M. (1999): Boredom and social meaning, in: *British Journal of Sociology*, 50, 631-646.
- Bartone, Paul T. (2005): The need for positive meaning in military operations: reflections on Abu Ghraib, in: *Military Psychology*, 17, 315-324.
- Bourdieu, Pierre (1977): *Outline of a theory of practice*, Cambridge.
- Brissett, Dennis and Robert P. Snow (1993): Boredom – where the future isn't, in: *Symbolic Interaction*, 16, 237-256.
- Coffey, Amanda and Paul Atkinson (1996): Concepts and coding, in: Coffey, Amanda and Paul Atkinson (eds.): *Making sense of qualitative data*, Thousand Oaks, 26-53.
- Collins, Randall (2004): *Interaction ritual chains*, Princeton.
- Cotte, June and S. Ratneswar (2001): Timestyle and leisure decisions, in: *Journal of Leisure Research*, 33, 396-409.

- Csikszentmihalyi, Mihaly (1975): *Beyond boredom and anxiety. Experiencing flow in work and play*, San Francisco.
- Danckert, James A. and Ava-Ann A. Allman (2005): Time flies when you're having fun: Temporal estimation and the experience of boredom, in: *Brain and Cognition*, 59, 236-245.
- Doehlemann, Martin (1991): *Langeweile? Deutung eines verbreiteten Phänomens*, Frankfurt am Main.
- Ehrenberg, Alain (2010): *The weariness of the self: diagnosing the history of depression in the contemporary age*, Montreal.
- Elder, Glen H. (1994): Time, human agency, and social change – perspectives on the life course, in: *Social Psychology Quarterly*, 57, 4-15.
- Fenichel, Otto (1951): On the psychology of boredom, in: Rapaport, David (Ed.): *Organization and pathology of thought*, New York, 349-361.
- Flaherty, Michael G. (1991): The perception of time and situated engrossment, in: *Social Psychology Quarterly*, 54, 76-85.
- Flaherty, Michael G. (2011): *The textures of time. Agency and temporal experience*, Philadelphia.
- Giddens, Anthony (1984): *The constitution of society. Outline of the theory of structuration*. Cambridge.
- Giddens, Anthony (1991): *Modernity and self-identity. Self and society in the late modernity age*, Cambridge.
- Hewitt, John P. (2003): *Self and society. A symbolic interactionist social psychology*, Boston.
- Iso-Ahola, Seppo E. and Ellen Weissinger (1987): Leisure and boredom, in: *Journal of Social and Clinical Psychology*, 5, 356-364.
- Jahoda, Marie (1981): Work, employment, and unemployment: Values, theories, and approaches in social research, in: *American Psychologist*, 36, 184-191.
- Kern, Maria T. (2009): *Langweilen Sie sich? Eine kurzweilige Psychologie der Langeweile*, München.
- Klapp, Orrin E. (1986): *Overload and boredom: essays on the quality of life in the information society*, Westport.
- Kohli, Martin (1986): The world we forgot: An historical review of the life course, in: Marshall, Victor W. (ed.): *Late life: the social psychology of aging*, Beverly Hills, 271-303.
- Lucas, Richard E. (2007): Adaptation and the set-point model of subjective well-being. Does happiness change after major life events? in: *Current Directions in Psychological Science*, 16, 75-79.
- Luckmann, Thomas (1983): Lebensweltliche Zeitkategorien, Zeitstrukturen des Alltags und der Ort des historischen Bewußtseins, in: Cerquiglini, Bernhard (ed.): *Der Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie*. Frankfurt am Main, 13-28.
- Martin, Marion, Gaynor Sadlo and Graham Stew (2006): The phenomenon of boredom, in: *Qualitative Research in Psychology*, 3, 193-211.
- Mikulas, William L. and Stephen J. Vodanovich (1993): The essence of boredom, in: *Psychological Record*, 43, 3-12.
- Musharbash, Yasmine (2007): Boredom, time, and modernity: An example from Aboriginal Australia, in: *American Anthropologist*, 109, 307-317.
- Reckwitz, Andreas (2002): Toward a theory of social practices. A development in culturalist theorizing, in: *European Journal of Social Theory*, 5, 243-263.
- Robinson, W. Peter (1975): Boredom at school, in: *British Journal of Educational Psychology*, 45, 141-152.
- Rogge, Benedikt G. (2009): Entwertete Zeit? Erwerbslosenalltag in Paarbeziehung und Familie, in: Heitkötter, Martina, Karin Jurczyk and Uta Meier-Gräwe (eds.): *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*, Opladen, 67-89.

- Rogge, Benedikt G. (2011): Mental health, positive psychology, and the sociology of the self, in: Pilgrim, David, Anne Rogers and Bernice Pescosolido (eds.): *The SAGE handbook of mental health and illness*, London, 49-66.
- Rogge, Benedikt G. (2012): Time structure or meaningfulness? Critically reviewing research on mental health and everyday life in unemployment, in: Kieselbach, Thomas and Simo Mannila (Eds.): *Persistent unemployment and precarious work: research and policy issue*, Wiesbaden, 157-172.
- Rogge, Benedikt G., Peter Kuhnert and Michael Kastner (2007): Zeitstruktur, Zeitverwendung und psychisches Wohlbefinden in der Langzeitarbeitslosigkeit, in: *Psychosozial*, 109, 85-103.
- Rosa, Hartmut (2009): Social acceleration: Ethical and political consequences of a desynchronized high-speed society, in: Rosa, Hartmut and William E. Scheuerman (eds.): *High-speed society: social acceleration, speed, and modernity*, Pennsylvania, 77-112.
- Schulze, Gerhard (2005): *Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt am Main.
- Sommers, Jennifer and Stephen J. Vodanovich (2000): Boredom proneness: its relationship to psychological – and physical-health symptoms, in: *Journal of Clinical Psychology*, 56, 149-155.
- Svendsen, Lars (2005): *A philosophy of boredom*, London.
- Simmel, Georg (1903/1997): The metropolis and mental life, in: Frisby, David P. and Mike Featherstone (Eds.): *Simmel on culture*, London.
- Tismer, Karl Georg (1985): Time Perspective and Social-Stratification, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, 677-697.
- Vodanovich, Stephen J. (2003): Psychometric measures of boredom: A review of the literature, in: *Journal of Psychology*, 137, 569-595.
- Wittmann, Marc (2009): The inner experience of time, in: *Philosophical Transactions of the Royal Society B-Biological Sciences*, 364, 1955-1967.
- Witzel, Andreas (2000). The problem-centered interview [26 paragraphs]. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 22, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>.
- Zerubavel, Eviatar (1993): *The fine line*, Chicago.

Welche Anforderungen stellt Lebenslaufpolitik an Zeitpolitik?

Ulrich Mückenberger

Zusammenfassung

Der Beitrag analysiert kritisch die Institution des im Arbeitsrecht vorherrschenden sogenannten „Normalarbeitsverhältnisses“. Der Fokus der Kritik ist die den Lebenslauf strukturierende Bedeutung dieser Institution, die aus ihrer Antriebs- und Ausgrenzungsfunktion resultiert. Im Hinblick auf diese Kritik bedarf das Normalarbeitsverhältnis einer Revision, die der Anforderung gerecht wird, Menschen einen selbstverantworteten Lebenslauf zu ermöglichen. In dem Beitrag werden zeitpolitische Vorschläge entwickelt, die der kritischen Analyse des Normalarbeitsverhältnisses Rechnung tragen. Die Vorschläge – die in dem Manifest der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP) „Zeit ist Leben“ entfaltet sind – drehen sich zentral um das neuartige „Recht auf eigene Zeit“.

What does Life Course Policy require from Time Policy?

Abstract

This paper critically analyses an institution that dominates labour law – the so-called „standard employment relationship“. The critique focuses on the fact that this institution draws its importance from functions structuring the life-course. The ‘incentive function’ and the ‘exclusion function’ are particularly significant in this respect. The following critique prompts a revision of the standard employment relationship, which both allows and encourages human beings to engage in a life course characterised by self-responsibility. This paper develops time-political proposals which take into account the critique of the standard employment relationship. The proposals – which draw on the basic ideas of the *German Society for Time-Policy*’s manifesto “Time is Life” – oscillate around the new concept of a “right to one’s own time”.

*Dem Andenken an Helga Krüger gewidmet,
Mitverfasserin des zeitpolitischen Manifests
„Zeit ist Leben“, die am 22. Februar 2008
starb.*

Vorverständnis: Normalarbeitsverhältnis als verfehlt implizite Zeitpolitik

... the life-course regime includes not one but a threefold system of reference between institutions, which acts out its inputs on life sequencing, life-area coordination, and the management of dependant lives. The institutional rationales are not attuned to each other and they challenge individual behaviour in the search for reconciling competing solutions (Helga Krüger 2009, 175)

Implizite und explizite Zeitpolitiken

Zeitpolitik kann zweierlei sein: Politik, die Alltag und Lebenslauf von Menschen beeinflusst („implizite“ Zeitpolitiken mit objektiv verifizierbaren zeitlichen Effekten und Einflüssen); oder auch Politik, die bewusst anstrebt, soziale Zeitstrukturen zu gestalten und zu ändern, um die Alltagszeiten und Lebensläufe von Menschen verbessern zu helfen („explizite“ Zeitpolitik mit dem Ziel, gesellschaftlich erwünschte zeitliche Effekte und Einflüsse hervorzubringen oder zu ihnen beizutragen). *Implizite* Zeitpolitik gibt es seit Menschen Gedenken – unsere Fabriken, Städte, Medien, Kirchen und Klöster, Schulen, öffentlichen Einrichtungen, Dienstleistungen, Transportmittel wissen davon schier endlose Geschichten zu erzählen. Diese implizite Politik betrifft Alltag und Lebenslauf nicht nur – sie kontrolliert und gängelt, „kolonisiert“ sie. *Explizite* Zeitpolitik (Zeitpolitik im engeren und eigentlichen Sinne!) ist dagegen heute erst im Entstehen. Sie hat sich zwar allmählich in etablierte Politikfelder (wie Stadtentwicklungs-, Familien-, Sozial-, Wirtschafts- oder Bildungspolitik) eingeschlichen – aber sie kämpft noch immer darum, anerkannt und von politischen Entscheidungsträgern ernst genommen zu werden.

Ich diskutiere hier nicht, warum dies so ist und warum Zeitpolitik in manchen Feldern (wie Familienpolitik) eher verfängt, während andere (wie Finanz- und Wirtschaftspolitik) sie bislang beharrlich ignorieren. Ich beschränke mich auf ein Element von lebenslaufbezogener Politik, das für Zeitpolitik bedeutsam erscheint: die Institutionalisierung des „Normalarbeitsverhältnisses“. Im ersten Teil umreißt ich zeitpolitische Vorverständnisse, die zur Kritik des Normalarbeitsverhältnisses beitragen. Im zweiten Teil deute ich explizit zeitpolitische Alternativen zum überkommenen Normalarbeitsverhältnis-Regime an.¹

¹ Der Zugang mag im Gesamtkontext der Beiträge dieses Bandes eigenwillig erscheinen. Ich halte es mit Johann Wolfgang von Goethe, der im Vorspiel auf dem Theater von Faust I den Theaterdirektor sprechen lässt: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Taten sehn!“; auch mit Karl Marx’ 11. Feuerbach-These: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt drauf an, sie zu verändern“; und mit Miguel de Cervantes’ Don Quixote: „The proof of the pudding is in the eating“ (Übersetzung Anfang des 17. Jahrhunderts und seither ein britisches Sprichwort). Will sagen: Wir wissen seit Jahrzehnten, an welchen zeitlichen Bedingungen Alltags und Lebensverläufe scheitern – aber uns fehlt die Fantasie (und sicher auch die Macht), daran Nennenswertes zu ändern.

Diachrone und synchrone Beziehung von Alltags- und Lebensläufen

Zunächst möchte ich Gesichtspunkte dafür aufführen, warum ich mich nicht nur mit lebenslauf-, sondern auch und vorrangig mit alltagsbezogener Zeitpolitik beschäftige. In meinem Verständnis sind beide „Politiken“ eng verknüpft. Das Lebenslaufkonzept thematisiert die Längsschiene, die *diachrone* Perspektive, des Vorher und Nachher, von „Statuspassagen“ und „Wendepunkten“ in einer individuellen Biographie. Das Konzept von Alltagszeiten und „alltäglicher Lebensführung“ fokussiert dagegen gewisse Momente in Biographien, die von menschlichen Wesen als das „Jetzt“ mit seinen *synchronen* Komponenten erfahren werden. Das Jetzt ist der einzige Raum „gelebter und erfahrener Zeit“. Im „Jetzt“ fällen wir die Entscheidungen, die dann – in der Biographie, im Lebenslauf – eine diachrone Gestalt und Ausformung erhalten. Gewiss ist das Jetzt – und um das zu verstehen, benötigen wir nicht den Rekurs auf den *Ekstase*-Begriff des „Jetzt“ bei Heidegger – mit Vergangenheit und Zukunft vermittelt: Es basiert auf der Erinnerung (dem „Vorher“) und nimmt Zukünfte (das „Nachher“) vorweg. Dennoch bleibt das Jetzt der einzige Raum², der als Zeit und als Leben erfahren wird und in dem durch die Person Entscheidungen für zukünftige Entwicklungen getroffen werden.³

Dies macht die konzeptionelle Beziehung zwischen alltäglicher Zeiterfahrung und Lebenslauf bedeutsam. Es mag selbstverständlich, ja trivial klingen, wenn jemand behauptet, dass der Lebenslauf sich aus einer unendlichen Vielzahl von alltäglichen, als Jetzt erlebten Momenten zusammensetzt. Daraus folgt aber die weniger trivial klingende Konsequenz, dass in der Beziehung zwischen Lebenslauf und Jetzt letzteres, das alltägliche Jetzt, die unabhängige, dagegen ersteres, der Lebenslauf, die abhängige Variable darstellt. Das Jetzt mitsamt seinen synchronen Komponenten ist entscheidend nicht nur dafür, wie mit erinnerter Vergangenheit umgegangen wird – ob sie beispielsweise aufrechterhalten, verdrängt, genau ausgewertet wird –, sondern mehr noch dafür, welche Schlussfolgerungen und Entscheidungen für die Zukunft – und damit für die Strukturierung des Lebenslaufes – durch sie generiert werden.

Deshalb müssen auf den Lebenslauf gerichtete zeitpolitische Erwägungen immer auch solche einschließen, die dem Alltag und seinen Komponenten gelten. Letztere formen in ihrem synchronen Ensemble und in ihrer Sequenzierung das, was wir als Lebenslauf beobachten. Ich verstehe darum den Titel meines Beitrages nicht so, als befürwortete ich eine *lebenslaufspezifische* Zeitpolitik. Ich ziehe vor, Zeitpolitik auf *Alltage und Alltagsleben* zu beziehen – alltagsbezogene Zeitpolitik, die allerdings in einer Weise ausgestaltet und evaluiert ist, um dazu zu verhelfen, dass im Jetzt getroffene Entscheidungen gesellschaftlich wünschenswerten Einfluss auf Lebensläufe haben.⁴

2 Einige Philosophen sprechen von einem „Punkt“ zwischen Vergangenheit und Zukunft, der ohne jede Ausdehnung ist („Zeitpunkt“) – allerdings legen neuere neurobiologische Erkenntnisse nahe, dass es sich beim Jetzt um einen „Raum“ („Zeitraum“) mit sehr begrenzter Ausdehnung handelt.

3 Selbst diese Position wird von der gegenwärtigen neurobiologischen Hirnforschung (wie bei Gerhard Roth – etwa Roth 1998) radikal in Frage gestellt, die postuliert, dass Menschen ihre Entscheidungen immer schon Sekunden vorher getroffen haben, ehe sie ihrer bewusst werden – dieses Postulat, sollte es verifiziert werden können, würde nicht nur das Konzept menschlicher Verantwortlichkeit revolutionieren, sondern auch dasjenige der Zeit im menschlichen Alltag.

4 „Gesellschaftlich wünschenswerten Einfluss auf Lebensläufe“ meint natürlich nicht, dass Gesellschaften sich anmaßen dürften, den Individuen patriarchalisch die Autonomie in ihrer Lebensführung zu ent-

Das Normalarbeitsverhältnis (NAV) und seine Implikationen für Lebensläufe

Seit mehr als zweieinhalb Jahrzehnten wird in westlichen Ländern, insbesondere Deutschland, eine sozialpolitische Debatte über Formen und Folgen der Flexibilisierung der Arbeit und – damit einhergehend – der Bedrohung des Normalarbeitsverhältnisses geführt (vgl. ursprünglich Mückenberger 1985; Mückenberger/Deakin 1989; und – nach 25 Jahren „revisited“ – Boulin 2010; Dörre 2010; Jepsen 2010; Jongerius 2010; Jürgens 2010; Mückenberger 2010). Am Anfang stand die Behauptung, das NAV sei weit mehr als gerade mal ein bestimmter Typ von Arbeitsvertrag – es sei vielmehr ein soziales und gesellschaftliches Reproduktionsarrangement. Dieses errichte und fixiere eine bestimmte Beziehung zwischen Menschen und bezahlter Arbeit, damit ein bestimmtes Verhältnis zwischen Menschen und unbezahlter Arbeit, damit auch eine Beziehung von Menschen untereinander, besonders von Männern und Frauen, und damit auch eine intergenerationale Beziehung (Mückenberger 1985). Vor diesem Ausgangspunkt war klar, dass die gegenwärtig zu verzeichnenden Herausforderungen des NAV, also die Flexibilisierung und „Ent-Standardisierung“ von Arbeit, nicht einfach durch „Verteidigung“ traditioneller Arbeitsverhältnisse (oder Kampf gegen „atypische Beschäftigung“) angemessen beantwortet werden konnten. Vielmehr waren die Herausforderungen danach einzuschätzen, (a) ob und wie sie die traditionellen Reproduktionsarrangements veränderten und (b) ob und wie dieser Veränderungsprozess in gesellschaftlich wünschenswerter und nachhaltiger Weise umgestaltet werden konnte.

Es bedarf keiner weiteren Begründung dafür, dass dieser Fragenkomplex – das NAV, seine Erosion und mögliche Alternativen zu ihm – von größter Bedeutung für die Debatte um Lebenslaufpolitik ist. Er steht für die Divergenzen zwischen männlichen und weiblichen Biographien, für Geschlechter- und Generationenkontrakte usw. Deshalb ging denn auch mit der NAV-Debatte eine solche um die „Normalbiographie“ (Levy 1977) einher. Dass der Lebenslaufbezug des NAV zeitpolitische Implikationen hat, war von Anbeginn der Debatte an klar; ihn hat insbesondere Helga Krüger in ihren Arbeiten (etwa 2009/2003) herausgestellt. Aber dieser Bezug ist kaum systematisch hergestellt worden.⁵ Ich kann diesen systematischen Bezug hier nicht herstellen, aber zumindest Ansatzpunkte dafür anbieten.

Ich habe früher schon darauf hingewiesen, dass der gegenwärtige Trend zu Arbeitsmarktsegmentierung und Diskriminierung von „nicht-normaler“ Beschäftigung keine Erfindung der aktuellen Deregulierungstendenzen war. Er ist bereits eingebaut in die traditionelle Struktur des NAV selbst, seine formellen und informellen Bedingungen und Auswirkungen, und wurde durch den Prozess der Deregulierung nur verstärkt und verschärft. Die Analyse des NAV⁶ brachte sieben Kriterien ans Tages-

ziehen. Gesellschaftlich wünschenswert wäre vielmehr, dass Individuen in die Lage versetzt werden, mit *capacitas* ausgestattet werden, Entscheidungen im Jetzt so anzulegen, dass sie für ihre Biographie zukunftsfähig sind.

5 Eine Ausnahme stellt vielleicht der VII. Familienbericht der Bundesregierung (2006) dar, der aber einen sektoralen familienpolitischen Zugang hatte.

6 Die Analyse konzentriert sich auf das NAV in deutschen sozialen und industriellen Beziehungen. Sie hat aber – trotz der hohen Diversität etwa zwischen nordischen und angloamerikanischen Beschäftigungskulturen (vgl. etwa Mückenberger/Deakin 1989, Leisering 2003, 215 ff.) Entsprechungen in allen Teilen der entwickelten Welt und sogar, aufgrund von Nachwirkungen des Kolonialismus, in der sich

licht, die das Ausmaß von Schutz für Arbeitsverhältnisse – und die Differenz dieses Ausmaßes zwischen unterschiedlichen Tätigkeiten – bestimmen: (1) Dauer der Betriebszugehörigkeit („seniority“ im anglo-amerikanischen Sinne), (2) Dauer von Zeiten bezahlter Beschäftigung insgesamt, (3) in Erwerbsarbeit erworbenes Alter, (4) Anzahl der Wochenarbeitsstunden (Voll- versus Teilzeit), (5) innerbetrieblich verbrachte Arbeitszeit (versus außerbetrieblicher, etwa Heimarbeit oder kleine Selbstständigkeit), (6) Betriebs-/Unternehmensgröße und (7) Qualifikationshöhe des Arbeitsplatzes. Zum Referenzmodell für „normale“ Arbeit wurde so das kontinuierliche, langdauernde, beruflich qualifizierte Vollzeitlerwerbsarbeitsverhältnis im mittleren oder größeren Betrieb. Auf diesen Typ von Beschäftigung waren die Schutzfunktionen deutscher Arbeitsbeziehungen und arbeitspolitischer Staatsinterventionen zugeschnitten – und darin auch tatsächlich wirksam. Sicher war in den deutschen industriellen Beziehungen das Senioritätsprinzip nie so konkurrenzlos verankert wie in den USA (vgl. Dohse/Jürgens/Russig 1982). Gleichwohl weisen auf das NAV zielende Schutzmaßnahmen Ähnlichkeiten zu diesem Prinzip auf, indem sie rechtliche Vorteile und relationalen Schutz mehr oder weniger strikt mit Länge und Kontinuität der Beschäftigungsbeziehung verknüpfen.

Diese Feststellung ist selbst schon wichtig im Kontext meiner Fragestellung. Hinzu kommt aber, dass das NAV als Grundlage von Staatsintervention neben seiner *schützenden* immer auch eine *selektive* Funktion hatte und hat. Auf der einen Seite bot es ein gewisses Maß von Schutz gegenüber der Macht des Arbeitgebers durch Beschränkung von Vertragsfreiheit und Weisungsrecht. Auf der anderen Seite war dieser Schutz „konditioniert“ – und zwar auf der Grundlage der „Unterscheidung“ zwischen Gruppen von arbeitenden Menschen nach dem Grad der Erfüllung des Kriteriums von Länge und Kontinuität von Erwerbsarbeit.

Gewiss hat diese Unterscheidungs- oder Selektionsfunktion des NAV immer schon bestanden – insofern war das NAV ein normatives, teilweise fiktives Referenzmodell, kein empirisch allgemeines Muster von Beschäftigung. Neben Beschäftigungsverhältnissen, die wenigstens teilweise dem Standard gleichen, bestand zu allen Zeiten marginale und unsichere Beschäftigung (z.B. Tagelöhner, Saison- und Gelegenheitsarbeiter). Immer gab es Tätigkeiten, die unabhängig von ihrem gesellschaftlichen Wert nicht als Lohnarbeit organisiert waren und deshalb nicht das dem „Standard“ vorbehaltene Ausmaß von Schutz genossen.

Seit einigen Jahren wird dieser „eingebaute“ Diskriminierungseffekt des NAV gegenüber nicht-typischer Beschäftigung nicht mehr unwidersprochen hingenommen. Das scheint mit zwei unterschiedlichen neueren Trends zu tun zu haben, die beide ein Paradox des heutigen Wohlfahrtsstaats ausdrücken. Einerseits haben sich das Ende des Wirtschaftswunders und das Ansteigen von Massenarbeitslosigkeit in einer „neuen Ungleichheit“ im Wohlfahrtsstaat niedergeschlagen. Andererseits hat derselbe Wohlfahrtsstaat mit seinen neuen gleichheitlichen kulturellen und politischen Normen die herkömmlicherweise benachteiligten Beschäftigtengruppen – besonders Frauen – dazu ermutigt, Forderungen nach Gleichheit und gegen die überkommene Selektivität von Schutz zu erheben.

entwickelnden Welt (vgl. Teklè 2010 – dazu Mückenberger 2011a), die hier jedoch nicht diskutiert werden können.

Implizite Zeitpolitik: Das Normalarbeitsverhältnis als Beispiel

Noch eine dritte Funktion hat das NAV, eine, die möglicherweise die größte Bedeutung für die Lebenslaufdebatte hat: die *Antriebsfunktion*. Sie weist Übereinstimmung mit dem Konzept des *normative modelling* bei Leisering (2003, 211 ff.) und der *attainment logic* bei Krüger (2009, 170) auf. Da die *Schutzfunktion* des NAV sich bündelt in NAV-gleicher Erwerbsbeschäftigung und Abweichungen durch die *Diskriminierungsfunktion* des NAV bestraft werden, geht vom Reproduktionsarrangement NAV ein permanenter und kontinuierlicher *Anreiz* für die Individuen aus, sich entsprechend den NAV-Kriterien zu verhalten – d.h. ein kontinuierliches, langdauerndes, beruflich qualifiziertes Vollzeiterwerbsarbeitsverhältnis im mittleren oder größeren Betrieb auszuüben oder zumindest anzustreben. Die Antriebsfunktion war für Bismarck das Motiv, zuerst die Rentenversicherung einzuführen. Bis heute ist sie der Grund, warum fast alle wohlfahrtsstaatlichen Lohnersatzleistungen nicht (mehr) steuerfinanzierte Sockelbeträge (flat-rate) darstellen; vielmehr sind sie beitragsfinanziert und folgen dem Äquivalenzprinzip. D.h., die Höhe der Leistungen folgt der Höhe der dafür entrichteten Beiträge, wobei die Beiträge der Menge und dem Niveau der verrichteten versicherten Erwerbsarbeit entsprechen. So institutionalisiert sich ein permanenter Anreiz zu möglichst lukrativer Erwerbsbeschäftigung.

Die Antriebsfunktion ist einer der Hauptgründe für unterschiedliche gegenwärtige Dilemmata:

(1) Marktvermittelte erwerbliche Arbeit (ob gesellschaftlich wertvoll oder nicht) wird als wertvoller betrachtet (und behandelt) als nicht-marktvermittelte und nicht-erwerbliche Arbeit (ob diese nun gesellschaftlich wertvoll und wünschenswert erscheint oder nicht).

(2) Erwerbsarbeit ist begleitet von einem andauernden – und gegenwärtig wahrscheinlich enorm ansteigenden und dabei zunehmende individuelle wie gesellschaftliche Schäden verursachenden – *Leistungsprinzip*.

(3) Konflikte zwischen erwerblicher und nicht-erwerblicher Arbeit (z.B. Kinder- oder Altenpflege) bleiben entweder ungelöst oder werden von den betreffenden Personen durch ein Wahlverhalten gelöst, das ihnen selbst und/oder der Gesellschaft Schaden zufügt: Sie entscheiden sich *zwischen* Erwerbs- und Pflegearbeit, bleiben kinder- oder berufslos und überlassen die Altenpflege den Heimen.

(4) Die geschlechtliche Arbeitsteilung in Familien und Haushalten bleibt trotz steigender Erwerbstätigkeit von Frauen, auch von Müttern, weithin unangetastet – was zu zahlreichen individuell und gesellschaftlich nachteiligen „Doppelbelastungen“ führt.

(5) All das schlägt sich nieder in einem Mangel an nicht-erwerblicher ehrenamtlicher Tätigkeit in lokalen Infrastrukturen und Nachbarschaften – für die zwar der Bedarf und die Menschen, vielleicht sogar die Motivation vorhanden sind, jedoch die Anreiz- und Belohnungsmechanismen fehlen.

Interessant wäre, bei alledem zu beobachten und auszuwerten, wie der Teufelskreis des mit dem NAV fest etablierten Anreizsystems sich selbst reproduziert: etwa wie derart sozialisierte Kinder ihre Präferenzen und ihr Wahlverhalten ihrerseits bei Lebenslauf-Entscheidungen wieder in Richtung Hochpotentialerwerbsarbeit steuern – oder vielleicht auch gerade nicht ...

Die gesellschaftliche Institution NAV hat in den letzten Jahrzehnten gewiss einen markanten Erosionsprozess erfahren. Aber das bedeutet nach vorliegenden Daten

beileibe nicht, dass sich damit ein gleicher und gleichzeitiger Erosionsprozess aller drei NAV-Funktionen vollzogen hätte. Bestimmt hat die *Schutzfunktion* in den letzten Jahren Kraft und vor allem Reichweite eingebüßt. Aber im Gegensatz dazu scheint die *Diskriminierungsfunktion* – mit der Tendenz zu einer hochsegmentierten „Zwei-Drittel-“ oder gar „Ein-Drittel“-Gesellschaft – noch zugenommen zu haben. Und, als Folge davon, scheint die *Antriebsfunktion* des NAV zu keiner Zeit so unangefochten, stark und kolonisierend gewesen zu sein wie in unseren Tagen von Hartz IV (ob um fünf Euro erhöht oder nicht).

Gerade hinsichtlich der Anreizfunktion des NAV finden wir naheliegende Beziehungen zur Lebenslaufpolitik vor. Wenn es zutrifft, dass das Jetzt den einzigen Raum darstellt, der als Zeit und als Leben erfahren wird und in dem durch die Person Entscheidungen für zukünftige Entwicklungen getroffen werden, dann werden – vor dem Hintergrund verringerten Schutzes und erfahrener Diskriminierung auf Arbeitsmärkten und in gesellschaftlichen Rollen – die Prioritäten für Zukunftsentscheidungen in hohem Maße von dieser Antriebsfunktion besetzt werden.

Zeitpolitisch relevante Probleme liegen mit diesen Feststellungen gleichfalls auf der Hand. In zwei Richtungen gehen die zu reflektierenden Fragen:

(1) Was sind in dem sich verändernden NAV-System die Komponenten des Jetzt von Personen, wie sie oben angedeutet wurden? Hier geht es um die *synchronen* Zeitstressfaktoren, denen Individuen und Gruppen ausgesetzt sind und die ihre Motivationen und ihre Präferenzen prägen. Dieser synchrone Blick braucht jedoch Differenzierung nach der Phase im Lebenszyklus. Was der VII. Familienbericht (BMFSFJ 2006) die *rush hour of life* nannte (d.h. die gleichzeitige Beschäftigung junger Erwachsener mit Partnerwahl, Berufsausbildung, Arbeitsmarktintegration, Beschaffung von Wohn- und Nachbarschaftsumfeld usw.), kann man auch verstehen als das zeitbezogene Resultat eines institutionellen Systems, das sich nach wie vor um das NAV dreht.

(2) Was sind vor diesem Hintergrund die Lebenslaufentscheidungen, die *diachron* von dem so gestalteten Jetzt herrühren? Diese Implikationen kann ich schlechter beurteilen als andere Beiträge zu diesem Sonderband. Nicht zuletzt geht es hier aber um die Plausibilität der Annahme, dass in der Beziehung zwischen Lebenslauf und Jetzt letzteres, das alltägliche Jetzt, die unabhängige, dagegen ersteres, der Lebenslauf, die abhängige Variable darstellt. Ich habe oben als Konsequenz daraus angedeutet, dass zeitpolitische Gestaltung sich wesentlich auf das Jetzt – und erst darüber vermittelt auf den Lebenslauf – zu richten habe. Das schließt aber keineswegs aus, eine alltagsbezogene Zeitpolitik in einer Weise auszugestalten und zu evaluieren, die dazu verhilft, dass im Jetzt getroffenen Entscheidungen individuell und gesellschaftlich wünschenswerten Einfluss auf Lebensläufe haben. Sie kann Individuen mit der *capacitas* ausstatten, Entscheidungen im Jetzt so anzulegen, dass sie für ihre Biographie zukunftsfähig sind. Dieses Vorverständnis stelle ich mit diesem Aufsatz zur Diskussion.

Folgerungen: Explizite Zeitpolitik als Lebenslaufpolitik

Das vorgeschlagene Projekt hat etwas ganz Revolutionäres, denn es enthält die Chance, endlich jenen Modernisierungsrückstand zwischen sich verändernden Geschlechterbeziehungen und alten Zeitstrukturen im Erwerbsleben aufzuholen, an dem Familien heute zerbrechen. (Helga Krüger 1996 über das Hamburger Aktionsforschungsprojekt „Zeiten der Stadt“)

Lebensqualität im Alltag als Ausgangspunkt

Das neue Politikfeld der Zeitpolitik (vgl. DGfZP 2003) findet sich mit dem auf das NAV zentrierten gesellschaftlichen Reproduktionsmodell und seinen externen Effekten nicht ab. Zeitpolitik geht vielmehr von dem Ziel individueller und kollektiver Lebensqualität in zeitlicher Hinsicht aus. Sie fordert und fördert von dort aus die Reorganisation öffentlicher, wirtschaftlicher und politischer Zeitstrukturen, um sie mit den Bedürfnissen von Individuen, Familien und Gruppen vereinbar zu machen. Vorgeschlagen wird den gesellschaftlichen Akteuren in den verschiedenen Bereichen (in Arbeit, Haushalten, Wissenschaft, Vereinen, Kirchen usw.), ihre zeitlich bedeutenden Handlungen und Entscheidungen mit Blick auf diejenigen anderer gesellschaftlicher Akteure vorzunehmen – unter Umständen auch, sich mit diesen abzustimmen –, um auf diese Weise zu gesellschaftlicher Vereinbarkeit beizutragen. Dass damit ein verändertes – und erweitertes – Verständnis von „Vereinbarkeit“ verbunden ist, gegenüber dem, das wir seit den 1970er Jahren kennen, wird weiter unten diskutiert.

Das zeitpolitische Manifest „Zeit ist Leben“ (DGfZP 2005; siehe unter www.zeitpolitik.de) beschäftigt sich mit gegenwärtigen Veränderungstendenzen auf dem Gebiet der Arbeitszeit und möglichen Alternativen dazu.⁷ Erklärtes Ziel der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP) ist es, Menschen eine im zeitlichen Sinn weitgehend selbstbestimmte Lebensführung zu ermöglichen. Bürgerinnen und Bürger sollten in der Lage sein, auf die wechselnden Anforderungen und Aufgaben im individuellen Lebensverlauf, auf Ansprüche und Vorlieben flexibel, vor allem aber möglichst selbstverantwortlich zu reagieren. Das erfordert natürlich nachhaltigere zeitpolitische Leitbilder und Spielräume, als sie das kritisierte Regime des NAV aufweist – auch und gerade mit Blick auf die zeitpolitische Gestaltung der Arbeitszeit durch Gesetzgebung und Tarif- und Betriebspraxis. Vergleichbare Gesichtspunkte und Perspektiven der Arbeitszeitgestaltung habe ich bereits früher vorgelegt (siehe Matthies et al. 1994; Mückenberger 1985, 2004, 2007).

Das zeitpolitische Manifest

Das Manifest der DGfZP entwickelt als allgemeinen Gedankengang, wie die zeitlichen Strukturen des Arbeitslebens gestaltet werden könnten und müssten, um mit den Überlebensbedingungen unserer Gesellschaft – vor dem Hintergrund der Vielfalt der Lebenslagen von Menschen in ihrem biographischen Verlauf – vereinbar zu werden. Das Manifest fokussiert nicht – wie ich es in eingangs getan habe – auf das NAV, wohl aber auf das mit ihm verbundene, oben kritisierte gesellschaftliche Reproduktionsmodell. Deshalb ist der durch das Manifest thematisierte Gestaltungsrahmen weiter als die von mir vorgenommene Kritik des NAV – er thematisiert die zeitliche Vereinbarkeit als allgemeines Gestaltungsfeld. Dessen ungeachtet stehen die Vorschläge in Kontrast zu zentralen Konstruktionsmerkmalen des NAV, die solche Vereinbarkeitsfragen nicht im Ansatz reflektieren oder berücksichtigen. Die konkreten Vorschläge, Diskussionsanstöße und Forderungen fasse ich im Folgenden in Thesen zusammen und begründe sie jeweils kurz.

⁷ Das zeitpolitische Manifest wurde ausformuliert von Helga Krüger, Peter Beier, Eckart Hildebrandt, Ulrich Mückenberger und Helmut Spitzley.

(1) *Es ist an der Zeit, das schwedische Modell der Vereinbarkeit von Beruf und Familie neu zu begreifen und den deutschen Bedingungen angepasst bei uns umzusetzen.* Dieses Modell setzt sich zusammen aus einer familienfreundlichen Arbeitszeitpolitik (z.B. Teilzeitanpruch für beide Eltern mit Rückkehrrecht in Vollzeit), einem einkommensbezogenen Elterngeld und einer zeitpolitisch sensiblen lokalen Betreuungsinfrastruktur (für Kinder ab dem ersten Lebensjahr, für Pflegebedürftige usw.).

In Deutschland ist das Elterngeld im Jahre 2007 auf den Weg gebracht worden; die Ausweitung der Kinderbetreuung und Ganztagschulen sind im Gang bzw. in der Diskussion. Eine Umgestaltung des Arbeitsrechts mit dem Ziel familiengerechter Arbeitszeiten steht allerdings noch aus. Es müsste einen auf beide Elternteile bezogenen und gleichheitsorientierten Freistellungsanspruch vorsehen. Durchsetzbar werden müsste eine individuelle Arbeitszeitgestaltung, die der Elternsituation Rechnung trägt; dies betrifft auch die Freistellung zur Pflege erkrankter Kinder. Die betriebliche Arbeitsumwelt müsste kinder- und elternfreundlicher werden. Dies schließt ein, die betriebsnahe Kinderbetreuung institutionell zu regeln. Zwar nahm die Betriebsverfassungsnovelle von 2001 die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit in den Aufgabenbereich des Betriebsrats auf (§ 80 Abs. 1 Ziff. 2.b), enthielt ihm aber ein darauf bezogenes Mitbestimmungsrecht vor.

(2) *Im öffentlichen Diskurs müssen optionale Zeitgestaltungen zugunsten Beschäftigter gleiche Legitimität genießen wie flexible Arbeitszeiten für die Unternehmen.* Heute wird Flexibilität von Arbeitszeiten vielfach gleichgesetzt mit besserer betriebswirtschaftlicher Verwertung des menschlichen Arbeitsvermögens. Betriebswirtschaftliche Zwecke sind legitim – haben aber keinerlei Monopolanspruch. Zeitgestaltungen, die den Menschen, den Familien, den Nachbarschaften zugutekommen, sind für das Überleben und den sozialen Zusammenhang der Gesellschaft mindestens ebenso wichtig.

(3) *Beschäftigten muss die Option eingeräumt werden, mehr Zeitanteile der Erwerbsarbeit für andere gesellschaftliche Zwecke (wie Bildung, Gesundheit, Elternschaft, Ehrenamt) umwidmen zu können.* Die Wahrnehmung solcher Optionsrechte kommt der Gesellschaft zugute und kann – da sie mit einer Verkürzung des Arbeitskraftangebots einhergeht – zur Verminderung der Arbeitslosigkeit beitragen. Gleichwohl sind sie im gegenwärtigen Erwerbsleben (etwa beim Bildungsurlaub) eher im Rückgang begriffen. Dies spricht für die Erhöhung und effektive Absicherung von zeitlichen Gestaltungsoptionen der Beschäftigten (Matthies et al. 1994; vgl. auch das „Optionszeitenmodell“ des VII. Familienberichts (BMFSFJ 2006, 267 f.).

(4) *Auszubauen ist ein arbeitszeitpolitisches Modell der „Flexicurity“, das Geschmeidigkeit (flexibility) und Verlässlichkeit (security) miteinander verbindet und somit unternehmerischen wie Beschäftigteninteressen in gleicher Weise zugutekommt.* Das Flexicurity-Modell geht von der Gleichwertigkeit betrieblicher und persönlicher Zeitinteressen aus. Es stellt der Freiheit der betrieblichen Zeitdisposition den Schutz der Beschäftigten durch persönliche Zeioptionen, durch ein kollektives Monitoring durch Arbeitnehmervertretungen sowie durch klare Ober- und Untergrenzen optionaler Zeitverteilung zur Seite. Die Konkretisierungsmöglichkeiten dieses Modells hinsichtlich unterschiedlicher Arbeitsvertragsformen, Personengruppen und juristischen Gestaltungsoptionen erscheinen heute hinreichend geklärt (vgl. die Beiträge in Kronauer/Linne 2005). Leider arbeitet das europäische Grünbuch zur Arbeitsrechtsfortbildung (EG 2006) mit einem auf Flexibilisierung verkürzten Flexicurity-Begriff.

(5) *Erstrebenswert ist die Entwicklung eines Systems der „Ziehungsrechte“ (drawing rights), das einerseits Beschäftigten Optionsrechte für die zweckgebundene Freistellung von Erwerbsarbeit über die Biographie hinweg eröffnet und andererseits die Verteilung der Lasten dafür regelt.* In der europäischen Diskussion über die Zukunft des Erwerbslebens ist das Modell der Ziehungsrechte prominent (Supiot 1999, 90 ff.; Mückenberger 2007). Es erfordert einen gesellschaftlichen Konsens über Art und Maß von Freistellungsrechten für gesellschaftlich anerkannte Zwecke. Bei der Gewährung von Freistellungsrechten wird die Lastentragung zu bestimmen sein. Dabei kommen die Belastung der Allgemeinheit, der Unternehmen, der einzelnen Arbeitnehmer sowie Mischlasten in Betracht. Im Einzelnen dürfte die Lastentragung davon abhängen, welche dieser Freistellungen den Unternehmen (wie z.B. Bildung), welche der Allgemeinheit (z.B. Familie, Ehrenamt) und welche den Individuen (z.B. Kultur, Muße) zugutekommen und daher von ihnen (mit-)zutragen sind. In diesem Zusammenhang dürfte auch ein Grundeinkommen bei bestimmten gesellschaftlich unterstützten Freistellungen ins Auge zu fassen sein. Vorschläge zu Ziehungsrechten sind auch in den VII. Familienbericht eingegangen (BMFSFJ 2006).

(6) *Erforderlich ist heute, die Arbeitsplätze altersgerecht auszugestalten und damit älteren Menschen die Chance zu eröffnen, ihre Fähigkeiten und Erfahrungen den nachfolgenden Generationen zu vermitteln.* Wenn derzeit das Rentenalter angehoben wird, so ist damit – da die meisten Menschen dieses Alter nicht in der Erwerbsarbeit erreichen – lediglich Rentenkürzung verbunden. Will man wirklich die Erfahrung Älterer vor Entwertung schützen, so muss man die Arbeitswelt ihnen anpassen, statt sie frühzeitig aus ihr auszusondern. Auch dann muss die Verlängerung von Erwerbszeiten eine Option der Älteren bleiben – sie darf nicht zum Zwang werden. So sieht denn auch das Optionszeitenmodell im VII. Familienbericht (BMFSFJ 2006) einen Ausgleich von Optionszeiten über die Gesamtlebenszeit vor – und bietet damit eine glaubwürdige Alternative zur allgemeinen Verlängerung der Lebensarbeitszeit. Die „Initiative 50plus“ der Bundesregierung (BMAS 2006) wies gleichfalls in die richtige Richtung – diese Ansätze bleiben aber bei finanziellen Anreizen zur Beschäftigung Älterer stehen und schrecken vor einer wirklichen Humanisierung der Arbeitsplätze Älterer noch zurück.

(7) *Notwendig sind örtliche ressortübergreifende privat-öffentliche Aushandlungsprozesse zur Vereinbarkeit von Dienstleistungsangeboten und -nachfrage (z.B. „lokale Zeitpakte“, Mobilitätspakte).* Die Lebensqualität von gleichermaßen Beschäftigten wie Nutzerinnen und Nutzern hängt in der heutigen Dienstleistungsgesellschaft vom Zugang zu personenbezogenen Dienstleistungen, z.B. Pflege-, Versorgungs-, kulturellen, gesundheitlichen, Sicherheitsdienstleistungen, ab. Diese folgen als wesentlichem Charakterzug dem so genannten „uno-actu-Prinzip“ – d.h. die Produktion und der Konsum solcher Dienstleistungen fallen im Allgemeinen räumlich und zeitlich zusammen, Produzenten und Konsumenten wirken bei ihnen strukturiert zusammen. In der Industriegesellschaft, in der Produktion und Abnahme/Konsum von Gütern zeitversetzt erfolgen, brauchen die Hersteller auf die Zeit- und Alltagsstrukturen der Abnehmer keine Rücksicht zu nehmen. Dagegen hat in der Dienstleistungsgesellschaft jede unternehmerische Zeitregelung (z.B. Öffnungszeiten von Arztpraxen, Ämtern, Kitas, Bibliotheken, sanitären Einrichtungen) immer auch Effekte auf der Nutzerseite. Der zeitliche Zugang zu solchen Dienstleistungen darf nicht bürokratischen oder marktlichen Interessen überantwortet bleiben. Er muss vielmehr Gegen-

stand von Beteiligung der Interessierten und fairer gesellschaftlicher Aushandlung („lokale Zeitpakete“) werden (Beispiele aus dem In- und Ausland bei Mückenberger 2004).

(8) *Ohne Bürgerarbeit und Ehrenamt ist der gesellschaftliche Zusammenhalt gefährdet; sie sind daher auch aus zeitpolitischer Perspektive zu fördern.* Bürgerarbeit und Ehrenamt sind wesentliche Bestandteile des „Sozialkapitals“ – die informellen Netzwerke in Gemeinden und Regionen sind oftmals für deren Bestand und deren Produktivität von ebensolcher Bedeutung wie formelle Institutionen und Produktionsfaktoren (Putnam 2001). Zu ihrer Förderung bedarf es zeitlicher, räumlicher, fachlicher und finanzieller Ressourcen. Dabei darf Ehrenamt allerdings nicht die erforderliche Beschäftigung in den Dienstleistungsbereichen gefährden oder ersetzen.

(9) *Um zeitpolitischen Zielen Raum zu geben, ist – wie in allen gesellschaftlichen Bereichen – auch in der Arbeitswelt die Zeitkompetenz der Individuen zu stärken; zu ihrer Ermutigung ist den Menschen „Zeit für Zeit“ zu verschaffen.* Die bloße Rationalisierung menschlicher Zeitverwendung, die bloße Beschleunigung menschlicher Tätigkeiten und Interaktionen – auch mithilfe von Informationstechnologien – und die maßlose Ausdehnung funktionaler Zeiten („Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft“) gefährden das menschliche Wohlergehen und den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Die Gesellschaft muss auch systematisch für Zeiten der Ruhe, der Entspannung, der funktionsfreien Kommunikation, der Gemeinsamkeit, der Sinnorientierung sorgen. Nur dann kann sie zu einer zeitlichen Balance bei Individuen, in Gruppen wie in Organisationen gelangen.

(10) *Notwendig ist heute auf gesellschaftlicher Ebene in Deutschland wie Europa ein „zeitpolitisches Monitoring“, das systematisch dem Verhältnis von zeitlichen Angeboten und zeitlicher Nachfrage nachgeht, das Konflikte identifiziert und deren Austragung moderiert und das normative Vorschläge zur Zeitpolitik unterbreitet.* Für Raum und für Geld gibt es längst politisch Verantwortliche. Zeit wurde dagegen viel zu lange als naturwüchsige Gegebenheit angesehen, die nicht gestaltet werden kann oder soll. Wir wissen heute, dass auch Zeit eine kostbare Ressource ist, die des Schutzes und der Verteilung, also der Gestaltung durch Zeitpolitik bedarf. Ohne Institutionalisierung und Ressourcen aber bleibt jede Politik wirkungslos. In Italien gibt es bereits Zeitämter und Zeitleitpläne, die Raumordnung- und Flächennutzungspläne ergänzen (Bonfiglioli/Mareggi 1997; vgl. auch Mückenberger 2004) – warum also nicht ein deutsches „Ministerium für Zeitpolitik“ oder einen Bundes- bzw. Landes-„Zeitbeauftragten“?

Ein neues Verständnis von „Vereinbarkeit“

Man kann die Summe dieser Vorschläge und Denkanstöße als Versuch ansehen, zu einer „Vereinbarkeit“ von Zeiten in der Gesellschaft beizutragen – Vereinbarkeit von Arbeitszeiten, Sozialzeiten, Familienzeiten, Dienstleister- und Nutzerzeiten usw. Damit verbunden ist ein zeitpolitischer Gestaltungsansatz, der sich von dem NAV-orientierten gesellschaftlichen Reproduktionsarrangement weit wegbewegt. Er gruppiert sich um das zentrale Anliegen der „Vereinbarkeit“, das bei dem Reproduktionsmodell des NAV – insbesondere wegen dessen Selektions- und Antriebsfunktion – nicht nur nicht gefördert, sondern geradezu ausgeblendet wird. Deutlich dürfte geworden sein, dass das zeitpolitische Konzept der Vereinbarkeit, das den genannten

Vorschlägen zu Grunde liegt, anderer Natur ist als das Konzept, das wir gemeinhin verwenden.

Das überkommene deutsche Vereinbarkeitsmodell stammte aus den 1970er Jahren. Es bestand wesentlich aus drei Elementen. Erstens wurde die meist von Frauen verrichtete Teilzeitarbeit gefordert und gefördert. Zweitens wurde in vergleichsweise großzügigem Umfang Elternschaftsurlaub auf Basis allerdings eines vergleichsweise niedrigen Erziehungsgeldes gewährt, der eben deshalb meist von Frauen in Anspruch genommen wurde. Drittens wurden relativ hohe kindbezogene Steuervorteile bzw. Transferleistungen gewährt (Mückenberger/Spangenberg/Warncke 2007).

Dieses Vereinbarkeits-Modell ist in seinen Resultaten hinter den an sein Wirken gestellten Erwartungen zurückgeblieben. Es konnte auf die Ausdifferenzierung in den Lebenslagen von Eltern und Erwerbstätigen nicht angemessen reagieren. Es erreichte nicht die Ziele der Vereinbarkeit – nämlich eine hohe Erwerbs- und Elternschaftsquote beider Geschlechter. Vor allem hat es sich als diskriminierend erwiesen, weil es Vereinbarkeit wenn überhaupt, dann nur individualisierend und geschlechterhierarchisch, somit um den Preis dauerhafter Benachteiligung von Frauen herzustellen vermochte (vgl. etwa Gerhard/Knijjn/Weckwert 2003; Klammer/Daly 2003).

Heute kommt – auch unter dem Eindruck des Scheiterns des alten – ein neues Vereinbarkeitsmodell zum Vorschein (vgl. auch BMFSFJ 2006; DJI 2005). Dieses nimmt nicht mehr nur die Individuen, sondern auch das „System“ der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion in den Blick. Es ist ansatzweise anderswo verwirklicht; in Deutschland ist es teilweise noch im Prinzip, teilweise noch in den Details der Ausgestaltung umstritten. Es verlangt jedenfalls intelligente Gestaltungen, denen gegenüber bloße Markt- und Deregulierungsdiskurse sich als wenig angemessen erweisen.

Das neue Vereinbarkeitsmodell hat gleichfalls drei Elemente. Erstens erlaubt und fordert es betriebliche Arbeitszeitmodelle, die auf Lebenslagen – somit auch auf Elternschaft – bezogen und insoweit auch optionsreich sind. Das Modell nimmt also die betriebliche Arbeitsorganisation und ihre zeitliche Dimension nicht einfach als „Gegebenheiten“ hin (als „Invariable“), an die die Arbeitskräfte sich (als „Variable“) anzupassen haben. Insofern verabschiedet es sich auch von herkömmlichen, geschlechterstereotypen „Normalitäts“-Fiktionen. Vielmehr werden Betrieb und Arbeitskraft beide als „Variable“ betrachtet, die in ihrer zeitlichen Dimension der diskursiven Koordination bedürfen (Matthies et al. 1994).

Zweitens fördert das neue Vereinbarkeits-Modell in den lokalen Infrastrukturen eine öffentliche Kultur der Pflege, der Ganztagschule sowie der Kleinkind- und Altenbetreuung. Die Reproduktion der Gesellschaft und die intergenerationale Solidarität werden dabei nicht (nur) als „Privatsache“ betrachtet, sondern (auch) als „öffentliches Gut“, das öffentlicher Vorsorge und Förderung bedarf.

Drittens gewährt es ein lohnbezogenes Elterngeld für pflegende Eltern. Diesem liegt gleichfalls die Anerkennung von Elternschaft als (auch) öffentliches Gut zu Grunde.

Das neue Modell von Vereinbarkeit regt Arbeitsmarktaktivität an, weil es einen Teil vordem „privat“ verrichteter personenbezogener Dienstleistungen in marktförmig ausgetauschte umwandelt – diese Transformation hat in Schweden erheblich zur Steigerung der Frauenerwerbstätigkeit beigetragen. Auch wenn die verschiedenen Varianten des „schwedischen Modells“ zahlreiche noch zu lösende Probleme aufweisen,

gelingt ihnen doch, wenigstens einen Teil der überkommenen Geschlechter-Diskriminierung abzuwehren. Dies leistet das neue Modell vor allem dadurch, dass es Männern und Frauen gleichermaßen die Beteiligung an pflegender Elternschaft und an Erwerbstätigkeit erlaubt. Die wachsende Vielzahl von Paarbeziehungs- und Mehrgenerationenformen, die steigende Erwerbstätigkeitsquote von Frauen wie auch die Existenz und Qualität außerhäuslicher Pflege von Kindern und pflegebedürftigen Angehörigen werden in diesem Modell nicht nur bewusst wahrgenommen, sondern bejahend gefördert und gestaltet. Gewiss: Es bleiben Diskriminierungsprobleme zu bewältigen – in Schweden z.B. blieben Pflegeberufe wie auch die Teilzeitarbeit als Arbeitsform eine weibliche Domäne. Aber das Modell markiert einen energischen Schritt zur Thematisierung und Lösung des – mit Vereinbarkeit verbundenen – Zielkomplexes.

Also: Umsteuerung weg vom Normalarbeitsverhältnis

Das angedeutete neue Vereinbarkeitskonzept bedeutet eine enorme Herausforderung für die betriebliche Ebene und die betrieblichen Akteure. Angestrebt wird damit ja nicht weniger als eine „Balance“ zwischen Arbeit und Leben, Betrieb und Region. Das lässt sich auf Grundlage eines Reproduktionsmodells, das um das NAV gruppiert ist, nicht erreichen. Vereinbarkeit in dem oben genannten anspruchsvollen neuen Sinne hängt davon ab, dass auch im Erwerbsleben, also auch in der rechtlichen Ausgestaltung der Arbeitsverhältnisse mehrere Bedingungen gegeben sind, die ich hier nur andeuten kann.⁸ Sie entfernen sich weit vom NAV, und wir sind (daher) noch weit von ihrer Anerkennung und Durchsetzung entfernt.

(1) Erforderlich sind Arbeitszeitregulierungen, die das Ziel verfolgen, zwischen drei Notwendigkeiten wenn nicht zu versöhnen, so doch einen fairen Kompromiss herbeizuführen: zwischen ökonomischen Effizienzanforderungen, lebensweltlichen Bedürfnissen der Beschäftigten und gesellschaftlichen Anforderungen auf Zugang zu bestimmten Gütern und Dienstleistungen.

(2) „Flexibilitäts“interessen der Firmen sind von den Beschäftigteninteressen an „Optionsfreiheit“ zu unterscheiden. Betriebliche Arbeitsorganisation und Tarifpolitik müssen an beiden interessiert sein. Schon heute räumen Firmen mit modernen Managementvorstellungen den Beschäftigten Zeitsouveränität, mithin Selbstbestimmung über die Arbeitszeit, ein (Beispiele siehe Matthies et al. 1994). Diese Praxis schließt vorherige kollektive Abkommen über die von einer Arbeitsgruppe zu verrichtende Arbeit ein sowie danach einen „Rotationsplan“ (d.h. einen Plan, der die vereinbarte Arbeitslast auf die Arbeitszeit der betreffenden Beschäftigten verteilt). Dieser Rotationsplan kann von den Beschäftigten selbst, wenn auch unter Beachtung bestimmter Vorrangregeln, im Wege des Diskurses aufgestellt werden; des Befehls oder des Weisungsrechts bedarf es dabei nicht.

(3) Externen Effekten betrieblicher Arbeitszeitregelungen wäre durch die Integration externer Interessen in den innerbetrieblichen oder -branchenmäßigen Verhandlungsprozess vorzubeugen. So muss das Interesse der Arbeitslosen bei der Vereinbarung von Überstunden, bei Verhandlungen über Arbeitszeitverkürzung zur Beschäfti-

⁸ Die vier folgenden Veränderungsbereiche werden – sowohl was den zu verändernden aktuellen Rechtszustand als auch was die notwendigen Veränderungsrichtungen angeht – in Matthies/Mückenberger/Offe/Peter/Raasch (1994) detailliert dargestellt.

gungssicherung integriert werden; Konsumenteninteressen wären zu berücksichtigen, wenn über die Öffnungszeiten privater und öffentlicher Dienstleistungen entschieden wird (siehe Fallbeispiel bei Buggeln/Mückenberger 2005).

(4) Der Faktor Zeit als Element der Lebensqualität setzt damit nicht nur bei der Arbeitszeit an, sondern bezieht örtliche Zeitangebote anderer Art mit ein (Transport- und Betreuungszeiten spielen dabei sicher eine herausragende Rolle, aber auch Zeiten des Ehrenamts, des Sports, der Spiritualität, der Weiterbildung sind bedeutsam). Zeitgestaltung gewinnt damit in moderner Betriebs- und Gewerkschaftspolitik eine integrale Form – sie nimmt inner- und außerbetriebliche Zeitgestaltung gleichermaßen ernst und behandelt sie ganzheitlich.

Anhang: Europarat-Beschluss zum „Recht auf Zeit“

Dass die genannten Vorschläge nicht außer jeder Reichweite politischer Institutionen und Machtstrukturen sind, zeigt ein Beschluss des Europarates (der 47 Mitgliedsstaaten umfassenden Organisation, von der unter anderem die *Europäische Erklärung der Menschenrechte* und die *Europäische Sozialcharta* stammen) aus dem Jahr 2010. Er beschäftigt sich mit Chancen und Möglichkeiten lokaler Zeitpolitik. Die Initiative ging vom „Komitee für soziale Kohäsion“ aus. Das Komitee verfasste einen Resolutionsentwurf, der am 28. Oktober 2010 vom „Kongress der Gemeinden und Regionen“ unter dem Titel *Soziale Zeit, Freizeit: Welche lokale Zeitplanungspolitik ist sinnvoll?* (Empfehlung 295 und Entschließung 313 <2010>) beschlossen wurde (Europarat 2010; dazu „Die Zeit“ vom 03.02.2011 und Mückenberger 2011). Die Entschließung enthält folgende Festlegungen:

8. Der Kongress [ruft] die städtischen Behörden, kommunalen Stellen und untergeordneten Verwaltungsebenen auf:

a. das Bewusstsein der Bürger über das Organisieren von Zeit in ihren Familien und ihrer unmittelbaren Umgebung zu erhöhen und die Notwendigkeit, diese zu ändern und mit der Zivilgesellschaft daran zu arbeiten, neue Organisationsformen zu entwerfen, um die Herausforderungen einer modernen Gesellschaft zu meistern;

b. zu ermitteln, in welchem Maße Zeitfragen und zeitliche Konflikte Probleme für Bürger und Unternehmen im lokalen Kontext bedeuten;

c. Zeitbüros einzurichten, die Schlüsselemente der lokalen Zeitpolitik sind, um Angebot und Nachfrage nach Zeit abzustimmen, Initiativen zu ergreifen und zu koordinieren, um Zeitpläne zu optimieren, und die Verfügbarkeit öffentlicher Dienste zu verbessern, um das tägliche Leben der Bürger zu vereinfachen;

d. eine sektorübergreifende, interdisziplinäre Studie über Mittel und Wege zur Förderung der Zeitpolitik im kommunalen Umfeld durchzuführen;

e. zu versuchen, die städtische Zeit und die soziale Zeit zu harmonisieren, um den Bedarf an zeitlichen Anpassungen alltäglicher Verpflichtungen und der räumlichen und zeitlichen Zugänglichkeit der städtischen Einrichtungen und Dienste zu erfüllen; diese Bemühungen müssen gleichzeitig die Solidarität un-

terstützen, die soziale Ausgrenzung bekämpfen und den Zusammenhalt fördern;

f. die zeitliche Dimension in alle ihre politischen Maßnahmen aufzunehmen;

g. die Konzepte anzuwenden und die Instrumente zu nutzen, die für die Umsetzung dieser Politik zur Verfügung stehen, und gleichzeitig ihre Relevanz sicherzustellen; neue Formen der Partizipation (gemeinsame Planungsorgane, gesellschaftlicher Dialog) und neue Tools für die Auswertung und Darstellung der räumlichen und zeitlichen Realität eines Gebietes zu etablieren (chronotopische Analysen und Karten);

h. beste Praktiken mit anderen Behörden auf nationaler und internationaler Ebene auszutauschen, um so Lernprozesse in diesem Bereich zu initiieren oder zu verstärken.

Diese Entschließung kann man als eine interne Positionsbestimmung des Kongresses des Europarats ansehen. Zu ihr tritt eine „Empfehlung“ hinzu, die sich an die politische Vertretung der 47 Mitgliedsstaaten des Europarats – das Ministerkomitee – richtet. Darin heißt es:

7. Dementsprechend empfiehlt er [das ist der Kongress] dem Ministerkomitee des Europarats die Mitgliedsstaaten aufzurufen:

a. ein stärkeres Bewusstsein für die veränderten Muster des urbanen Lebens zu fördern, u.a. über die Medien;

b. die Zeitplanungspolitik auf kommunaler Ebene zu fördern und ihre Verabschiedung andernorts zu ermutigen;

c. eine Politik zu verfolgen, die Behörden dazu auffordert, in städtischen Gebieten Zeitbüros einzurichten, praktische Maßnahmen zu fördern und private Unternehmen zu unterstützen, die eine Zeitplanungspolitik verabschieden;

d. vollständig das bestehende Wissen und die bestehenden Fähigkeiten zu nutzen und Exzellenzzentren einzurichten, die von den kommunalen Stellen als Referenzpunkte genutzt werden können;

e. die besten Praktiken zu verbreiten und Netzwerkarbeit zu fördern;

f. die Tools und Instrumente für die Einführung und Unterstützung einer Zeitpolitik zu identifizieren, die auf nationaler Ebene und in anderen Staaten zur Verfügung stehen, deren Entwicklung zu fördern und die wissenschaftliche Bewertung derselben zu unterstützen;

g. Forschung in diesem Bereich zu fördern, insbesondere durch das Einrichten akademischer Fächer und von „Zeitlaboren“.

8. Abschließend ruft der Kongress das Ministerkomitee des Europarats auf, das „Recht auf Zeit“ einzubeziehen. Er empfiehlt dem Ministerkomitee, die relevanten Organe des Europarats aufzurufen, insbesondere jene, die sich mit der Gleichstellung der Geschlechter und sozialem Zusammenhalt befassen,

sich ausdrücklich mit der Zeitpolitik zu befassen und die Zeitverwaltung in ihre Aktivitäten aufzunehmen, zusammen mit den Konzepten „Zeit-Wohlbefinden“ und „zeitliche Lebensqualität“.

Man beachte, dass damit das „Recht auf Zeit“, dem die DGfZP zahlreiche Publikationen und die Jahrestagung 2008 widmete, erstmals in ein offizielles Politikdokument auf europäischer Ebene Eingang findet! Gewiss: Man soll die Bedeutung solcher Politikdokumente nicht überschätzen. Sie können einfach in der Schublade – oder zeitgemäß: auf der Festplatte – verschwinden. Außerdem verfügt der Europarat als politische Organisation nicht über die ökonomische Macht und die Ressourcen wie die Europäische Union. Dennoch: Diese Organisation hat einen weiteren Einzugsbereich als die EU (sie schließt neben den EU-Ländern z.B. auch Russland und die Türkei ein). Und die zeitpolitischen Dokumente sind so konkret und genau formuliert, dass ihre Beachtung oder Nicht-Beachtung präzise nachweisbar sein werden.

LITERATUR

- BMAS (Bundesministerium für Arbeit und Soziales) (2006): Initiative 50plus, in: Sozialpolitische Informationen, 4/2006.
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hg.) (2006): Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit, Siebter Familienbericht, Berlin.
- Bonfiglioli, Sandra und Marco Mareggi (Hg.) (1997): Il tempo e la città fra natura e storia. Atlante di progetti sui tempi della città, Urbanistica Quaderni 12, Rom.
- Boulin, Jean-Yves (2010): Sicherheit mit Flügeln statt Sicherheit im Schneckenhaus! Sind betriebliche und individuelle Flexibilität vereinbar zu machen? in: Zeitschrift für Sozialreform 56:4, 427-30.
- Buggeln, Ute und Ulrich Mückenberger (2005): Zeitpolitische Entdeckungsverfahren. Choice-work, Bürgergutachten, Mediation, in: Mönig-Raane, Margret (Hg.): Zeitfragen sind Streitfragen, Hamburg, 118-155.
- Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP) (Hg.) (2003): Zeit für Zeitpolitik, Bremen.
- Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP) (Hg.) (2005): Zeit ist Leben. Manifest der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik, Bremen und Berlin.
- Deutsches Jugendinstitut (DJI) (2005): 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2. Fassung), München.
- Dörre, Klaus (2010): Normalarbeit und Prekarität, In: Zeitschrift für Sozialreform, 56:4, 439-41.
- Dohse, Knut, Ulrich Jürgens und Harald Russig (Hg.)(1982): Stattsicherung im Industriebetrieb, New-York/Frankfurt.
- EG (2006): GRÜNBUCH. Ein moderneres Arbeitsrecht für die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts, KOM(2006) 708 endgültig.
- Europarat (2010): Kongress der Gemeinden und Regionen, 19. Tagung, Straßburg, 26.-28. Oktober 2010, Entschließung 313 (2010) „Soziale Zeit, Freizeit: Welche lokale Zeitplanungspolitik ist sinnvoll?“ und Empfehlung 295 (2010) „Soziale Zeit, Freizeit: Welche lokale Zeitplanungspolitik ist sinnvoll?“.
- Gerhard, Ute, Trudi Knijn und Anja Weckwart (Hg.) (2003): Erwerbstätige Mütter. Ein europäischer Vergleich, München.
- Jepsen, Maria (2010): Jenseits des Normalarbeitsverhältnisse: Sklaverei des Arbeitsmarktes oder neu gewonnene Kollektivität, in: Zeitschrift für Sozialreform 56:4,433-437.
- Jongierius, Agnes (2010): Wie weit trägt das Polder-Modell? Flexicurity und atypische Beschäftigungsformen in den Niederlanden, in: Zeitschrift für Sozialreform 56:4, 431-433.

- Jürgens, Kerstin (2010): Kompass im gesellschaftlichen Wandel: zur Kritik am Normarbeitsverhältnis, in: *Zeitschrift für Sozialreform* 56:4, 421-425.
- Klammer, Ute und Mary Daly (2003): Die Beteiligung von Frauen an europäischen Erwerbsmärkten, in: Gerhard, Ute, Trudi Knijn und Anja Weckwart (Hg.): *Erwerbstätige Mütter. Ein europäischer Vergleich*, München, 193-217.
- Kronauer, Martin und Gudrun Linne (Hg.) (2005): *Flexicurity. Die Suche nach Sicherheit in der Flexibilität*, Berlin.
- Krüger, Helga (1996): Zeiten der Stadt – Gleichstellung der Geschlechter?, in: *Bremer Perspektiven-Labor* (Hg.): *Die zeitbewusste Stadt*, Bremen, 8-13.
- Krüger, Helga (2009/2003): The Life-Course Regime: Ambiguities Between Interrelatedness and Individualization, in: Heinz, Walter R., Johannes Huinink und Ansgar Weymann (Hg.): *The Life Course Reader. Individuals and Societies Across Time*, Frankfurt am Main/New York, 159-177.
- Leisering, Lutz (2003): Government and the Life-Course, in: Mortimer, J. Thomas und Michel J. Shanahan (Hg.), *Handbook of the Life Course*, New York, 205-225.
- Levy, René (1977): *Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive*, Stuttgart.
- Matthies, Hildegard, Ulrich Mückenberger, Claus Offe, Peter, Edgar, und Sibylle Raasch (1994): *Arbeit 2000. Anforderungen an eine Neugestaltung der Arbeitswelt. Eine Studie der Hans-Böckler-Stiftung*, Hamburg.
- Mückenberger, Ulrich (1985): Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses. Hat das Arbeitsrecht noch Zukunft? in: *Zeitschrift für Sozialreform* 31:7&8, 415-434 (Teil 1) und 457-475 (Teil 2).
- Mückenberger, Ulrich (2004): *Metronome des Alltags*, Berlin.
- Mückenberger, Ulrich (2007): Ziehungsrechte – Ein zeitpolitischer Weg zur „Freiheit in der Arbeit“, in: *WSI-Mitteilungen* 60:4, 195-201.
- Mückenberger, Ulrich (2010): Krise des Normalarbeitsverhältnisses – ein Umbauprogramm, in: *Zeitschrift für Sozialreform* 56:4, 403-420.
- Mückenberger, Ulrich (2011): Local Times Policies in Europe. Scientific opinion for the Council of Europe, in: *Time & Society* 20:2, 243-276.
- Mückenberger, Ulrich (2011a): Rezension von Teklè, Tzehainesh (Hg.) (2010), *Labour Law and Worker Protection in Developing Countries*, Hart Publishing: Oxford, 2010; International Labour Office: Geneva, 2010, und Ludger Pries, *Erwerbsregulierung in einer globalisierten Welt*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2010, in: *Transfer* vol. 17 nr. 2, 119-24.
- Mückenberger, Ulrich und Simon Deakin (1989): From Deregulation towards a European floor of rights, in: *Zeitschrift für ausländisches und internationales Arbeits- und Sozialrecht (ZIAS)*, 153-207.
- Mückenberger, Ulrich, Ulrike Spangenberg und Karin Warncke (2007): *Familienförderung, Steuerrecht und Gender Mainstreaming*, Baden-Baden.
- Putnam, Robert D. (Hg.) (2001): *Gesellschaft und Gemeinsinn*, Gütersloh.
- Roth, Gerhard (1998): *Das Gehirn und seine Wirklichkeit*, Frankfurt am Main.
- Supiot, Alain (Hg.) (1999): *Au-delà de l'emploi. Transformation du travail et devenir du droit du travail en Europe*, Paris.
- Teklè, Tzehainesh (Hg.) (2010): *Labour Law and Worker Protection in Developing Countries*, Oxford.

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Julia Brannen, Prof. Dr., Thomas Coram Research Unit, Institute of Education, University of London, 20 Bedford Way, London, WC1H 0AL, UK

Vera King, Prof. Dr., Universität Hamburg, Fachbereich Erziehungswissenschaft 1, Von-Melle-Park 8, 20146 Hamburg

Ulrich Mückenberger, Prof. Dr., Universität Bremen, Zentrum für Europäische Rechtspolitik/Centre of European Law and Politics, Universitätsallee GW1, 28359 Bremen

Matthias Pohlig, Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS), Universität Bremen, FVG, Wiener Straße/Celsiusstraße, 28334 Bremen

Herwig Reiter, Dr., Deutsches Jugendinstitut, Nockherstr. 2, 81541 München

Benedikt Rogge, Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS), Universität Bremen, FVG, Wiener Straße/Celsiusstraße, 28334 Bremen

Hartmut Rosa, Prof. Dr., Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Soziologie, Carl-Zeiß-Straße 2, 07743 Jena

Nadine M. Schöneck, Dr., Universität Bremen, Institut für Soziologie, FVG, Wiener Straße/Celsiusstraße, 28334 Bremen

Matthias Wiggins, Prof. Dr., Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS), Universität Bremen, FVG, Wiener Straße/Celsiusstraße, 28334 Bremen